I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, kultur- und literar-historischen Inhalts.

LEVEL ONE

Immanuel Kant und E. Swedenborgs Visionen.

Von Prof. Dr. Franz Hoffmann.

Als J. Kant in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Visionen Swedenborgs vernahm, schien er Anfangs nicht abgeneigt, wenigstens einem Theil derselben Glauben zu schenken. In einem Briefe an Fräulein Charlotte von Knobloch (später Frau von Klingspor) zwischen den Jahren 1761—1763, wahrscheinlich 1763,*) erklärte Kant, dieser Dame gegenüber sein Verfahren rechtfertigen zu wollen, da „es scheinen könnte, daß ein gemeiner Wahn mich etwa möchte vorbereitet haben, die dahin einschlagenden Erzählungen aufzusuchen und ohne sorgfältige Prüfung gerne aufzunehmen." Dann fährt er fort: „Ich weiß nicht, ob Jemand an mir eine Spur von einer zum Wunderbaren geneigten Gemüthsart oder von einer Schwäche, die leicht zum Glauben bewogen wird, sollte jemals haben wahrnehmen können. Soviel ist gewiß, daß ungeachtet aller Geschichten von Erscheinungen und Handlungen des Geisterreichs, davon mir eine große Menge der wahrscheinlichsten bekannt ist, ich doch jederzeit der Regel der gesunden Vernunft am gemäßesten zu sein erachtet habe, sich auf die verneinende Seite zu lenken; nicht als ob ich vermeinet, die Unmöglichkeit davon eingesehen zu haben (denn wie wenig ist uns doch von der Natur eines Geistes bekannt?), sondern weil sie insgesammt nicht genugsam bewiesen sind; übrigens auch was die Unbegreiflichkeit dieser Art Erscheinungen, ingleichem ihre Unnützlichkeit anlangt, der Schwierigkeiten so viele sind, dagegen aber des entdeckten Betruges und auch der Leichtigkeit, betrogen zu werden, so mancherlei, daß ich, der ich mir überhaupt nicht gerne Ungelegenheit mache, nicht für rathsam hielt, mir deßwegen auf Kirchhöfen oder in einer Finsterniß bange werden zu lassen. Dies ist die Stellung, in welcher sich mein Gemüth von langer Zeit her befand, bis die Geschichte des Herrn Swedenborg mir bekannt gemacht wurde." Hierauf erzählte Kant, daß die erste Nachricht von jenem bekannten Vorgang zwischen Swedenborg und der Königin von Schweden, die von allen Zeichen der Glaubwürdigkeit begleitet gewesen, ihn stützig gemacht und veranlaßt habe, um die Sache nicht blindlings zu verwerfen, sich näher zu erkundigen. Er habe daher an einen dänischen Officier nach Kopenhagen geschrieben, der den Vorgang bestätigt habe, und dann auf dessen Rath an Swedenborg selbst, der zwar Antwort versprochen, aber nach Mittheilung eines englischen Freundes sie zu geben unterlassen habe, weil er den Entschluß gefaßt, „die ganze sonderbare Sache vor den Augen der Welt öffentlich bekannt zu machen." Dann will Kant dem Fräulein v. K. ein paar Beweisthümer geben, wovon das ganze

*) Die Hartenstein'sche Ausgabe der Werke Kants gibt sogar noch in der 2. Auflage (II, 26) dem Briefe Kants an Ch. v. K das Datum 1758, während K. Fischer (Gesch. der neuen Philosophie III, 237 ff) nachwies, daß der Brief nicht vor 1761 und nicht nach 1763 geschrieben sein konnte, weil in diesem Jahre Fräulein von Knobloch sich an den Hauptmann von Klingspor verheirathete. Imm. Tafel erkannte zwar richtig, daß der fragliche Brief Kants nicht im J 1758 und jedenfalls später geschrieben sein mußte, vergriff sich aber völlig und recht kritiklos tendenziös, wenn er ihn in das Jahr 1768 verlegte. Vergl. Supplement zu Kants Biographie und zu den Gesammtausgaben seiner Werke ꝛc. von J. Tafel; Abriß des Lebens und Wirkens E. Swedenborgs ꝛc. S. 230 ff. (1840) und Swedenborg und der Aberglaube von J. Tafel (1856) S. 105 ff.

noch lebende Publikum Zeuge sei und steht nicht an von einer der bezeugten Begebenheiten (dem geistigen Schauen des Brandes in Stockholm, welches Swedenborg 1759*) zu Gothenburg zu Theil wurde) zu sagen, sie scheine ihm unter allen die größte Beweiskraft zu haben und benehme wirklich allem erdenklichen Zweifel die Ausflucht. Nachdem Kant diese Begebenheit in seinem Briefe vollständig und klar erzählt hat, ruft er aus: „Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen? der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr zwei Monaten in Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit von 1756 (vielmehr 1759) die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können." Wer kann hier verkennen, daß diese Nachrichten auf Kant einen starken Eindruck gemacht hatten? Dann fährt Kant bemerkenswerth fort: „Er (der Freund, welcher die Nachricht gegeben hatte) hat mir zugleich einigen Bericht von der Art gegeben, wie nach der Aussage des Herrn von Swedenborg, diese seine Gemeinschaft mit andern Geistern zugehe, imgleichen seine Ideen, die er vom Zustande abgeschiedener Seelen gibt. Dieses Porträt ist seltsam; aber es gebricht mir die Zeit, davon einige Beschreibung zu geben. Wie sehr wünsche ich, daß ich diesen sonderbaren Mann selbst hätte fragen können; denn mein Freund ist der Methoden nicht so wohl kundig, dasjenige abzufragen, was in einer solchen Sache das meiste Licht geben kann. Ich warte mit Sehnsucht auf das Buch, das Swedenborg in London herausgeben will. Es sind alle Anstalten gemacht, daß ich es sobald bekomme, als es die Presse verlassen haben wird."**) Der Brief schließt mit der seine skeptische Gemüthsart durchblicken lassenden Wendung: Ich weiß nicht, ob Sie das Urtheil zu wissen verlangen möchten, was ich mich unterfangen dürfte, über diese schlüpfrige Sache zu fällen. Viel größere Talente, als der kleine Grad, der mir zu Theil geworden ist, werden hierüber wenig Zuverlässiges ausmachen können." Der Ton dieses Briefes kann kaum auf den heutigen Leser einen ganz befriedigenden Eindruck machen. Diese vorausgeschickte Skepsis, dann dieses Einräumen des Vorhandenseins von Zeugnissen, welche allen erdenklichen Zweifeln die Ausflucht benehmen und zuletzt wieder die Andeutung, daß schließlich sein Urtheil sich doch auf die verneinende Seite schlagen dürfte, macht nicht den Eindruck einer offenen männlichen Sprache. Ebenso wenig kann uns Heutigen, wohl nicht allein, weil wir ihn als Denker so hoch zu stellen gewöhnt sind, die Ueberbescheidenheit, womit er von sich selbst spricht, gefallen. Nachdem Kant das große Werk Swedenborgs, die Arcana Coelestia (8 Quartbände), erhalten und gelesen hatte (wohl zwischen 1763 und 1764) schrieb er die berühmt gewordene Schrift: Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik, welche er indeß anonym, ohne die Anonymität ängstlich zu wahren, 1766 erscheinen ließ. Gleich das erste Wort des Vorberichtes der Schrift, der, wie es im

---

*) In Hartensteins Ausgaben der Werke Kants ist sogar noch in der 2. Auflage (B. II, S. 32) die Jahreszahl 1756 angegeben, während in dem Träumen eines Geistersehers ꝛc. (B. II, 363) die richtige Jahreszahl 1759 nicht fehlt.

**) Dieses „Buch" kann nicht das 8 bändige Werk: „Arcana coelestia" gewesen sein, welches schon 1749—1756 zu London erschienen war. Allerdings erschienen 1763 und 1764 einige Schriften Swedenborgs (Abriß des Lebens und Wirkens S. 6, S. 27 und 246). Kant empfing aber jedenfalls keine dieser Schriften, sondern nur die Arcana coelestia, ein Werk, welches schon viel früher erschienen war, als Swedenborg die Absicht kund gab, „die ganze sonderbare Sache (nach welcher der Freund und Kant selbst in seinem Briefe gefragt hatten) vor den Augen der Welt öffentlich bekannt zu machen." Wie kam es, daß statt des von Sw. in Aussicht gestellten und von Kant erwarteten Werkes ihm von London die Arcana coelestia zugeschickt wurden und daß Kant dieses hingenommen zu haben scheint, als ob es das erwartete Werk wäre? Fast will uns scheinen, als ob Swedenborg den Brief Kants an ihn nicht beantwortete, weil er in ihm einen strengen Kritiker und Gegner zu finden besorgte und daß er aus dem gleichen Grunde ihm nicht Kenntniß von seinen z. Th. schon längst erschienenen Schriften zu geben geneigt war. Der Brief Kants an Swedenborg kann nicht vor 1761 geschrieben worden sein. Die genaue Kenntniß des Datums desselben wäre wünschenswerth und noch mehr die Kenntniß des Briefes selbst, der nie veröffentlicht worden zu sein scheint.

Beisatze heißt, sehr wenig für die Ausführung verspricht, sagt mit einer Art verhaltenen Unmuths: „Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten." Es ist schon damit klar, welches Urtheil über Swedenborg zu erwarten steht und wir sind nur noch gespannt darauf, ob es auch so wohl begründet sein wird, daß wir ihm zustimmen können. Man merkt ihm den bitteren Verdruß an, den er darüber hegt: sich gestehen zu müssen, daß er sich selber für einen Augenblick oder für eine kurze Zeit in der Lage befand, welche er noch im Vorbericht mit den Worten schildert: „Welcher Philosoph hat nicht einmal zwischen den Betheuerungen eines vernünftigen und festüberredeten Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann? Soll er die Richtigkeit aller solcher Geistererscheinungen gänzlich ableugnen? Was kann er für Gründe anführen, sie zu widerlegen?" Kant konnte sich nämlich unmöglich der angeblichen Gründe der Leugner der Unsterblichkeit bedienen, da er den Glauben an die Unsterblichkeit aufrecht erhielt und es hätte sich daher ihm die ganze Untersuchung hauptsächlich auf die zwei Fragen concentriren können: 1. Ist die Möglichkeit von Geistererscheinungen einzuräumen? 2. Sollte sich die Unmöglichkeit von solchen nicht streng erweisen lassen, können mehrere Fälle dieser Art oder auch nur ein einziger Fall zweifellos festgestellt werden und insbesondere können die Visionen Swedenborgs — alle, oder einige und dann welche? — als erwiesene Geistererscheinungen gelten? Allein Kant war weit davon entfernt, über diese Fragen allein eine eigene Schrift zu schreiben. Er faßte ein ihm höher scheinendes Ziel ins Auge und gestaltete sein Manifest gegen Swedenborg zugleich zu einem Manifest gegen die dogmatische Metaphysik. Darüber sagt Kuno Fischer: „Dazu (zur Nothwendigkeit einer öffentlichen Erklärung über Swedenborg) kam noch eine höhere philosophische Absicht, die es ihm nahe legte, über Swedenborg zu schreiben. Er entdeckte nämlich zwischen dem Visionär und den Metaphysikern seines Zeitalters eine sehr überraschende Parallele, und gerade jetzt konnte ihm nichts gelegener kommen, als diese Vergleichung auszuführen. Swedenborg und die Metaphysik waren, um mit dem Sprichwort zu reden, für Kant zwei Fliegen, die er mit einer Kappe schlagen konnte."*) So zerfällt denn Kants Schrift in zwei Theile, deren erster „dogmatisch," deren zweiter „historisch" überschrieben ist. In dem ersten bespricht er im ersten Hauptstück einen verwickelten Knoten, den man nach Belieben auflösen oder abhauen könne. Dieser Knoten liegt ihm in der Schwierigkeit der Erklärung des Wechselverhältnisses des Immateriellen und des Materiellen. Man könnte, meint er, die Möglichkeit immaterieller Wesen annehmen, ohne Besorgniß widerlegt zu werden, wiewohl auch ohne Hoffnung, diese Möglichkeit durch Vernunftgründe beweisen zu können. Er gesteht geneigt zu sein, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und seine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen. Allein alsdann erscheine ihm die Gemeinschaft zwischen einem Geiste und einem Körper so geheimnißvoll, daß die Beantwortung der hier auftauchenden Fragen seine Einsicht sehr weit übersteige, wiewohl er sich getraue, alle dogmatischen Behauptungen über diese Gemeinschaft zu widerlegen. Im zweiten Hauptstück folgt „ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröffnen." In diesem Fragment entwirft Kant hypothetisch oder versuchsweise eine Weltanschauung, welche zum Theil die Monadologie des Leibniz, zum Theil Swedenborgs Lehren im Auge zu haben scheint, nur daß sie auffälligerweise die Materie oder das Materielle nicht monadologisch, aber auch nicht ausdrücklich atomistisch, zu erklären scheint. Nach dieser Anschauung würde die menschliche Seele schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zweien Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, sofern sie zur persönlichen Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und ertheilt, so daß, sobald jene Verbindung aufgehört hat, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt, und

*) Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer, 2. Aufl. III, 231—232.

sich ihrem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müßte. Es könnte vielleicht einmal bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange alles wohl steht. Andererseits ist es auch wahrscheinlich, daß die geistigen Naturen unmittelbar keine sinnliche Empfindung von der Körperwelt mit Bewußtsein haben können, weil sie mit keinem Theil der Materie zu einer Person verbunden sind, um sich vermittelst desselben ihres Orts in dem materiellen Welt-Ganzen, und durch künstliche Organe des Verhältnisses der ausgedehnten Wesen gegen sich und gegen einander bewußt zu werden, daß sie aber wohl in die Seelen der Menschen als Wesen von einerlei Natur einfließen können, und auch wirklich jederzeit mit ihr in wechselseitiger Gemeinschaft stehen, doch so, daß in der Mittheilung der Vorstellungen diejenigen, welche die Seele als ein von der Körperwelt abhängendes Wesen in sich enthält, nicht in andere geistige Wesen, und die Begriffe der letzteren, als anschauende Vorstellungen von immateriellen Dingen, nicht in das klare Bewußtsein des Menschen übergehen können, wenigstens nicht in ihrer eigentlichen Beschaffenheit, weil die Materialien zu beiderlei Ideen von verschiedener Art sind. Man kann sagen, daß wir uns gedrungen fühlen, eine empfundene Abhängigkeit unserer eigenen Urtheile vom allgemeinen menschlichen Verstande einzuräumen und ebenso das sittliche Gefühl als empfundene Abhängigkeit des Privatwillens vom allgemeinen Willen anzunehmen. „Wenn man diesen Gedanken so viel Scheinbarkeit zugesteht, als erforderlich ist, um die Mühe zu verdienen, sie an ihren Folgen zu messen, so wird man vielleicht durch den Reiz derselben unvermerkt zu einiger Parteilichkeit gegen (d. h. für) sie verflochten werden. Denn es scheinen in diesem Falle die Unregelmäßigkeiten mehrentheils zu verschwinden, die sonsten bei dem Widerspruch der moralischen und physischen Verhältnisse der Menschen hier auf der Erde so befremdlich in die Augen fallen. Alle Moralität der Handlungen kann nach der Ordnung der Natur niemals ihre vollständige Wirkung in dem leiblichen Leben des Menschen haben, wohl aber in der Geisterwelt nach pneumatischen Gesetzen. Die wahren Absichten, die geheimen Beweggründe vieler aus Ohnmacht fruchtlosen Bestrebungen, der Sieg über sich selbst oder auch bisweilen die verborgene Tücke bei scheinbarlich guten Handlungen sind mehrentheils für den physischen Erfolg in dem körperlichen Zustande verloren, sie würden aber auf solche Weise in der immateriellen Welt als fruchtbare Gründe angesehen werden müssen, und in Ansehung ihrer nach pneumatischen Gesetzen zufolge der Verknüpfung des Privatwillens und des allgemeinen Willens, d. i. der Einheit und des Ganzen der Geisterwelt eine der sittlichen Beschaffenheit der freien Willkühr angemessene Wirkung ausüben oder auch gegenseitig empfangen. Denn weil das Sittliche der That den innern Zustand des Geistes betrifft, so kann es auch natürlicher Weise nur in der unmittelbaren Gemeinschaft der Geister die der ganzen Moralität adäquate Wirkung nach sich ziehen. Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben, dem sittlichen Zustande zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte, so wie nach den Gesetzen der Bewegung die Materien des Weltraums sich in solche Ordnung gegeneinander setzen, die ihren Körperkräften gemäß ist. Wenn dann endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in den Wirkungen wieder finden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus einem Stücke sein, und ein stetiges Ganzes ausmachen, selbst nach der Ordnung der Natur."

In dieser an identische oder verwandte Vorstellungen nicht weniger heutiger sogenannter Spiritisten erinnernden Weise fährt Kant noch eine Weile fort, sich hypo-

thetisch den Verkehr der Abgeschiedenen mit den irdisch Lebenden ꝛc. auszumalen. Aber schließlich erklärt er das Alles doch nur für scheinbare Vernunftgründe und bemerkt, daß die anschauende Kenntniß der andern Welt allhier nur erlangt werden zu können scheine, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüße, welchen man für die gegenwärtige nöthig habe.

Das dritte Hauptstück ist nun vollends dazu bestimmt, die Scheinbarkeit der Vernunftgründe für den Geisterverkehr aufzudecken. Um seine Absicht gleich recht kräftig erkennen zu lassen, überschreibt Kant dieses Hauptstück: „Antikabbala: Ein Fragment der gemeinen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben." Warum Antikabbala? War denn im zweiten Hauptstück die Kabbala (hypothetisch) vorgetragen? Jene hypothetische Anschauung, die wohl nicht wenige Züge Swedenborg, aber keine der Kabbala entnommen hatte, durch den Gegensatz als Kabbalistisch erscheinen zu lassen, nimmt sich aus wie eine captatio benevolentiae bezüglich der Aufklärungsmänner des 18. Jahrhunderts. Allein, davon abgesehen, hält denn nun Kant auch wirklich Wort mit der Ankündigung, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben? So ganz und durchaus wenigstens nicht. Die Gründe, die Kant zunächst gegen jene Gemeinschaft vorbringt, laufen auf die Behauptung hinaus, daß sich die meisten Geistererscheinungen als Blendwerke der Einbildungskraft (als Hallucinationen) erklären ließen. Die von ihm darüber angestellten Betrachtungen machten, meint er, „die tiefen Vermuthungen" des vorigen Hauptstücks ganz entbehrlich. Er wagt nicht zu sagen, sie widerlegten von Grund aus die Möglichkeit und Wirklichkeit jeder Art des Geisterverkehrs. Er muß die Möglichkeit einräumen, daß ein solcher Verkehr bestehe und daß sich nicht mit Sicherheit behaupten lasse, alle Geistererscheinungen seien nichts weiter als Blendwerke der Einbildungskraft. Indessen genügt ihm die angebliche Entbehrlichkeit jener „tiefen Vermuthungen" des zweiten Hauptstücks, um sich, die Tragkraft seiner Prämissen überschreitend, in herben Worten über die „eingebildete" Geistergemeinschaft zu ergehen und eben nicht zu seinem Ruhme das dritte Hauptstück mit den auf die Aufklärungsmänner berechneten Worten zu schließen: „Daher verdenke ich es dem Leser keineswegs, wenn er, anstatt die Geisterseher für Halbbürger der andren Welt anzusehen, sie kurz und gut als Candidaten des Hospitals abfertigt und sich dadurch alles weiteren Nachforschens überhebt. Wenn nun aber alles auf solchen Fuß genommen wird, so muß auch die Art, dergleichen Adepten des Geisterreichs zu behandeln, von denjenigen nach den obigen Begriffen sehr verschieden sein, und da man es sonst nöthig fand, bisweilen einige derselben zu brennen, so wird es jetzt genug sein, sie nur zu purgiren. Auch wäre es bei dieser Lage der Sachen eben nicht nöthig gewesen, so weit auszuholen und in dem fieberhaften Gehirne betrogener Schwärmer durch Hülfe der Metaphysik Geheimnisse aufzusuchen. Der scharfsinnige Hudibras hätte uns allein das Räthsel auflösen können, denn" — doch da wir das Weitere der citirten Stelle aus Hudibras zu gemein finden, um es dessen würdig zu achten, daß es ein Kant in den Mund genommen, so wollen wir diese Blätter damit nicht verunreinigen.

Das vierte Hauptstück zieht nun den theoretischen Schluß aus den gesammten Betrachtungen des ersten Theils. Kant will hier mit der möglichsten Unparteilichkeit urtheilen. Nach einigen Versicherungen, daß er seine Seele von Vorurtheilen gereinigt, jede blinde Ergebenheit vertilgt habe und daß ihm „jetzo" nichts angelegen, nichts ehrwürdig sei, als was durch den Weg der Aufrichtigkeit in einem ruhigen und für alle Gründe zugänglichen Gemüthe Platz nehme, Versicherungen, welche doch ein wenig mit den vorhergehenden Ausfällen und der gleich angehängten Aeußerung contrastiren, daß eine so gleichgültige Aufgabe, als er abhandle, eine so ernsthafte Sprache kaum erfordere, als welche mehr ein Spielwerk denn eine ernstliche Beschäftigung genannt zu werden verdiene, fährt er fort: „Ich finde nicht, daß irgend eine Anhänglichkeit oder sonst eine vor der Prüfung eingeschlichene Neigung meinem Gemüthe die Lenksamkeit nach allerlei Gründen für oder wider benehme, eine einzige ausgenommen. Die Verstandeswage ist doch nicht ganz unparteiisch und ein Arm derselben, der die Aufschrift führt: Hoffnung

der Zukunft, hat einen mechanischen Vortheil, welcher macht, daß auch leichte Gründe, welche in die ihm angehörige Schale fallen, die Speculationen von an sich größerem Gewichte auf der andern Seite in die Höhe ziehen. Dieses ist die einzige Unrichtigkeit, die ich nicht wohl heben kann und die ich in der That auch niemals heben will. Nun gestehe ich, daß alle Erzählungen vom Erscheinen abgeschiedener Seelen oder von Geistereinflüssen und alle Theorien von der muthmaßlichen Natur geistiger Wesen und ihrer Verknüpfung mit uns, nur in der Schale der Hoffnung merklich wiegen; dagegen in der Speculation aus lauter Luft zu bestehen scheinen. Wenn die Ausmittelung der aufgegebenen Frage nicht mit einer vorher schon entschiedenen Neigung in Sympathie stände, welcher Vernünftige würde wohl unschlüssig sein, ob er mehr Möglichkeit darin finden sollte, eine Art Wesen anzunehmen, die mit allem, was ihm die Sinne lehren, gar nichts Aehnliches haben, als einige angebliche Erfahrungen dem Selbstbetruge und der Erdichtung beizumessen, die in mehrern Fällen nicht ungewöhnlich sind." Also Kant hält sich und Andere, die mit ihm die Hoffnung der Zukunft, der Fortdauer im Jenseits, festhalten, in der vorliegenden Frage für parteiisch und würde, wenn er sich unparteiisch machen könnte, was er aber niemals will, schlüssig sein, alle Erzählungen von Geistererscheinungen für Selbstbetrug oder Erdichtung zu halten. Womit hat denn nun aber Kant bewiesen, daß er, wenn ungläubig, hoffnungslos, dann unparteiisch gewesen oder geworden sein würde? Als ungläubig, hoffnungslos würde er doch nicht unparteiisch, sondern nur parteiisch für die Verneinung geworden sein. Womit denn der Standpunkt der Unparteilichkeit in dieser Frage eingenommen würde, hat Kant nicht gezeigt. Eine Nothwendigkeit der Parteilichkeit ist aber weder für die Bejahung noch für die Verneinung einzuräumen und ein Parteilichseinwollen ist unerlaubt, weil unvernünftig. Die Unparteilichkeit besteht nur darin, den Gründen der Vernunft und der Erfahrung streng Rechnung zu tragen und was diese lehren, kann nicht der Parteilichkeit beschuldigt werden. Schlügen sich die Gründe nach aller sorgfältigster, gewissenhaftester Prüfung auf die Seite der Verneinung, so müßte man sich eben in diese ergeben; schlügen sie sich aber auf die Seite der Bejahung, so müßte man trotz aller Leugnung Unverständiger für die Bejahung eintreten. Es fällt Kant auch gar nicht ein, sich in Rücksicht seines Unsterblichkeitsglaubens selbst, den er auf moralische Glaubensgründe stützt, der Parteilichkeit für schuldig zu erachten. Er meint nur, daß dieser wohlbegründete Glaube leicht den Glauben an den Geisterverkehr begünstige, der doch noch eine andere Frage sei. Darin ist ihm auch gar nicht zu widersprechen. Denn der Glaube an die Unsterblichkeit kann bestehen ohne den Glauben an den Geisterverkehr. Der letztere kann einem Unsterblichkeitsgläubigen scheinen von der Vorsehung versagt zu sein aus Gründen einer Weltordnung, mit deren Gesetzen sich der Verkehr von Geistern verschiedener Regionen nicht vertragen würde. Die Annahme des Geisterverkehrs irdisch Lebender mit Abgeschiedenen müßte sich also, um haltbar zu sein, noch auf andere Gründe als auf den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode stützen. Solche Gründe, wenn es derselben geben sollte, könnten nur entweder speculative (aprioriſche) oder empirische sein. Die ersteren scheinen Kant aus lauter Luft zu bestehen, d. h. jeder Haltbarkeit zu entbehren. Schon damals (1766) hielt er nichts für erkennbar als Formal-Aprioriſches und durch den inneren Sinn und die äußeren Sinne Gegebenes, Empirisches. Uebersinnlich-Aprioriſches, eigentlich Metaphysisches war von ihm ausgeschlossen. Weil so viele Philosophen in dem Gebiete des Metaphysischen nichts ihn Befriedigendes geboten hatten,*) so sollte nach ihm auf diesem Gebiete wenigstens außer dem Gebiete der Erkenntnißlehre, nichts Befriedigendes, Gewisses, Sicheres zu gewinnen sein und was ihm die Vergangenheit nicht geleistet zu haben schien, das sollte nun auch in alle Zukunft unmöglich sein, die vermeinte Ausmessung seines Vernunftvermögens

*) Hier könnte man fragen, ob Kant denn die philosophischen Systeme vor ihm, die gesammte Geschichte der Philosophie bis zum ihm, genugsam kannte und ob er sie, soweit er sie kannte, auch richtig beurtheilte und nicht unterschätzte. Die Behauptung, daß Kants Stärke die gründliche Kenntniß der Geschichte der Philosophie nicht gewesen sei, zählt nicht wenige Verfechter.

sollte zugleich die Ausmessung des Vernunftvermögens der gesammten Menschheit und also auch aller künftigen Menschen sein. Aber nach dieser Ansicht, die wir nicht theilen, muß Kant wenigstens einräumen, daß er dann auch a priori nicht wissen kann, daß der Geisterverkehr unmöglich ist und daß die Geister verschiedener Regionen absolut gegen einander abgeschlossen sein müssen. In der physischen Welt gewahren wir nirgends eine absolute Abgeschlossenheit einer Weltregion von irgend einer andern, ja eine solche ist sogar geradezu für unmöglich zu halten. Alles Physische im Universum wirkt, wenn auch durch unzählige Vermittelungen, aufeinander. Die Gravitationsverhältnisse des ganzen Universums greifen in einander, die Lichtwirkungen aller leuchtenden Weltkörper reichen durch das ganze Universum und, werden sie auch mit dem Wachsen der Entfernungen schwächer, daß sie irgendwo, so weit das Universum sich ausbreitet, absolut erlöschten, ist nicht anzunehmen. Die Geisterwelt kann sehr wohl zwar nicht dem gleichen, aber einem analogen Weltgesetz unterstellt sein, so daß sie nicht verschlossen, nicht absolut abgeschlossen die eine Geisterregion von den andern sein muß und also auch nicht die Welt der Abgeschiedenen von der Welt der irdisch Lebenden. Aber der Geisterverkehr kann, wo er aus seinem verborgenen Wirken heraustritt, Bedingungen unterworfen sein, welche nicht allgemein, alltäglich und allstündlich, erfüllt werden und er ist solchen unterworfen, sonst würde er ganz allgemein offenkundig hervortreten. Aus der Eigenthümlichkeit der Complicationen dieser Bedingungen folgt, daß Jemand vollgültige Beweisgründe für seinen Verkehr mit der Geisterwelt haben kann, ohne Andere von der Gültigkeit derselben evident überzeugen zu können. Kant aber geht auf diese Untersuchungen nicht ein und zieht sich auf seine kritische Unwissenheit über das Wesen des Geistes zurück mit der Erklärung, gerade diese Unwissenheit mache, daß er sich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den gewöhnlichen Geistererzählungen abzuleugnen, „doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammengenommen aber einigen Glauben beizumessen." Der erste Theil der Schrift endigt daher mit der Erklärung der Unentschiedenheit bezüglich aller Erzählungen von Geistererscheinungen und Geisterverkehr irgend einer Art und mit der Behauptuug erwiesen zu haben, daß man künftighin von diesen Dingen zwar noch allerlei *meinen*, niemals aber etwas *wissen* könne. So lege er denn die ganze Materie von Geistern als abgemacht und vollendet bei Seite.

Aber wozu bemühte sich denn Kant noch, in einem zweiten Theile der Schrift, die Visionen Swedenborgs zu untersuchen? War denn nicht schon am Schlusse des ersten Theils klar, daß Kant sie entweder ganz verwerfen oder im besten Falle sich unentschieden über sie aussprechen werde? Hätte die Unparteilichkeit der Untersuchung nicht verlangt, daß der historische Theil der Schrift dem wissenschaftlichen, den Kant auffälligerweise den dogmatischen nennt, vorangestellt worden wäre? Allein vom kritischen Standpunkt aus war eine unparteiische Untersuchung des Historischen gar nicht mehr möglich. Kant hätte seinen kritischen Standpunkt in Frage stellen müssen, um einer unparteiischen Untersuchung fähig zu sein. Denn war und blieb der kritische Standpunkt gültig, so waren im voraus Swedenborgs Visionen und Lehren verworfen. Es konnte höchstens über Das und Jenes Unentschiedenheit erklärt werden, weil es unerweisbar sei. Daran hätte sich freilich im Wesentlichen nichts geändert, wenn der historische Theil dem „dogmatischen" vorausgeschickt worden wäre. Daß es nicht geschah, verrieth aber doch deutlich, daß Kants Ansicht schon im Voraus entschieden war. So aber nimmt der zweite Theil der Schrift so ziemlich die Bedeutung eines bloßen Anhangs an, der zur Bestätigung des kritischen Standpunkts verwendet wird.

Kant behandelt die ganze Untersuchung mit einem gewissen Unmuth und gibt gleich, ehe er noch die Swedenborg zugeschriebenen Visionen berichtet, eine Schilderung seiner Persönlichkeit, in welcher er als Erzphantast bezeichnet wird. Kaum hat er den bekannten Vorfall mit einer Fürstin (der Königin von Schweden), den andern mit der Madame Marteville und das Schauen des Brandes in Stockholm zu Gothenburg erzählt, so eilt er, sie ohne alle Untersuchung ihrer Glaubwürdigkeit für Märchen zu erklären. Nach

allerlei witzigen Anspielungen findet er, es sei zu allen Zeiten so gewesen und werde auch wohl künftig so bleiben, daß gewisse widersinnige Dinge selbst bei Vernünftigen Eingang fänden, blos darum, weil allgemein davon gesprochen werde.*) Dahin gehören nach ihm die Sympathie, die Wünschelruthe, die Ahnungen, die Wirkung der Einbildungskraft schwangerer Frauen, die Einflüsse der Mondwechsel auf Thiere und Pflanzen u. dgl. und er steht nicht an diese Dinge in eine Linie mit dem Vorkommniß in Frankreich zu setzen, daß Kinder und Weiber in Frankreich es einmal dahin gebracht hätten, daß ein großer Theil kluger Männer einen gemeinen Wolf für eine Hyäne hielten. Was nun aber z. B. die Wirkung der Einbildungskraft schwangerer Frauen betrifft, so ist sie von wohlbewährten Aerzten und Physiologen vollkommen gut constatirt**) und der Gedanke liegt nahe, daß wenn Kant sich hierin geirrt hat, er sich wohl auch bezüglich der andern Punkte und bezüglich Swedenborgs wenigstens im Einen und Andern, geirrt haben könnte. Das zweite Hauptstück, welches schon im Titel Swedenborg als Schwärmer ankündigt, beginnt mit einer Reihe spottender Aeußerungen, die zum Theil witzig genug sind, aber nichts zur Aufklärung über Swedenborg beitragen. Kant kommt nun zu den Schriften Swedenborgs („seines Helden") und sagt von seinem großen Werke: Arcana coelestia, es enthalte acht Quartbände voll Unsinn. Er gibt aber eine sonderbare Beschreibung dieses „Unsinns," wenn er, in seiner Art gewiß recht geistreich von dem großen Werke sagt: „Nichts desto weniger herrscht darin eine so wundersame Uebereinkunft mit demjenigen, was die feinste Ergrübelung der Vernunft über den ähnlichen Gegenstand herausbringen kann, daß der Leser mir es verzeihen wird, wenn ich hier diejenige Seltenheit in den Spielen der Einbildung finde, die so viel andere Sammler in den Spielen der Natur angetroffen haben, als wenn sie etwa in fleckigem Marmor die heilige Familie, oder in Bildungen von Tropfstein Mönche, Taufstein und Orgeln, oder sogar wie der Spötter Liscov auf einer gefrorenen Fensterscheibe die Zahl des Thiers und die dreifache Krone entdeckten; lauter Dinge, die Niemand sonsten sieht, als dessen Kopf schon vorher davon angefüllt ist." Kant verschweigt nicht, daß sich die Arcana Coelestia als eine neue wenn auch nur mittelbare Offenbarung einführen. Er will aber nur die audita et visa, d. h. was seine (Swedenborgs) eigene Augen gesehen und eigene Ohren gehört haben, auszugsweise und in kurzer Uebersicht zur Mittheilung bringen, „weil sie allen übrigen Träumereien zu Grunde liegen, und auch ziemlich in das Abenteuer einschlagen, das wir oben auf dem Luftschiffe der Metaphysik gewagt haben." Seine Erzählungen und ihre Zusammenordnung scheinen Kant aus fanatischem Anschauen entsprungen zu sein und die Absonderung des Wahnsinns vom Wahnwitze zuzulassen und er will mit Weglassung vieler wilden Chimären die Quintessenz des Buchs auf wenig Tropfen bringen, wofür (nämlich für die bedeutende Abkürzung) er sich viel Dank verspricht. Auf den nun folgenden Auszug aus dem Werke: Arcana Coelestia, hat nun Kant offenbar nicht wenige Sorgfalt verwendet. Der Leser möge den Auszug in Kants Schrift selbst nachlesen. Nur die Anfangsstelle und dann einige Hauptzüge wollen wir mittheilen zur Orientirung des Lesers über das, was hier des Näheren ausgeführt wird. Kant sagt: „Herr Swedenborg theilte seine Erscheinungen in drei Arten ein, davon die erste ist, vom Körper befreit zu werden; ein mittlerer Zustand zwischen Schlafen und Wachen, worin er Geister gesehen, gehört, ja gefühlt hat. Dergleichen ist ihm nun drei- oder viermal begegnet. Die zweite ist, vom Geiste weggeführt zu werden, da er etwa auf der Straße geht, ohne sich zu verirren, indessen daß er im Geiste in ganz anderen Gegenden ist und anderwärts Häuser, Menschen, Wälder u. dgl. deutlich sieht, und dieses

*) In der Beurtheilung dieser „ widersinnigen" Dinge hat er aber kurz zuvor eingestanden, sich selber widersinnig zu verhalten.

**) Anthropologie von M. Perty I, 114—116, wo sicher beobachtete Fälle aus Steinhäusers Buch über das Versehen, aus Kerners Magikon, Froriep's Notizen, eines ungenannten Arztes Schrift: Das Naturleben des Weibes, angeführt werden. Es sind dies aber doch nur wenige Fälle von vielen, die von Aerzten und Physiologen mitgetheilt worden sind.

wohl einige Stunden lang, bis er sich plötzlich wiederum an seinem rechten Orte gewahr wird. Dieses ist ihm zwei- oder dreimal zugestoßen. Die dritte Art der Erscheinungen ist die gewöhnliche, welche er täglich im vollen Wachen hat, und davon auch hauptsächlich diese seine Erzählungen hergenommen sind. Alle Menschen stehen seiner Aussage nach in gleich inniglicher Verbindung mit der Geisterwelt; nur sie empfinden es nicht, und der Unterschied zwischen ihm und den Andern besteht nur darin, daß sein Innerstes aufgethan ist, von welchem Geschenke er jederzeit mit Ehrerbietigkeit redet (datum mihi est ex divina domini misericordia). Man sieht aus dem Zusammenhange, daß diese Gabe darin bestehen soll, sich derer dunklen Vorstellungen bewußt zu werden, welche die Seele durch ihre beständige Verknüpfung mit der Geisterwelt empfängt." Swedenborg sieht sich schon in diesem Leben als eine Person in der Gesellschaft der Geister. Die Gegenwart der Geister trifft zwar nur seinen inneren Sinn. Dieses erregt ihm aber die Apparenz derselben als außer ihm, und zwar als einer menschlichen Figur. Die Geistersprache ist eine unmittelbare Mittheilung der Ideen, sie ist aber jederzeit mit der Apparenz derjenigen Sprache verbunden, die er sonst spricht und wird vorgestellt als außer ihm. Ein Geist liest in eines andern Geistes Gedächtniß die Vorstellungen, die dieser darin mit Klarheit enthält. Die Geister sind ebenso neugierig, in Swedenborg den gegenwärtigen Zustand der Welt zu beschauen, als er es ist, in ihrem Gedächtniß wie in einem Spiegel die Wunder der Geisterwelt zu betrachten. Die Geister meinen dasjenige, was aus dem Einflusse der Menschenseelen in ihnen gewirkt worden, allein gedacht zu haben, wie die Menschen glauben, daß alle ihre Gedanken und Willensregungen, aus ihnen selbst entspringen, ob sie gleich oftmals aus der unsichtbaren Welt in sie übergehen. Jede menschliche Seele hat schon in diesem Leben ihre Stelle in der Geisterwelt, obgleich nicht räumlich. Das Verhältniß der Geister zu einander ist kein wahrer Raum, aber doch die Apparenz desselben. Daher die Entfernungen für nichts zu achten sind. Die körperlichen Wesen haben keine eigene Subsistenz, sondern bestehen lediglich durch die Geisterwelt, nicht jeder Körper durch einen Geist allein, sondern durch alle zusammengenommen. Alle Geister stellen sich einander jederzeit unter dem Anschein ausgedehnter Gestalten vor und die Einflüsse aller dieser geistigen Wesen unter einander erregen ihnen zugleich die Apparenz von noch andern ausgedehnten Wesen und gleichsam von einer materialen Welt, deren Bilder doch nur Symbole ihres inneren Zustandes sind, aber gleichwohl eine so klare und dauerhafte Täuschung des Sinnes verursachen, daß solche der wirklichen Empfindung solcher Gegenstände gleich ist. Swedenborg redet also von Gärten, weitläufigen Gegenden, Wohnplätzen, Gallerien und Arkaden der Geister und versichert, daß kürzlich gestorbene Freunde sich dort kaum hätten überreden können, gestorben zu sein, weil sie eine ähnliche Welt um sich gesehen hätten. Nach Sw. correspondirt der ganze äußere Mensch mit dem ganzen inneren Menschen und was den innern von Jenseits her in geistigen Einflüssen trifft, wird in den entsprechenden Gliedmaßen des äußern Menschen empfunden. Jede Geistersocietät zeigt die Apparenz eines großen Menschen an sich und alle Geistersocietäten zusammen erscheinen zuletzt in der Apparenz des größesten Menschen. — Hatte Kant schon in Verlauf seines Auszugs den Vorwurf der Phantasterei ꝛc. nicht zurückhalten können, so bricht er am Schlusse desselben in die Worte aus: „Ich bin es müde, die wilden Hirngespinnste des ärgsten Schwärmers unter allen zu copiren oder solche bis zu seinen Beschreibungen nach dem Tode fortzusetzen, und ergeht sich des Weiteren in unmuthigen Aeußerungen, unter andern auch über die Undankbarkeit des ihm von Freunden unterlegten bearbeiteten Stoffes, wobei er jedoch zu seinem Trost den geheimgehaltenen Zweck erreicht zu haben meine, die Metaphysik, in welche er trotz seltener Gunstbezeigungen das Schicksal habe verliebt zu sein, als die Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft angezeigt zu haben. (Schluß folgt.)

Die neue hessische Kirchenverfassung.

Verhandlungen der außerordentlichen Landessynode über das Edikt: Den Entwurf einer Verfassung der evang. Kirche des Großherzogthums Hessen betreffend. Darmstadt, Druck von C. W. Leske, 1874.

(Schluß.)

Auch über die Verpflichtung der Mitglieder der Gemeindevertreter und des Kirchen-Vorstandes kam es zu heftigen Debatten. Die Minorität hatte verlangt, daß bei der Verpflichtung der besondere Confessionsstand der Gemeinde erwähnt werde. Dieser Vorschlag fiel nach dem von der Majorität eingenommenen Standpunkte. Es wurde nur festgesetzt, daß die Verpflichtung nach einer vom Kirchenregimente zu erlassenden Formel erfolgen sollte. Nur das wurde der Gemeindevertretung verstattet, besondere Ordnungen für die Gemeinden festzusetzen und solche von der Ober-Kirchenbehörde und der Synode genehmigen zu lassen. In diesen Localstatuten konnten die Gemeinden ihren confessionellen Stand festsetzen. „Wenn das Oberconsistorium angemessen findet eine Meinungsäußerung der ganzen Kirchengemeinde herbeizuführen, so ist auf dessen Anordnung eine Versammlung sämmtlicher stimmberechtigten Gemeindeglieder zu berufen".

Die Functionsbestimmungen der Kirchenvorsteher wurden genau präcisirt. Wir erwähnen nur als besonders wichtig die Position 1: „Der Kirchenvorstand soll dem Pfarrer in der Ausübung Amtes treu zur Seite stehen, christliches Leben in der Gemeinde pflegen und zu dem Ende vor Allem durch christlichen Lebenswandel und Bethätigung kirchlichen Sinnes, namentlich durch Theilnahme am Gottesdienst und heiligen Abendmahle, der Gemeinde ein gutes Beispiel geben. Wenn ein Kirchenvorsteher dienstunfähig wird und freiwillig nicht zurücktritt, einen unsittlichen Lebenswandel führt oder seine Amtspflichten beharrlich vernachlässigt, so hat der Kirchenvorstand auf dessen Entlassung bei dem Decanatsausschuß anzutragen". Die Schlußbestimmung wurde nur nach hartem Kampfe bei der zweiten Lesung durchgesetzt, während sie bei der ersten gefallen war. Man machte zu ihren Gunsten geltend: Es sei nothwendig, daß es dem Kirchenvorstande ausdrücklich zur Pflicht gemacht werde, gegen untaugliche und unwürdige Mitglieder einzuschreiten. Spreche man diese Verpflichtung nicht ausdrücklich aus, so würden unsere Bauern aus andern Bestimmungen, aus welchen sie allenfalls hergeleitet werden könne, solche nicht herleiten und sich diesem odiosen Geschäfte entziehen. In dem ersten Satze wollten einige Mitglieder, theilweise auch aus dem Centrum, die Theilnahme am h. Abendmahl gestrichen haben. Man könne wohl für die Mitglieder des Kirchenvorstandes die Verpflichtung anerkennen, durch fleißigen Kirchenbesuch ein gutes Beispiel zu geben, aber um des Beispiels willen zum h. Abendmahl zu gehen, sei nicht statthaft; man müsse dazu die Disposition haben. Diesen Erörterungen wurde entgegengehalten, daß ein Kirchenvorsteher nicht an seinem Posten sei, wenn ihm diese Disposition gänzlich fehle. Noch größeren Kampf veranlaßte die zweite Position: „Uebung der Kirchenzucht, deren einziges Mittel Entziehung von kirchlichen Gemeinderechten sein darf, nach den bestehenden Bestimmungen. Ein die Kirchenzucht regelndes Gesetz bleibt vorbehalten". Die Linke setzte alle ihre Hebel in Bewegung, um den Ausdruck „Kirchenzucht" auszumerzen. Sie behauptete, dieser Ausdruck wäre allein wegen des üblen Beigeschmackes, den er aus der Vergangenheit überkommen habe, geeignet, viele Personen gegen die Verfassung einzunehmen, selbst vielleicht der Kirche geradezu zu entfremden. Es würden sich tüchtige und geeignete Männer nicht zur Uebernahme von dem Amte eines Kirchenvorstehers verstehen, wenn sie verpflichtet würden, zur Ausübung der Kirchenzucht die Hand zu bieten. Man entgegnete: Bis jetzt sei noch kein besserer Ausdruck für die Sache gefunden worden; auch die Linke habe schon einzelne Akte der Kirchenzucht, wie die temporäre Ausschließung von der Wahlberechtigung, anerkannt. Einzelne Mitglieder derselben hätten sogar die Möglichkeit der Ausschließung aus der Kirchenge-

meinschaft ins Auge gefaßt und davon gesprochen. Keine Gesellschaft könne bestehen, wenn sie nicht Disciplinargewalt über ihre Mitglieder ausübe und die Macht habe, solche, die ihr verderblich zu werden drohen, auszustoßen. Die Kirche müsse gerade in der Gegenwart, wo sie noch so viele gefährliche Elemente in sich berge, durch Zuchtbestimmungen die Mittel in Händen haben, sich gegen solche zu schützen. Jemehr Freiheit man den Gemeinden gestatte, desto nöthiger sei es, Kirchenzucht in rechter Weise zu üben; vor dem Namen solle man nicht erschrecken, wenn derselbe auch schwache Nerven unangenehm berühre. Auch sei nicht zu übersehen, daß nicht wenige Gemeindeglieder sich gerade über den Mangel an Zucht beklagten u. s. w.

Wenn wegen Verhinderung, insbesondere wegen persönlicher Betheiligung, kein geistliches Mitglied den Vorsitz führen kann, so tritt der von dem Kirchenvorstand aus seiner Mitte gewählte Stellvertreter an seine Stelle. Der Vorsitzende hat das Recht, Beschlüsse, welche er für gesetzwidrig hält, dem Decanatsausschuß vorzulegen und die Ausführung bis zu dessen unverzüglich nachzusuchender Entscheidung zu suspendiren. Gegen diese ist Recurs an das Oberconsistorium zulässig. Wenn ein Kirchenvorstand seine Pflichten auffällig vernachlässigt und verletzt, so kann das erweiterte Oberconsistorium ihn auflösen. Die Gemeindevertretung kann ohne Angabe der Gründe aufgelöst werden.

Bei den Decanatssynoden wurde die Parität der geistlichen und weltlichen Mitglieder festgehalten. Es sollte jede Gemeinde so viele weltliche Mitglieder wählen, als sie fungirende Geistliche habe. Die Wahl geschieht durch die Gemeindevertretung und ist auf die jetzigen oder dagewesenen Mitglieder des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung beschränkt. Als weltliche Abgeordnete können auch theologisch gebildete Männer gewählt werden, welche nicht als Geistliche der Decanatssynode beizuwohnen haben. Vertreter der vacanten Pfarreien in der Decanatssynode sind die Spezial-Vicare oder solche Hülfsgeistliche, die vom Decanatsausschuß damit beauftragt werden. Zu dieser Bestimmung wurde die Synode veranlaßt, weil, wenn mehrere Vacanzen in einem Decanat wären und die Spezialvicare andere Pfarreien zu vertreten hätten, das Laienelement allzu sehr prävalire. Darum wurde auch der Vorschlag der Linken, daß in Gemeinden über 3- oder 5000 Seelen für jede 1500 oder 3000 Seelen weiter ein weltlicher Abgeordneter über die gleichheitliche Zahl hinaus bis zur Zahl von sechs weltlichen Abgeordneten für eine einzelne Gemeinde gewählt werden solle, abgelehnt. Durch Beschluß der Decanatssynode können für ein Decanat besondere, der Kirchenverfassung nicht widersprechende Einrichtungen getroffen werden. Solche statutarische Bestimmungen bedürfen zu ihrer Rechtsgültigkeit der Anerkennung der Landessynode und der Bestätigung des Oberconsistoriums. Die Decanatssynoden treten in der Regel einmal im Jahre, nachdem dem Oberconsistorium von der Berufung Anzeige gemacht worden, auf längstens zwei Tage, außerdem aber so oft zusammen, als das Oberconsistorium anordnet oder auf Antrag des Decanatsausschusses genehmigt. Die regelmäßigen Versammlungen werden durch öffentlichen Gottesdienst, wozu der Decanatsauschsuß den Prediger bestimmt, eingeleitet. Sie sind, wenn die Versammlung nicht im einzelnen Fall ein anderes beschließt, öffentlich. Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist erforderlich, daß alle Mitglieder eingeladen werden und daß von denselben die Mehrzahl erschienen ist. Bei einer zweiten Berufung sind die Erschienenen beschlußfähig.

Die Decanatssynode ist berechtigt, Hülfsgeistliche, Anstalts- und Militärgeistliche mit berathender Stimme zu ihren Sitzungen zuzuziehen.

Der Decan und sein Stellvertreter bilden nebst zwei weltlichen und einem dritten ohne Beschränkung des Standes von der Decanatssynode zu wählenden Abgeordneten der Decanatssynode den Decanatsausschuß. Außerdem sind zwei Ersatzmänner, ein geistlicher und ein weltlicher zu wählen. Bei wichtigeren Gegenständen, namentlich bei Beschlüssen über die Entlassung von Kirchenvorstehern und über schwerere Kirchenzuchtsfälle hat der Decan den Ausschuß durch die beiden Ersatzmänner zu stärken; in andern Fällen ist er nach Bedürfniß dazu befugt. Der Decan hat das Recht, Beschlüsse,

welche er für gesetzwidrig hält, dem Oberconsistorium vorzulegen und die Ausführung einstweilen zu suspendiren.

Nach dem Regierungsentwurf sollte der engere Decanatsausschuß nur aus dem Stellvertreter des Decans und einem gewählten weltlichen Abgeordneten bestehen. Man zog aber in Erwägung, daß bei einer solchen Zusammensetzung der weltliche Abgeordnete gar zu leicht als bedeutungsloser Strohmann dastehen könne, wenn der Decan mit seinem Stellvertreter einig wäre; darum fügte man noch einen weltlichen Abgeordneten bei, also zwei weltliche und zwei geistliche. Wenn aber je beide unter sich einig werden, wer sollte die Entscheidung haben? darum der Ausweg mit dem fünften ohne Beschränkung des Standes zu wählenden Mitglied.

Für die Wahl des Decans bestimmte der Regierungs-Entwurf den Dreien-Vorschlag von Seiten der Decanatssynode. Nach der Minorität sollte von den geistlichen Mitgliedern eine zum Decan geeignete Person aus ihrer Mitte in geheimer Stimmgebung gewählt und den weltlichen Mitgliedern bezeichnet werden. Genehmigt diesen Vorschlag die Mehrzahl der weltlichen Mitglieder nicht, so wird auf gleiche Weise ein zweiter gemacht. Führt auch dieser nicht un Ziel, so ernennt das Kirchen-Regiment den Decan.

Beide Vorschläge wurden nicht angenommen. Die Synode beschloß, der Decan sollte durch absolute Stimmenmehrheit gewählt und vom Großherzog bestätigt werden. Erfolge diese Bestätigung nicht, so sei eine andere Wahl anzuordnen. Werde auch diese nicht bestätigt, so solle das erweiterte Oberconsistorium den Decan ernennen.

Die Landessynode besteht 1. aus einem geistlichen und einem weltlichen von der Decanatssynode gewählten Abgeordneten; 2. aus dem evangelischen Prälaten; aus sieben von dem evangelischen Landesherrn (nach Anhörung des Oberconsistoriums) zu wählenden Mitgliedern, und zwar drei geistlichen und vier weltlichen (im Ganzen 54). Wähler zu einem geistlichen Abgeordneten ist jeder im Kirchendienst oder Schuldienst definitiv angestellte Geistliche, der fünf Jahre den geistlichen Beruf ausgeübt hat. Wählbar zum weltlichen Abgeordneten ist jedes Gemeindeglied, das den Erfordernissen zur Wahl eines Gemeindevertreters entspricht.

Einige Mitglieder der Linken hätten gerne die vom Großherzog zu ernennenden Mitglieder beseitigt, allein die darauf abzielenden Aeußerungen fanden keinen Anklang in der Synode. Man bemerkte, der Landesherr habe sich durch die Verfassung so vieler Rechte begeben, daß man ihn nicht weiter beschränken dürfe; es wurde auch angedeutet, daß auf diese Weise Personen, welche nicht gewählt worden, aber für die Synode besonders geeignet wären, herbeigezogen werden könnten.

Nach dem Entwurf sollte ein Mitglied der theologischen Facultät unter diesen sieben sein. Diese Bestimmung hatte der Ausschuß schon gestrichen. Die Landessynode tritt regelmäßig alle fünf Jahre zusammen. Die Verpflichtung der Mitglieder geschieht nach folgender Formel: „Ich gelobe vor Gott, daß ich als Mitglied der Synode die innere und äußere Wohlfahrt der evangelischen Kirche des Großherzogthums nach bestem Wissen und Gewissen wahren und danach trachten will, daß die Kirche in Einigkeit des Glaubens und in Gemeinschaft der Liebe wachse zu ihrer Selbstbesserung an dem, der das Haupt ist: Christus".

Handelt es sich um eine Aenderung von Verfassungsgesetzen oder um eine Aenderung der Gottesdienstordnung oder der kirchlichen Bücher, so wird die Anwesenheit von drei Viertheilen der Mitglieder und eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen der Anwesenden zur Beschlußnahme erforderlich, sonst genügt die Anwesenheit von zwei Drittheilen der Mitglieder.

Neue Religionsbücher, Gesangbücher und Agenden dürfen nur mit Zustimmung auf der Landessynode eingeführt, sowie überhaupt kirchengesetzliche Normen in Bezug auf Lehre, Cultus, Zucht und Verfassung erlassen werden, vorbehaltlich doch des Ablehnungsrechts der Gemeinden. Das Bekenntniß bildet keinen Gegenstand der Gesetzgebung der Landeskirche. Die Sitzungen werden mit Gebet begonnen und

die letzte Sitzung mit Gebet geschlossen. Der Ausschuß hatte vorgeschlagen „mit agendarischem Gebet". Auch die Synode hatte diesen Beisatz angenommen. Wir glauben, daß das Kirchenregiment solchen mit Recht gestrichen hat.

Vor dem Schluß einer ordentlichen Synode wird für die Zwischenzeit bis zur Ausschußwahl der nächsten Synode ein Synodalausschuß bestellt, welcher aus dem Präsidenten der Synode und vier von demselben gewählten Mitgliedern, zwei geistlichen und zwei weltlichen, zu bestehen hat. Zugleich werden für Verhinderungsfälle dieser ordentlichen Mitglieder Ersatzmänner gewählt. Dieser Ausschuß versammelt sich in den Jahren, wo die Landessynode nicht zusammentitt, je einmal auf Berufung des Oberconsistoriums zu geeigneter Zeit. Derselbe kann noch zu außerordentlicher Versammlung berufen werden. Er bildet mit den Mitgliedern des Oberconsistoriums das erweiterte Oberconsistorium.

Von dem Geistlichen wird gefordert, daß er das Wort Gottes lauter und rein unter Beobachtung des Ordinationsgelübdes sowie der in der Gemeinde bestehenden besonderen Ordnungen verkündige, daß er mit einem christlichen Leben der Gemeinde voranleuchte und dem geistlichen Beruf in Wort und That allzeit Ehre mache.

Nach dem Vorschlag der Minorität sollte der betreffende Passus heißen: „nach Maßgabe des Ordinationsgelübdes und des Bekenntnißstandes seiner Gemeinde". Die Synode ging nicht darauf ein, ebenso auf das gestellte mildernde Amendement: „unter gewissenhafter Berücksichtigung des Bekenntnißstandes der Gemeinde". Das Wort „Bekenntnißstand" war eben ein mißliebiges, wo solches auch vorgebracht wurde. Doch konnte man die schon füher zugegebenen „besonderen Ordnungen" nicht beseitigen. In diesen Localstatuten kann der Bekenntnißstand gewahrt werden; auch bietet die Fassung einige Garantie, daß der Geistliche die aus dem Bekenntnißstand fließende besondere kirchliche Verordnung nicht außer Acht lassen und verletzen darf, auch wenn kein besonderes Statut beliebt werden sollte.

In Bezug auf die rein geistlichen Geschäfte, nämlich Verkündigung des göttlichen Wortes, Verwaltung der Sacramente, religiösen Jugendunterricht und Seelsorge, ist der Pfarrer unabhängig vom Kirchenvorstande. Ueber Anklage wegen Verletzung des Ordinationsgelübdes entscheidet das kirchliche Disciplinargericht. Diese Einrichtung findet sich bis jetzt blos in der oldenburgischen Kirchenverfassung. Doch wurde der betreffende Paragraph einstimmig angenommen. Auch die Minorität des Ausschusses hatte sich nicht dagegen erklärt; nur wollte sie nicht eine Urtheilsfällung ohne Motivirung wie bei den Geschworenen. Auf der andern Seite erkannte der Referent der Majorität, daß eine solche Motivirung des Urtheils auch bei dieser Einrichtung sehr wohl ausführbar sei. Er begründete die Einrichtung dadurch, daß unbeschränkte Lehrwillkühr nicht zu dulden sei; aber ebensowenig sei ein unabänderliches Festhalten am Buchstaben des Bekenntnisses zu empfehlen. Man müsse eine gewisse Fortententwicklung statuiren, wenn man nicht die kirchliche Tradition für infallibel erklären wolle.

Eine äußerst wichtige Bestimmung, deren Ausführung allerdings auf manche Schwierigkeiten stosten wird, bietet § 126, der also lautet: „Ein Kirchengesetz ordnet die alsbaldige Classification des Diensteinkommens der Geistlichen nach dem Dienstalter und die Errichtung einer Centralpfarrkasse, welche aus den Besoldungsüberschüssen derjenigen Stellen, deren Inhaber nach Maßgabe ihres Dienstalters nicht zum Bezug ihres ganzen Einkommens berechtigt sind, zu bilden ist, und aus welcher die Stellen, deren Inhaber nach ihrem Dienstalter einer höheren Einkommensklasse angehören, als der eigene Ertrag derselben sich beläuft, eine Aufbesserung erhalten".

Die erregteste Debatte während der ganzen Synode wurde wohl über die Besetzung der Pfarrstellen geführt. Nach dem Entwurf sollten die zur Zeit geltenden Bestimmungen und Verordnungen in Geltung bleiben; es sollte jedoch in Zukunft vor Wiederbesetzung einer Pfarrstelle der Kirchenvorstand durch den Decanatsausschuß mit seiner Aeußerung über den kirchlichen Zustand der Gemeinde und über das Vorhandensein be-

sonderer, bei der Besetzung der Stelle zu berücksichtigender Bedürfnisse und Verhältnisse vernommen und diese Erklärung durch den Decanats-Ausschuß mit seiner gutachtlichen Aeußerung dem Superintendenten, sodann von diesem in gleicher Weise dem Oberconsistorium vorgelegt werden, welches bei Patronatsstellen dieselbe auch dem Patron zur Kenntnißnahme mitzutheilen habe. Nach der Ausschußmajorität sollte die Gemeindevertretung aus drei ihr von dem Oberconsistorium vorgeschlagenen Bewerbern einen wählen und dem Großherzog präsentiren, abgesehen von den Patronatsstellen und denjenigen, zu welchen den Gemeinden herkömmlicher Weise ein freies Wahlrecht zustehe. Jedem Bewerber sollte es verboten sein, Probepredigten zu halten, oder bei den Wählern um Stimmen zu werben, bei Strafe der Nichtigkeit seiner Wahl oder im Falle späterer Entdeckung, bei disciplinarischer Ahndung bis zur Dienstentlassung.

Die Minorität wollte den Gemeinden nur ein votum negativum zugestehen, welches gegründet sein müsse auf Umstände gegen den Lebenswandel oder gegen die Bekenntnißmäßigkeit der Lehre des Ernannten.

Indem wir andere, minder bedeutende Vorschläge übergehen, bemerken wir nur noch, daß bei den Verhandlungen statt des Dreiervorschlags der Sechservorschlag, wie neuerdings in Baden empfohlen wurde und daß die Linke für das freie Wahlrecht entweder durch die Gemeinden oder durch die Gemeindevertretung in die Schranken getreten ist. Dabei ist zu bemerken, daß von allen Seiten ausgesprochen wurde, eine weitergehende Betheiligung der Gemeinden könne nicht eintreten, bevor die früher erwähnte Classification der Pfarrstellen realisirt sei. Alle Gründe pro und contra aufzuführen kann nicht unsere Aufgabe sein. Wir müssen deßhalb auf die gedruckten Verhandlungen verweisen. Wir erwähnen nur, daß die Rechte sowie die Linke sich auf ihre Prinzipien berief. Jene behauptete: die Kirche sei nicht eine Gesellschaft von Unten, sondern eine göttliche Institution; sie (die Rechte) vertrete die Kirche von Oben und darum das Amt von Oben. Die Linke stützte sich auf das Gemeindeprinzip; es fiel sogar die Aeußerung, der Geistliche sei ein Diener der Gemeinde; Andere gingen von dem praktischen Stanpunkte aus und wiesen auf die Uebelstände hin, welche jetzt schon bei der Wahl durch die Gemeinden bei der Wahl der Ortsvorstände u. s. w. vorkommen. Selbst in Rheinland und Westfalen, wo die Pfarrwahl schon lange herkömmlich sei, fehle es nicht an Beispielen, welche derselben nicht zur Empfehlung dienten. Unsere Gemeinden wären mindestens noch nicht reif dazu, sie müßten erst an das Synodalleben gewöhnt werden, ehe man sie in die Tiefe desselben hineinstürze, namentlich bei den Strömungen der Zeit, sie könnten hierbei leicht untergehen wie Einer, der noch nicht im Wasser gewesen, auch nicht gleich in die Tiefe desselben, zumal bei starken Strömungen gestürzt werde.

Bei der ersten Lesung wurde beschlossen, schon bei der nächsten ordentlichen Synode sollte ein Gesetz über die „positive“ Mitwirkung der Gemeinden vereinbart werden. Bei der zweiten Lesung erhielt der § die Fassung, in welcher er verkündigt ist. Bis zum Erlaß eines Gesetzes, welches eine weitergehende Mitwirkung der Gemeinden regelt, geschieht die Besetzung durch den evang. Landesherrn auf Vorschlag des Oberconsistoriums. Doch soll der Kirchenvorstand und Decanatsausschuß in der früher angedeuteten Weise gehört werden.

Die Mitglieder des Oberconsistoriums werden vom Großherzog nach Anhörung des Oberconsistoriums ernannt. Die Zahl der geistlichen und weltlichen Mitglieder soll in der Regel gleich sein. Dieselben sollen der Regel nach kein sonstiges Kirchen- oder Staatsamt bekleiden. Jedes der geistlichen Mitglieder ist zugleich Superintendent für einen ihm zuzuweisenden Sprengel. Es kommt dem Superintendenten unter Anderem zu: Aufsicht über den Wandel und die Fortbildung der Geistlichen, das Recht der Theilnahme an den Decanatssynoden mit berathender Stimme, die Aufsicht über die religiöse Jugendbildung, insbesondere die unmittelbare Beaufsichtigung des Religionsunterrichts in den höheren Lehranstalten. Bei den hierauf bezüglichen Geschäften kann er sich durch den betreffenden Decan vertreten lassen, ebenso bei der Ordination

der Pfarramtscandidaten und der Einweihung neuer Kirchen. Außerdem hat der Superintendent im Auftrag des Oberconsistoriums die Kirchenvisitationen nach der Visitationsordnung und die Visitation der Decane als solcher zu vollziehen.

Der Entwurf hatte die Einrichtung der Superintendenten in bisheriger Weise als Mittelspersonen zwischen den Decanen und dem Oberconsistorium und als beaufsichtigender beibehalten. Die Ausschußmajorität hatte die Superintendenten ganz gestrichen. Die Linke war gegen dieselben, weil sie das Vorhandensein höherer persönlicher Autoritäten scheute und mit dem Gemeindeprinzip nicht für verträglich hielt. Dagegen redete man dieser Einrichtung als einer althessischen das Wort; man wies darauf hin, wie besonders das Landvolk die Beseitigung der Superintendenten schmerzlich berühren würde, wie es wünschenswerth sei, daß eine Persönlichkeit von höherem Ansehen und doch mit den Geistlichen freundschaftlich verkehrend einen heilsamen Einfluß üben, daß sie die verschieden ausfallenden Urtheile der 23 Decane ins Gleichgewicht bringe, daß sie bei den verschiedenen Strömungen der Zeit vermittelnd eintrete u. s. w. Nur nach wiederholtem Kampf wurde die Annahme durchgesetzt.

Das Oberconsistorium ist ermächtigt, Verfügungen, welche zur Competenz der Landessynode gehören, unter Zuziehung des Synodalausschusses und mit Genehmigung des Großherzogs, provisorisch zu treffen, wenn dieselben durch die Umstände so dringend geboten sind, daß sie die Berufung einer außerordentlichen Synode nicht gestatten, oder wenn dieselben unverschieblich und doch nicht von der Erheblichkeit sind, daß die Berufung einer außerordentlichen Landessynode gerechtfertigt wäre. Es hat in diesem Falle vor der nächsten Landessynode die Dringlichkeit und Zweckmäßigkeit der Maßregel zu rechtfertigen. Erhält die Verfügung die Zustimmung der Synode nicht, so ist sie sofort außer Wirksamkeit zu setzen.

Vergeblich bemühte sich die Minorität, bei der Einrichtung der Superintendenturen und Besetzung der Oberconsistorialstellen die Berücksichtigung der verschiedenen Confessionen durchzusetzen. Die Majorität gab in dieser Beziehung keinen Finger breit nach. Wir bedauern dies, sowie andere bedenkliche Bestimmungen der Verfassungen. Wir würden es aber noch mehr bedauern, wenn sich viele Freunde der Minorität verleiten ließen, ihre Bedenklichkeiten bis zur Renitenz zu steigern, vielleicht gar ihrem Amte zu entsagen. Je mehr von der rechten Seite weichen, desto mehr gewinnt die linke das Uebergewicht.*)

Zur Charakteristik der heutigen dänischen Predigt.

Von Dr. C. H. Kalkar in Kopenhagen.

(Zweiter Beitrag.)**)

J. Krog, Past. zu Kjertemünde (Seeland). Zwölf Fasten- und Osterpredigten. Kopenh. Gad. 1870. 125 S. 8.

G. Fr. A. Graae, Past. auf Falster. Krippe und Kreuz. Koph. Reitzel. 1871. 303. fol.

R. Frimodt, Pred. an der Johanneskirche. Einige Predigten aus der Trinitatiszeit. Koph. Gad. 1871. 174 S. 8.

*) Daß wenigstens 14 confessionell gerichtete Pastoren die neue Verfassung als unannehmbar bezeichnet und lieber ihrem Amte entsagen zu wollen erklärt haben, ist bekannt. Bezüglich der Stimmung der übrigen confessionell Gesinnten verweisen wir auf die Erklärung Eines derselben (eines Synodalmitglieds) in der „Evang. Kirchenztg." 1874, Nro. 12. S. 127. Besonders bedeutsam sind hier die Schlußsätze: „Wir haben im Grunde denselben Zustand, unter dem wir schon seit Jahren leiden: confessionelle Gemeinden, zusammengefaßt unter ein confessionsloses Kirchenregiment. Daß hiebei von einer treuen Pflege der Confession nicht die Rede sein kann, leuchtet ein. Ein solch gemeinsames Kirchenregiment neigt immer der Union zu und steht der Confession mehr oder weniger feindlich gegenüber," u. s. f. — D. Red.

**) Vgl. Allgem. Liter. Anzeiger f. d. ev. D. III. S. 94. ff.

C. Hostrup. Predigten. Zweite Sammlung. Koph. Eibe 1871. S. 394. 8.
E. Mau, Past. im Amte Fredensberg (Seeland). Christliches Zeugniß. Eine neue Postille. Koph. Gad. Bisher 5 Hefte. 1872.

Anhang. Aus der neuesten schwedischen Predigtliteratur:
Fr. L. Schaumann, (Bischof zu Borgad in Finnland). Predigten. Erstes Heft. Helsingfors. Edlund. 1871. S. 303. gr. 8.

Lebte die Königin Christine von Schweden in unseren Tagen, und Jemand fragte sie: was sie doch bewogen habe, zur römischen Kirche überzutreten, so könnte sie schwerlich antworten, wie sie damals einem Geistlichen antwortete: Eure langweiligen Predigten! Denn Langweiligkeit ist ein Vorwurf, welchen man den Predigern in unserer Zeit, namentlich dem jüngeren Geschlechte derselben, am wenigsten machen darf, da ja heutiges Tages „Lebhaftigkeit" für die vorzüglichste Eigenschaft eines Predigers gehalten wird, obgleich keineswegs jede lebhafte Verkündigung zugleich eine lebendige, lebensvolle ist, obgleich der warme Vortrag nicht immer Zeugniß eines brennenden Herzens ist, auch nicht immer die Kunst, den Zuhörer wach zu erhalten und zu interessiren, eine wirkliche Erweckung zum Leben in Christo erzielt.

Wer dürfte indessen leugnen, daß — abgesehen von manchem rasch auflodernden Strohfeuer — die evangelische Predigt in den letzten Jahren einen solchen Fortschritt gemacht hat, daß wir ein Werk der göttlichen Gnade gegen das Geschlecht unsrer Tage darin erkennen müssen, welche wir vor dreißig bis vierzig Jahren hörten, kurz und bestimmt zu bezeichnen. Soll ich aber meine Ansicht einigermaßen pointirt ausdrücken, so möchte ich sagen, daß die gläubigen und hervorragenden Prediger Dänemarks in unsrer Jugendzeit das Christenthum und seine Verheißungen meistens als Gesetz verkündigten, während jetzt Alles, auch das Gesetz selbst, überwiegend als Evangelium gepredigt wird, oder mit andren Worten, daß man heute ganz anders, als früher, von dem Centralen ausgeht, von Christus und seinem Leben in der Gemeinde. Ich wüßte hierfür keinen besseren Zeugen vorzuführen, als Mynster*), welcher uns den Uebergang von der älteren Richtung zu der neueren recht veranschaulicht. Dieser für die dänische Kirche unvergeßliche, in vieler Hinsicht ausgezeichnete Mann hat gewiß echtes Christenthum gepredigt: es lag ihm wahrhaft am Herzen, was immerdar das Augenmerk eines christlichen Predigers sein muß, bei denen, die ihn hörten, eine wahrhafte sittliche Lebenserneuerung zu fördern. Wirft man aber jetzt einen Blick in seine „Predigten für alle Sonn- und Festtage" (2 Bde.) vom J. 1822, welche wir damals mit Erbauung anhörten: wie tritt hier überall das Christenthum, selbst in seinen Verheißungen, vorwiegend als sittliches Gesetz auf, als das den Menschen Geziemende, seiner höheren Würde Entsprechende, als eine Gottesforderung an die Christen. Und so fertig und abgeschlossen Mynsters Ueberzeugung auch erscheinen mochte, so wurde er doch gegen den Schluß seines Lebens augenscheinlich zu einer mehr evangelischer Anschauung hingeleitet. Dieser gemäß reden die Predigten seiner letzten Jahre (s. die im J. 1855 veröffentlichte Auswahl) eine wärmere und herzlichere Sprache als die früheren, und, was Gott in Christo für uns gethan hat, tritt in den Vordergrund und überwiegt das, was wir thun sollen. Hört man dagegen einen Martensen oder Fog**), um nur diese homiletischen Größen der Gegenwart zu nennen, und will sich von dem bewegenden Principe ihrer Predigt Rechenschaft geben, was doch eigentlich die Ursache sei, warum man fast jedesmal, wenn man ihre Kirche verläßt, eine Empfindung hat, als sei in der Seele das eine oder andere verborgene Unkraut, wo nicht ausgerottet, so doch stark erschüttert, der eine oder andere göttliche Keim ge-

---

*) J. P. Mynster (1775—1854) ein ausgezeichneter dänischer Prediger und Theologe, auch in Deutschland doch mehrere, zur Isagogik des N. T. gehörige, auch einige dogmatische Arbeiten, sowie seine „Betrachtungen über die christl. Glaubenslehre" bekannt, entfaltete zwanzig Jahre lang als erster Bischof Dänemarks, eine sehr bedeutende, vielfach gesegnete Wirksamkeit. Al. M.
**) S. Allg. Liter. Anz. III. a. a. O.

pflanzt oder zum Sprießen gebracht, so darf ich dieses weder der Formvollendung bei dem Ersteren noch den tiefen und geistvollen Gedanken zuschreiben, welche auch bei dem Anderen uns begegnen; sondern daher rührt es, daß bei Beiden, wie der Apostel sich ausdrückt, „Christus uns vor Augen gemalt wird, als unter uns gekreuzigt" (Gal. 3, 1), und Jeder, der das von dem Prediger ihm vorgehaltene Bild anschaut, nicht umhin kann, sich beschämt und zugleich gedrungen zu fühlen zur Nacheiferung dieses heiligen Bildes. Dadurch wird, wie gesagt, sogar das Sittengesetz, das christliche Gebot zu einem Evangelium. Vor Kurzem hat man unter uns die Frage verhandelt, wiefern in den Predigten etwas Sacramentales oder Sacrificielles sei. Lieber möchten wir mit Vinet die Predigt selbst ein Mysterium nennen. Wir finden allerdings etwas Mysteriöses darin, daß die Seele, ja die Ewigkeit eines Menschen gewissermaßen auf die Stimme eines andern Menschen hingewiesen, von ihr abhängen wird. Doch ist es nicht sowohl des Menschen, als Christi, des persönlichen Christus Stimme; und darin eben besteht das Mysterium, daß durch einen Menschen Er uns anhaucht und spricht: „Nehmet hin den heiligen Geist!" Wir zweifeln keinen Augenblick, daß alle Ermahnungen, alle Züchtigungen, alle Warnungen, je mehr sie von dem Centralen, den ewigen Heilsthatsachen ausgehen, viel dauerhaftere Früchte hervorbringen, als alle schauererregende Schilderungen der Sündenstrafen, der Höllenqualen, oder als das bloße Vorhalten des Gesetzes, obgleich dieses an sich allerdings gut und heilig, ja von königlicher Würde ist. Auf jenem Wege wird man sicher dem Evangelium Eingang verschaffen, einen wirklichen Eingang, was mehr bedeutet, als ein bloßer Schall ins Ohr, womit es bei manchen geflissentlich auf Erweckung angelegten Predigten sein Bewenden hat, auch nicht als eine bloße Verstandesvorstellung, auf welche die Moralpredigten ausgehen, sondern als ein Saatkorn im Herzensacker, welches allmählich keimt, reifet und Frucht trägt zum ewigen Leben. Ich weiß es nicht besser, als mit unsres Martensen Worten auszudrücken, mit welchen er in einer seiner Ordinationsreden*) die Gesetzespredigt mit der evangelischen zusammenfaßt: „Predigt den Herrn Jesum Christum; denn alle Strahlen der göttlichen Offenbarung, Gesetz, Gnade, Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe, concentriren sich in seiner Erscheinung wie in einem Brennpunkte, in Ihm, welcher selbst das Wort ist, welches Fleisch ward und wohnete unter uns."

Allein muß denn darum, weil die Erscheinung Jesu Christi diesen Brennpunkt bildet, auch sofort das als christlich gelten, daß in der Predigt der neueren Zeit, namentlich bei den jüngeren Predigten der erste Artikel des Glaubensbekenntnisses beinahe hinter dem zweiten und dritten in den Schatten tritt? Lüdemann in Kiel hat in einem theol. Bedenken**) mit großer Gründlichkeit den seltsamen Mißgriff nachgewiesen „daß in der heutigen liturgischen und homiletischen Praxis Gott der Vater nicht selten dem Bewußtsein der Gemeinde entzogen wird." Allerdings kommt Niemand zum Vater ohne durch den Sohn, und Niemand kennt den Vater als nur der Sohn, und wem der Sohn es will offenbaren, aber hieraus brauchte doch wohl nicht zu folgen, daß Gottes schöpferische Macht, seine Weisheit und Vorsehung, namentlich seine Liebe, in der Predigt, als das Untergeordnete, ja beinahe Verschwindende erscheinen dürfe gegenüber dem Werke der Erlösung, gegenüber dem Mittler, so daß Gebet und Dank fast ausnahmsweise an den Sohn gerichtet werden, selten an den Vater. Ohne Zweifel muß man in dieser auffallenden Erscheinung eine Reaction erkennen gegen die vorangegangene Zeit, in welcher Christus mehr als Tugendlehrer und Vorbild „der große Mann" betrachtet wurde, nicht aber als der, in welchem es Gott gefiel alle Fülle leibhaftig wohnen zu lassen, der welcher mit dem Vater Eins ist. Aber wie jede Reaction, ist auch diese nicht frei von einer gewissen Einseitigkeit der Betonung des bisher verabsäumten Specifisch-Christlichen, oder richtiger gesagt: Christi selbst.

*) Martensen's Hirtenspiegel. Zweites Bändchen. Deutsch von Al. Falsen. Gotha, Schloßmann. 1872. S. 47.

**) Die Verleugnung Gottes des Vaters. Kiel. 1861. (theilweise ins Dänische übers. in Nyt Tidsskrift for utenlandsk theol. Literatur. Koph. 1861. S. 605. f.)

Als naheliegendes Zeugniß dieser Einseitigkeit können wir die eben angeführten „Zwölf Predigten für die Fasten- und Osterzeit, von J. Krog bezeichnen. Keiner wird sie lesen, ohne sich über die christliche Wärme des begabten jungen Predigers zu freuen, welcher hier einen so wichtigen Abschnitt des Lebens Christi, und zugleich seiner Gemeinde, behandelt. Man sieht auch, wie ernstlich ihm am Herzen liegt, zu verhüten, daß die Ungläubigen sich nicht die Verheißungen aneignen, welche den Gläubigen gegeben sind (S. 101), und wie seine Predigt tief durchdrungen ist von dem Gefühle der Gottheit Christi. Aber man wird äußerst selten Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, mit irgend einem Nachdrucke erwähnt finden; ja, der himmlische Vater, von welchem Christus doch ausgegangen, zu welchem er zurückgekehrt ist, zu dessen Rechten er sitzt, von welchem er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, welchen er zuletzt das Reich übergeben wird, kommt nur flüchtig und wie im Vorbeigehen vor, als wäre Er es nicht, und zwar der apostolischen Anschauung zufolge, von welchem, durch welchen und zu welchem alle Dinge sind (Röm. 11, 36). Es ist gewiß ein Verdienst der neueren Theologie, eine scharfe und gründliche Unterscheidung durchgeführt zu haben zwischen dem abstracten Gotte, wie er in der jüdischen und muhamedanischen Vorstellung existirt, und dem Gotte der Christen, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, zwischen der unergründlichen Naturmacht, wie sie sogar von der Philosophie anerkannt wurde, und der lebendigen Persönlichkeit dessen, welcher die Welt also geliebt hat, daß er seinen Sohn für uns dahingab. Wollte man nun aber die Ansicht uns unterschieben, daß in der Predigt Christus gleichsam zur Seite geschoben werden sollte, so wäre das jedenfalls eine Verdrehung unsrer Worte; wir wünschen nur recht geltend zu machen, daß die göttliche Weisheit, Liebe und Macht, wie sie in der Schöpfung sich offenbaren, daß der Schöpfer und Regierer der Welt, seinen Platz in der christlichen Verkündigung behalten sollen. Denn, sowie Niemand den Vater kennt ohne den Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren (Matth. 11, 27), so „kommt auch Niemand zum Sohne, es sei denn daß ihn ziehe der Vater" (Joh. 6, 44); und Vielen erscheint diese ziehende Liebe erst, nachdem das Auge ihnen geöffnet ist, für die Herrlichkeit der Schöpfung, zugleich aber auch für ihre Vergänglichkeit, geöffnet für die, in seinen Werken und Wegen sich offenbarende Weisheit und Gerechtigkeit des himmlischen Vaters, wie zugleich für das Elend des Menschen, aber auch für die Führungen des eigenen Lebens. Auf diesem Wege werden Viele erst zu Christus als dem Mittler, dem die vorhandene Kluft Ausfüllenden, dem Versöhner gebracht. — Ein andres charakteristisches Merkmal der neueren Predigt, namentlich wie sie von den Lippen der Jüngeren erschallt, ist die schneidende Unterscheidung Derjenigen, welche mit dem Herrn in Herzensgemeinschaft stehen, so daß den Gnadenmittel und Gaben ihnen zu wirklichem Segen gereichen, von den Andern, den in einem feindlichen Verhältnisse zum Glauben und Christenthum Gedachten. Unleugbar giebt es aber einen mittleren Zustand, in welchem die suchende Seele noch nicht zur Sicherheit und Ruhe gekommen ist, sich noch nicht entschieden hat. Und in diesem Zustande befinden sich manche der edelsten Menschen, deren Inneres oft eine viel größere Tiefe hat, als bei so Manchem der Fall ist, welchen es freilich leicht ward, sich zu entscheiden, weil sie nämlich den Ernst dieser Entscheidung noch niemals erkannt hatten. Es dürfte doch wohl die Frage sein, ob der Prediger vorzugsweise nicht auf solche Seelen Rücksicht zu nehmen habe, indem er seine milde, sanftmüthige Weise sich und Andern recht zur Anschauung brächte, in welcher der Herr selbst hienieden unter allerlei Volk umher ging. Freilich hat Christus gesagt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich" (Matth. 11, 30); aber er hat auch gesagt: „Wer nicht wider euch ist, der ist für euch" (καθ' ὑμῶν Mark. 9, 30); Das erstere ist der Ausspruch Dessen, welcher keine Halbheit gelten lassen will, also, wo es ein offenes, lautres, rückhaltloses Bekenntniß gilt; letzteres aber ist ein Ausspruch desselben Herrn, der eben seine Jünger vor jener Neigung, welche gerade eifrigere Evangelisten leicht anwandelt, zumal wenn sie eine gewisse äußere Autorität inne haben, ernstlich warnen will, näm-

lich vor der Neigung sich zuzutrauen, sie könnten die Schaafe von den Böcken scheiden. Klar und deutlich soll allerdings gesagt werden, daß, wer Christo angehört, von aller Ungerechtigkeit abstehen müsse; und der Prediger hat Recht und Pflicht, allen falschen Schein zu entschleiern, unter welchem das menschliche Herz sich so oft selbst betrügt, soll diese Selbsttäuschungen und Selbstvergötterungen bis in die innersten Winkel der Menschenseele verfolgen, wie man es denn den vorliegenden Predigten Kroog's anfühlt, daß der Ernst der Liebe warnend und rührend aus ihnen redet, beinahe aus jeder Predigt. Niemals aber darf der Prediger sich über diese Linie hinauswagen, wenn er nicht in Gefahr kommen will, durch Uebertreibungen seinen Zweck zu verfehlen; und es zu verschulden, daß der Zuhörer das, was ihn eben trifft, auch gar nicht an sich kommen läßt. — Die Sprache dieser Predigten ist im Ganzen eine würdige, wenn auch hin und wieder einige, der Kirche kaum anstehende Auswüchse der s. g. populären Redeweise vorkommen. Ausdrücke, wie: „den Nagel auf den Kopf treffen," oder: „je mehr man im Schmutze rührt, desto mehr stinkt er" gehören einmal nicht auf die Kanzel.

In Graae's „Krippe und Kreuz", einer Sommerpostille (die Winterpostille erschien 1859), welche mit wehmüthiger Freude der unterdrückten dänischen Gemeinde in Flensburg gewidmet ist, wo Gr. in den Jahren 1851—64 gewirkt hat, tritt uns eine sehr verschiedene geistige Persönlichkeit entgegen; aber auch hier bestätigt sich das Wort: „Mancherlei Gaben, und Ein Geist." Es sind kurze, inhaltreiche Predigten, durch welche alle eine selbständige Anschauung von Sünde und Gnade hindurchgeht. Diese spiegelt sich auch in den Thema ab, welche, ohne gesucht zu sein, alle etwas durchaus Eigenthümliches haben. Wir heben die 11. Predigt, Thema: „Die festen Texte" hervor, über den nicht eben leichten Text Luc. 6, 36—43. Es sei erfreulich, daß der Prediger in einer so bewegten Zeit, wie die unsre, seine Gemeinde darauf hinweisen könne, wie in der bestehenden kirchlichen Ordnung noch eine Festigkeit sich zeige, welche in den bürgerlichen Verhältnissen so oft vermißt werde, und daß die festen Texte, welche, wie seit Jahrhunderten, so noch immer den Kreislauf des Jahres begleiten, weit entfernt, nothwendig einschläfernd und ermüdend zu wirken, vielmehr bei ihrer regelmäßigen Wiederkehr im Gegensatze gegen die uns umschwirrenden, wechselnden Stimmen, eine weckende, heilsam erregende Wirkung üben. Sie seien alten Freunden zu vergleichen, welche uns nicht verlassen, sondern sich wieder einfinden, wenn wir ihrer bedürfen, und sogar kommen, wenn wir keinen Boten nach ihnen ausgesandt haben." — „Es ist doch um diese festen Texte eine eigene Sache. Sie veranlassen uns, an Barmherzigkeit zu denken, wenn wir lieber von Recht und Gerechtigkeit hören möchten, und zwingen uns, stille zu halten und umzukehren, wenn wir am liebsten vorwärts stürmen." Bekanntlich hat Cl. Harms in seiner Pastoraltheologie sich sehr nachdrücklich gegen das Perikopenwesen erklärt, ja sogar die Behauptung gewagt, „daß die Predigt nach festen Texten nicht nur die Entwicklung der Predigtkunst, sondern sogar die christliche Erkenntniß und das christliche Leben gehemmt habe." Er widerspricht unserm Mynster, welcher in seinen kleinen theol. Schriften in einem besonderen Aufsatze den festen Texten das Wort redet. Bemerkenswerth aber ist es, daß Harms jene „alten Freunde" gerade umgekehrt, wie Graae in Anwendung bringt, indem er meint, daß einem solchen wohlbekannten Freunde gegenüber die Zuhörer, welche schon so oft mit ihnen conversirt haben, sich nicht zusammennehmen." Beide Behauptungen können eine relative Wahrheit haben; doch dürfte die Erfahrung in Dem, was die Gemeinden und ihre Bedürfnisse betrifft, ohne Zweifel dem Pastor Graa Recht geben. Was nun den Charakter seiner Predigtweise angeht, so ist ihm eine besonders ruhig ernste Haltung eigen, bei welcher er es nicht darauf anlegt, die Zuhörer durch starke Schilderungen und Ausdrücke zu erschüttern — und jene Haltung hat etwas Wohlthuendes. Dabei fehlt es indeß nicht an Stellen, wo die Rede von einem mächtig bewegten Inneren zeugt. Niemand wird ohne tiefere Eindrücke die 8. Predigt: „Vom Tode im Leben und vom Leben im Tode," lesen, wo so andringende Fragen vorkommen, wie diese: „Oder was ist das für ein Lebensgenuß, welcher in der Regel damit endet, daß er die

Leute mit Ueberdruß erfüllt an Allem, was im Himmel und auf Erden ist, und nur Eine Aussicht eröffnet, nämlich auf das Grab, welches man immerhin mit Rosen bestreut und mit Immergrün schmückt? Heißt das wohl leben, eine Seele zu haben, welche Gott nicht preist für seine wunderbaren Führungen, kein Herz zu haben für der Brüder Wohl und Wehe, daß man weder sich recht freuen kann mit den Fröhlichen noch weinen mit den Weinenden? — Ein solches Leben ohne Glauben, Hoffnung, Liebe, ein Leben, in welchem die Flügel des Geistes beschnitten, und alle Quellen des Herzens verstopft sind, ein Leben ohne Gemeinschaft mit dem lebendigen Gotte: was ist dieses anders, als der Tod im Leben? Der geistige Tod, tausendmal schlimmer als der leibliche, aus welchem es doch für die Gläubigen eine Auferstehung zu Leben und Seligkeit giebt, während ein gottverlassenes Leben nichts ist und bleibt; als der Tod im Leben." — Ohne P. Graae's Weise näher charakterisiren zu wollen empfehlen wir diese „Sommerpostille" in der gewissen Ueberzeugung, daß man sie mit Erbauung lesen wird.

Es ist keine ganz seltene Erfahrung, daß Männer, welche eine bedeutende Wirksamkeit üben, gerade in dem, was ihre Stärke ist, zugleich ihre Schwäche haben. Dieses gilt auch von dem begabten um die Erweckung christlichen Lebens in der dänischen Residenz, namentlich um die Förderung der verschiedenen Aufgaben der inneren Mission sehr verdienten Prediger Frimodt. Wie schon eine früher erschienene Predigtsammlung desselben, so beweisen dieß auch die vorliegenden „Predigten aus der Trinitatiszeit." In eindringlicher Kraft der Rede, persönlicher Ansprache der einzelnen Seele, unverhüllten Schilderungen der Hohlheit eines bloß weltlichen Lebens, nachdrücklicher Betonung des Namens Jesu, liegt seine Stärke, und man kann es begreifen, daß Viele sich zu einer Predigt, wie diese hingezogen fühlen, zumal wenn der Prediger in seinen Vortrag die Macht seiner lebendigen Stimme hineinlegt. Aber auch hier giebt es eine Linie, welche man bei Anwendung der evangelischen Thatsachen und Gestalten nicht überschreiten darf, damit die Schilderung und das Bild noch zutreffen, z. B. in einer Predigt „vom reichen Manne und Lazarus" ist es schwerlich gestattet, in den Freunden des Lazarus diejenigen zu schildern, welche vom Lazarus gelernt haben, als armer Bettler vor der Gnadenthür des großen, reichen Herrn Jesu zu lagern (S. 18) — so daß derselbe reiche Mann, „in dessen Hause es elegante Diners, gemüthliche Soirees, Bälle und Concerte giebt," in eine gewiß unglückliche Parallele mit Jesu gebracht wird. Auch ist es ein etwas ungenauer Ausdruck: Jesus habe 33 Jahre lang während seines leiblichen Wandels hienieden Zöllner und Sünder bekehrt und mit ihnen gegessen, während er doch in göttlicher Geduld bis zu seinem dreißigsten Jahre wartete, ehe er als Erlöser auftrat. Kaum dürfte man auch zu sagen berechtigt sein: „Jesus geht noch heute seufzend mitten in seiner Christenheit umher, weil er von seinem Himmel herab Zeuge ist so vieles leiblichen und geistigen Jammers"; und: „die Seufzer unseres Heilands dämpfen!" (S. 51.) Zwar warnt uns der Ap. Paulus Ephes. 4, 30, „den heil. Geist nicht zu betrüben." Soll dieses nun nicht anthropopathisch gesagt heißen, sondern versteht man es von dem tiefen Zusammenhange, welcher zwischen dem Geiste des Herrn und einer durch den Geist geheiligten Menschenseele besteht, so läßt sich das hier gebrauchte Bild, oder die tragische Ausdrucksweise des Apostels schwerlich auf Jesum so anwenden, wie in der angeführten Stelle geschieht. Auch unserm Frimodt ist es eine Herzenssache, daß seine Gemeinde sich nicht bei einem äußerlichen Christenthum beruhige, und beinahe wird Nichts in seinen Predigten öfter, als eben diese Gefahr in Erinnerung gebracht. Wenn er indessen vor denen warnt, welche den Weg zum Heile breiter machen wollen, als Jesus ihn macht, so dürfen wir wohl fragen, ob es denn nicht auch gefährlich sei, (wie er selbst es einmal ausdrückt)," den Weg schmaler machen zu wollen, als Jesus ihn von Anfang angelegt hat. Der ehrwürdige Fresenius, welcher gewiß wußte, wer Christus sei, hat schon vor 100 Jahren (in seiner Abhandlung „von den Ausschweifungen der Frömmigkeit bei dem Predigtamt") auf eine Verirrung hingewiesen, welche in unsern Tagen bei s. g. Er-

weckungs- oder Bußpredigten wieder überhand nimmt. Wir setzen folgende Worte von ihm hierher, welche noch immer ihre Anwendung leiden. „Mancher Lehrer hält bei aller Gelegenheit den Zuhörern ohne Unterschied vor, wie ihr Kirchengehen, der Genuß des Abendmahls und die Beichte ihnen garnichts helfe. Und dies wird zuweilen mit so harten Ausdrücken geahndet, daß der arme Zuhörer meinen sollte, der Prediger wolle ihn mit Gewalt aus der Kirche und vom Altar wegpredigen. Ich bedauere, daß dergleichen Reden so unvorsichtig und unbestimmt vorgetragen werden. Meine Brüder! Lasset uns dahin sehen, daß unsere Tempel ihr Ansehen, unsere Altäre ihre Ehrfurcht, unsere Beichtstühle ihren Werth, und unsere Werke ihren Nutzen in den Augen unserer Zuhörer behalten. Lasset uns dieselben nun weislich belehren und flehentlich bitten, daß sie dies alles nicht durch Mißbräuche entheiligen" (Pastoralsammlungen XXII, 122). — Diese Bemerkungen verdienen, wie überhaupt, so insbesondere von jenem hochverehrten Manne erwogen zu werden, dessen Tüchtigkeit als Prediger, dessen segensreiches Wirken längst bekannt und anerkannt ist.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz vorstellen, als er zwischen dem in Frimodt (beobachteten) Predigtcharakter und demjenigen stattfindet, welcher uns in Hostrups Predigten entgegentritt, deren Herausgabe doch ein wahrer Gewinn für die dänische Literatur ist. Bei dem zuletzt Genannten ist Alles Evangelium, geht Alles von der Freude in Christo, von dem Gnadenwerke Gottes aus, nicht allein dem, welches er für uns gethan hat, sondern auch dem, welches er fortwährend in uns thut. Hier bleibt gar kein Raum mehr übrig für das Gesetz, für kräftige und nachdrückliche Ermahnungen, für die Tendenz, die Schauer der Verdammniß zu heilsamer Enthüllung zu verwenden. Aufs Stärkste widerspricht Fr. der Ansicht, daß der heilige Geist das Herz zuerst in die Hölle versenken wolle, ehe er es zum Himmel erhebe: „daß das die göttliche Meinung nicht sein könne, liegt ja schon darin, daß das Mittel, welches der heil. Geist zur Erzeugung des Glaubens im Menschenherzen anwendet, das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi ist" (S. 180). Die Rede setzt durchaus Zuhörer voraus, welche schon Gottes Güte und die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt haben. Sie wendet sich an Die, welche mitten im Leben der Wiedergeburt stehen: und für Solche enthalten Hostrup's Predigten unzweifelhaft eine frische, erquickende Nahrung, welche aus dem Borne des Lebens geschöpft ist. Unter allen Predigten findet sich kaum eine einzige, welche uns nicht den Eindruck davon gebe, daß wir es mit einem geistreichen Manne zu thun haben, der es versteht, Lichtbilder hervorzurufen, in welchen sich die Gnade Gottes auf allerlei Weise abspiegelt, und die evangelischen Texte höchst eigenthümlich zu benutzen, um seinen Hauptzweck, die Verherrlichung der Liebe Gottes in Jesu Christo, zu erreichen. Schwerlich giebt es einen zweiten dänischen Prediger, bei welchem das Gepräge der Grundtvig'schen*) Richtung in einer so edlen, würdigen Sprache sich darstellt, eine Sprache die überall von dichterischer Begabung zeugt. Mehr darf man indeß nicht sagen. Denn das Bedenkliche einer solchen Predigtweise liegt doch auf der Hand. Nirgends sind die geistigen Zustände der Gemeinde der Art, daß eine so milde so süße Nahrung ihr unbedingt gut thun könnte. Was auf den gläubigen Theil der Gemeinde erquicklich und belebend wirkt, wird die ebenfalls vorhandenen kaltsinnigen, unbekehrten Gemüther ungerührt und — unbekehrt lassen. Ein Erweckungsprediger ist Hostrup nicht, und will es nicht sein. Wir wollen nur als einzelnen Beleg die Predigt am allgem. Bußtage über Jes. 55, 6. 7 anführen. Ein Tag wie dieser, und ein Text wie dieser fordert doch wahrlich fast mehr, als jeder andre, dazu auf, zur Bekehrung zu ermahnen. „Wenn wir aber davon reden, sagt Hostrup — wie die Sache bei uns anfange (nämlich die Bekehrung), so ist der Anfang gewiß nicht durch

*) (Titular-)Bischof N. F. S. Grundtvig (geb. d. 8. Sept. 1782), bekannt als Mythologe, Geschichtsforscher, Dichter und Prediger, ist heute noch das wirksame Haupt einer weitverbreiteten kirchlichen, sowie zugleich nationalen Partei, welche seine unleugbaren Verdienste um das christliche Leben Dänemark's in den Himmel erhebt und auch seine extravaganten Ansichten (über das Taufsymbol, kirchliche Freiheit u. s. w.) lebhaft vertritt. Al. M.

Drohungen, Schrecken, kluges Räsonnement zu Wege zu bringen; nein, wir bekehren uns nur, wie eine Blume sich zum Lichte hinkehrt. Einzig und allein das Licht bringt diese Wendung, diese Hinkehr hervor, gewiß aber nicht die Finsterniß; nur das Licht aus Gott, das Licht der Gnade ist es, was ein Menschenherz um- und nach oben kehrt, und garnichts Andres." (S. 170) — Wirklich garnichts Andres? Stimmt dieß auch wohl mit der Erfahrung? Oder hat nicht auch ein Blick ins Dunkel hinab schon manches Menschenherz dahin gebracht, das Entsetzliche eines Lebens ohne Gott zu erkennen? Und sollte es wirklich nur Einen Weg geben, auf welchem die suchende Gnade eine Seele findet? Die christlichen Biographien bezeugen das Gegentheil; und auch in dieser Beziehung gilt es: „Weg hat er allerwegen; an Mitteln fehlt's ihm nicht." Auch der Apostel sagt doch irgendwie: „Was wollt ihr? Soll ich mit der Ruthe zu euch kommen, oder mit Liebe und sanftmüthigem Geist?" (1. Kor. 4, 21). Wenn er aber über die welche sich versündigen, seine apostolische Macht geltend macht, will er auch hierdurch nur die Widerstrebenden zur Umkehr bewegen, ebensowohl als wenn er mit Liebe kommt und mit sanftmüthigem Geiste (2. Kor. 13, 1—10). — Natürlich kann ein selbständiger Prediger keine andere Weise der Verkündigung in Anwendung bringen, als die seiner Anlage und Gabe entsprechende, oder die, für welche er ein eigenthümliches Verständniß hat; und wir sind weit entfernt, zu fordern, daß ein so begabter Prediger, wie Hostrup, mit einer anderen Stimme reden solle, als die ihm verliehen ist. Nur soviel fordert doch die Billigkeit, daß man anerkenne, was für Berechtigung auch Andere haben für die Anwendung ihrer Gabe und die ihnen gegebene Einsicht in die Schätze der Weisheit und Erkenntniß, welche in dem Evangelium niedergelegt sind, dem Worte, das da immerdar dem Einen ein Geruch des Todes, dem Andern aber ein Geruch des Lebens werden, Diesen zum Falle, Jenen zum Auferstehen dienen wird; und man darf nicht vergessen, wie zu allen Gläubigen insgemein gesagt wird, daß auch unser Gott ein verzehrendes Feuer, und daß es schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. (Hebr. 11 und 12.)

Nirgends tritt jene Grundanschauung des Verf. deutlicher hervor, als in der Predigt über das Evangelium von dem Pharisäer und Zöllner, mit dem Thema: „Der Einzelne und die Gemeinde" (S. 276). Der Zöllner wird genannt ein wunderlicher, wortkarger Mann, was er sogar gegenüber Gott dem Herrn sei. „Ist es doch, als ersterbe auf seinen Lippen das Gebet; kommt es endlich in Gang, so bleibt es dennoch nur bei einigen wenigen Worten. Er hat von sich selber nichts Gutes zu sagen: aber müßte er alsdann nicht desto mehr Arges von sich aufzuführen haben? Allein wo bleibt die eigentliche Beichte? Er steht da und „schielt" (skuler) auf den Erdboden und murmelt Etwas, wie einen Seufzer darüber, daß er ein Sünder sei, welcher der Gnade bedürfte; dabei bleibt es aber auch. „Er wird beschrieben" als der einsame, verschlossene, aufseufzende, aber thränenlose Mann," als stünde er mitten im Winter da, wie ein armer Erfrorener, welcher einen Seufzer aus seiner Brust steigen lasse nach Wärme und Licht — ganz verschieden von jener Sünderin (Luc. 7), dem muthvollen andringenden Weibe mit dem warmen Herzen und den strömenden Thränen, bei welcher der Frühling zum Durchbruche gekommen ist unter starkem Thaufalle; die Sonne ist gekommen, und hat den Bann der Einkerkerung gelöst." Wo der Prediger hinaus will, sagt er mit deutlichen Worten: „In der Gemeinde unseres Herrn schlägt man sich nicht an die bedrückte, angstvolle Brust: denn unser Herr Jesus Christus hat die Last hinweggewälzt; da „schielt" man nicht zur Erde, wie die thun, welche schauerliche Geheimnisse mit sich umhertragen; nein, das Wort von der Vergebung der Sünden giebt Freudigkeit, den Blick emporzurichten und zu sprechen: Abba, Vater! freilich sind es Sünder, ja ganz und gar Sünder, welche der Herr Jesus seinem Reiche einverleibt hat, bedürfen auch der Vergebung immer aufs Neue; sie aber haben ein besseres und wärmeres und fröhlicheres (?!) Gebet, als jenen Seufzer: Gott sei mir Sünder gnädig! Und das ist das Gemeindegebet an den himmlischen Vater: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern." Der Zöllner also kein Vorbild für uns!

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Predigten ist die unablässige Hervorhebung der Taufe. Kaum dürfte sich Eine unter ihnen finden, in welcher sie nicht von den verschiedensten Seiten vorgeführt wird, sei es daß Veranlassung dazu sei, oder daß diese fern genug liege. Nun soll man gewiß unter Grundtvig's Verdiensten dieses nicht vergessen, daß er auf die Sacramente, als Gnaden- und Heilsmittel, mit solchem Nachdruck und namentlich die große Bedeutung der Taufe mehr zum Bewußtsein gebracht hat (obgleich sowohl die englische als die deutsche Kirche, unabhängig von Grundtvig, in neuerer Zeit ebenfalls die einzig rechte Anschauung der Sache gewonnen haben). Wir können es also vollkommen verstehen, daß die, welche diesen klaren und festen Blick für den Anfang ihres Christenlebens gewonnen haben, besonderes Gewicht auf denselben legen mögen, zumal wenn noch die subjective Ueberzeugung dazukommt, daß das mit der Taufe verbundene Glaubensbekenntniß „das eigne Wort des Herrn" aus den 40 Tagen nach der Auferstehung sei. Ja im Gegensatze gegen die Unklarheit der zunächst voraufgegangenen Zeit mag es wohl heilsam sein, es wiederholt hervorzuheben, daß nicht wir, sondern der Herr das gute Werk in uns beginnt. Indessen ist Jesus Christus nicht identisch mit der Taufe; der Herr fällt nicht mit dem Mittel zusammen, das er nur gebraucht, oder das er angeordnet hat; und wenn die Worte Christi: „Ringet, daß ihr durch die enge Pforte eingehet," so angewandt werden, wie der Verf. thut (S. 269): „Ringet, denn die Himmelspforte, das heißt die Taufe, ist die enge Pforte," so scheint das Schriftwort doch hier in einer kaum zu verantwortenden Weise gebraucht zu sein. Jedoch begnügen wir uns, auf diese fast übertriebene Hervorhebung der Taufe, wie sie zur Zeit und Unzeit immer wiederkehrt, kurz hingewiesen zu haben, wollen indeß nicht weiter auf einen Gegenstand eingehen, welcher wohl eine gründliche theologische Prüfung verdient. So viel ist aber ausgemacht, daß weder die Evangelien noch die apost. Briefe die Taufe in solcher Weise betonen, wie es von derjenigen kirchlichen Richtung geschieht, welcher der Verf. zugethan ist; denn die Stellen in denen dieses Sacrament im N. Test. vorkommt, welches doch für die Gläubigen geschrieben ist, und uns ein Bild der ersten Kirche gewährt, möchten bald gezählt sein.

Allein, möge man nun in dergleichen Einzelheiten mit unserm Prediger übereinstimmen, oder von einer andern Anschauung ausgehen: so werden die meisten doch von diesen seinen Predigten einen sehr wohlthuenden Eindruck bekommen. Auch wünschen wir, daß seine Hoffnung sich erfüllen möge, welche er in der schönen Predigt: „Das ältere und das jüngere Geschlecht" (S. 331) in diesen Worten ausspricht: „Wir begreifen, daß wir das Geschlecht nicht werden können, unter welchem das Christenleben hier auf Erden die schönsten seiner Blumen und Früchte entfalten kann; aber wir hegen die Hoffnung, daß, was bei uns in Schwachheit angefangen ist, bei unsern Kindern sich reicher und voller entfalten werde." Freilich vermögen wir die Erfüllung dieser Hoffnung nicht davon abhängen zu lassen, daß „unsere Kinder vom zartesten Alter an in Weihnachtsliedern und Kinderglauben (Katechismus) heranwachsen; und so dürfen wir erwarten, daß die Einfalt und Freudigkeit, welche uns so schwer fällt, ihnen leichter fallen wird. Daß das Christenleben seine schönsten Blumen und Früchte trage, dazu gehört weit mehr, als in Weihnachtsliedern und im Katechismus aufzuwachsen, wie dieß die Erfahrung der christlichen Kirche durch alle Zeiten hindurch bezeugt.

Eine besonders weite Verbreitung haben ferner, und zwar schon seit geraumer Zeit verschiedene Erbauungsschriften des, namentlich auch um die Förderung des Missionsinteresses verdienten, Past. E. Mau gefunden. Für die u. d. T. „Christliches Zeugniß, Neue Postille" im J. 1869 erschienene Sammlung von Predigten ergeht jetzt eben wieder eine Einladung zur neuen Subscription; von den 9 Heften sind bisjetzt 5 herausgegeben. Mau's Bücher verdanken den großen Eingang, welcher ihnen in den Familien der drei nordischen Reiche, namentlich auch in den niederen Classen des Volks, zu Theil wird, der echten Popularität, durch die sie sich auszeichnen. In einer faßlichen, fließenden Sprache enthalten sie ein wahrhaftes Zeugniß von Christo

aus Glauben zum Glauben. Schlicht und einfach, sind sie zugleich inhalts- und gehaltreich, und zwar dadurch, daß sie durch eine reiche und gesunde Verwendung des göttlichen Wortes, auch der biblischen Geschichte, den Leser in die Schatzkammer der heil. Schrift hineinführen. Die Predigt zum 2. Advent-Sonntage fängt folgendermaßen an: „Die christliche Predigt hat nicht immer denselben Ton und Klang, sondern lautet bald stärker, bald schwächer, jetzt strenger, dann milder, je nach dem Charakter des Textes und Gegenstandes, je nach den verschiedenen Zeiten und Umständen, so daß sie darnach auch einen verschiedenen Eindruck bei den Zuhörern hervorbringt. Man redet z. B. anders, wenn man die Drohungen des Wortes Gottes und seine gerechten Gerichte darstellt, zur Warnung für die Gottlosen, anders, wenn man bei seinen Verheißungen für die Gläubigen verweilt, oder die verirrten Sünder durch die Aussichten ewiger Seligkeit zum Herrn hinzulocken sucht." — So versteht dieser Prediger dem wirklichen Bedürfniß der Seelen entsprechend, das Wort recht zu theilen, und zugleich Gesetz und Evangelium, von welchen so oft nur das eine unter Beiseitelassung des andren betont wird, heilsam zu verbinden. — Keine glänzende, aber, bei treuer Verwerthung, vor vielen andern reichlich gesegnete Gabe!

Zum Schlusse werde hier noch, der Vergleichung wegen, eine schwedische Predigtsammlung erwähnt. Daß nämlich auch die nationale Eigenthümlichkeit ihre Bedeutung hat und in der Predigt ihre Macht ausprägt, ist ja anerkannt. Als Beleg dafür mögen also die in schedischer Sprache gehaltenen und herausgegebenen Predigten des Bisch. Schaumann in Finnland (zugleich Herausgeber einer wohlredigirten theologischen und kirchlichen Monatsschrift: Das Wahrheitszeugniß genannt werden. Schon durch ihre Länge unterscheiden sie sich von dem, woran wir Dänen gewöhnt sind: die Predigt am 1. Advente nimmt 23 S. in gr. 8. ein. Eine andere Verschiedenheit bildet das geistige Gepräge, welches uns hier begegnet. Weder ein Erweckungsprediger ist Sch. in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, auch nicht, wie der vorhin genannte Hostrup ein bloßer Verkünder der Freude des Christenlebens; vielmehr predigt er nach Weise der älteren Prediger, sowohl das Gesetz als das Evangelium, bringt die Leerheit eines Lebens ohne Gott und den Reichthum des Lebens in Christo den Zuhörern zu klarer Anschauung, so daß sie das Eine wie das Andre im Spiegel vor sich. Als Probe möge folg. Stelle aus einer Weihnachtspredigt dienen, welche „von der Freude des Himmels und der Erde bei Jesu Geburt" handelt. Nach einer Schilderung der in den meisten Häusern sich findenden frohen Vorfeier, nach den Worten: „die angezündeten Lichter aber, die heitren Gesellschaften, die gegebenen und empfangenen Geschenke, all dieses Aeußere zeuget noch nicht von wahren Weihnachten und wahrer Christfreude", wendet der Redner sich an die Gemeinde mit diesen Fragen:" Wie steht's mit uns christl. Fr.? Haben wir wirklich Weihnacht in unserm Herzen? War gestern für Dich, m. Fr. ein wirklicher heil. Abend? Als Du deiner Kinder Freude erblicktest, dachtest du an Ihn, der für sie und dich ein Kind geworden, damit ihr Gottes Kinder durch ihn werden möchtet? Als du den grünen Christbaum sahest, welchen sie so fröhlich umkreißten: gedachtest du, daß der Baum des Lebens durch Jesum in der gefallenen Welt gepflanzt ist mit seinen seligen Früchten? Und unter dem Austausche der Weihnachtsgaben — gedachtest du Seiner, welcher sich selbst gegeben hat als die höchste und seligste Gabe an diese kalte Welt? Als es beim Beginn der Bescherung an die Thür klopfte; erinnerst du dich, daß der Heiland an dein Herz klopfet, damit du willig und bereit werdest, Ihn zu empfangen? Und weiter; war diese Morgenstunde ein wirklicher Festmorgen für dich? Leuchtete das himmlische Licht, welches von dem Erlöser ausgegangen ist, in deiner Seele? Wohl euch, wenn eure Herzen diese Fragen bejahen können! Alsdann gehört ihr zu der Zahl derer, die an diesem Tage, welchen der Herr uns allen gemacht hat, sich wahrhaft freuen und fröhlich sein können." Als Gegensatz wird, in Form einer Anrede, die Stellung des Unglaubens diesem Feste gegenüber geschildert: „Wenn bei dieser Feier der erwärmenden Himmelsfreude dein Herz noch erschauert von dem eisigen Froste der Sünde, wenn noch

kein Hauch der Versöhnung und Liebe dein Herz berührt hat, oder es doch bald wieder erstarrte von den Winden der Sünde und Eitelkeit: so hast du noch keine Weihnachten, noch keine Freude: denn die Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus, ist noch nicht in deiner Seele aufgegangen mit ihrer beseligenden Wärme und Kraft. Ist dem aber also: verzage, verzweifle darum noch nicht. Ist nicht der Heiland auch um deinetwillen heute als ein Kind zur Welt geboren? Wende dich zu Ihm! Und auch du wirst von Ihm Freude, Leben und Seligkeit empfangen!" — Dieses ist der Grundton der beredten Predigt dieses Bischofs, welcher Niemand die Thür des Heils zuschließen möchte, aber diese auch keineswegs so weit macht, daß Jedermann ohne Umstände hineingehen kann. Die national-kirchliche Eigenthümlichkeit tritt noch in einer andern Beziehung an den Tag. Ist uns oben bei einem dänischen Prediger die beständige Hervorhebung und Betonung der Taufe aufgefallen, so befremdet uns bei Bisch. Schaumann das Entgegengesetzte, daß nämlich dieses Sacrament niemals zur Sprache kommt (was bei einem dänischen oder norwegischen Prediger kaum denkbar wäre). Die Predigt am 1. Sonnt. nach Ostern handelt „von dem Wege, auf welchem ein Jünger Christi vom Zweifel zum Glauben, und durch den Glauben zu Freude und Seligkeit gelangt" (S. 147). Unser Prediger schildert die zwiefache Quelle des Zweifels, und darnach den Zweifel der Demuth und den des Hochmuths, jener, welcher über seine Schwachheit trauert, und „Nichts eifriger will und erstrebt, als daß es anders werden möge," dieser dagegen welcher an allen Einwürfen und Widersprüchen des Unglaubens sich ergötzt in seiner Schadenfreude, und in seiner Blindheit sich überhebt. Der Zweifel der Demuth sucht die Wahrheit, und macht sich beim Suchen viele Mühe, während der Zweifel des Hochmuths nur sucht, was die Wahrheit zu untergraben und zu verleugnen dient. „So will er denn allein an den demüthigen Zweifler seine Rede richten: denn den Unglauben zu bekämpfen, welcher den einigen Grund des Glaubens, Jesum Christum verachtet, das sei nicht die Aufgabe der christlichen Gottesdienste. Hier würde nun jeder dänische Prediger, welcher die neueren Bewegungen in unsrer Kirche auf sich einwirken ließ, den zweifelnden und zagenden Sinn zunächst auf die Taufe hingewiesen haben, als das Siegel dafür, daß der Herr jenes: „Friede sei mit dir!" thatsächlich zu der einzelnen Seele gesagt habe. Dagegen weist Bisch. Schaumann folgende Mittel zur Bekämpfung des Zweifels und Unglaubens in der Menschenseele an, nämlich: Gebet, Versenkung in's Wort, Abendmahl. Hiermit ist gewiß eine heilsame Wahrheit ausgesprochen; jedoch dürften Manche darin einen Mangel erblicken, daß auf die göttliche Erwählung in unsrer Taufe nicht ebenfalls hingewiesen wird. — Eine interessante Predigt ist die letzte. Die einer feierlichen Inscription (oder Immatrikulation) für die Universität," über Matth. 19, 16—22, in welcher der Redner seinen älteren und jüngeren Zuhörern (Professoren wie Studenten) die Bedeutung und den Segen des wahrhaftigen Glaubens an Christum zu beherzigen giebt, und darstellt, wie unbefriedigend und widersprechend es sei, in Christus nichts Andres zu erkennen, als einen großen Heiligen, einen göttlichen Menschen, wie so viele Gebildete thun, welche doch eigentlich nicht den Ungläubigen zugezählt werden dürfen. „Sie versichern, daß sie in göttlichen Dingen Lehre und Unterricht von ihm annehmen wollen, lassen sich aber nicht von ihm unterrichten, wenn er von seiner ewigen Gottheit redet. Er nennt sich den Weg: sie aber machen ihn nur zum Wegweiser; er nennt sich die Wahrheit: sie aber lassen sein Zeugniß von der Wahrheit nur zur Hälfte gelten; er nennt sich das Leben: sie aber erkennen in ihm nur den Führer zum Leben." — Dieß darf gewiß eine gesunde, untadelige Rede heißen.

Eine erfreuliche Thatsache ist es aber, daß heutzutage in allen drei nordischen Reichen, wie auch unter der schwedisch redenden Bevölkerung des russischen Finnlands, nicht wenige begabte Zeugen stehen, welche, bei manchen Verschiedenheiten der geistigen Richtung, alle das Wort von Christo mit Ernst und Treue bezeugen, und dem, wie in Deutschland, so auch dort sein Haupt trotzig erhebenden Widerchristenthume entgegenstehen.

II. Recensionen.

Encyklopädie.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Erster Band. A—Asiatische Türkei. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Institus. 1874. 1000 S. gr. Lex.-Octav. Broschirt 2⅔ Thlr.

Der Titel „Conversations-Lexikon" ist eigentlich ein zu bescheidener Name für dieses wirklich auf der Höhe der Zeit stehende, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit bearbeitete encyklopädische Werk, welches zugleich mit conciser und geschmackvoller Form der Behandlung die eleganteste typographische und artistische Ausstattung verbindet. Wie das Bibliographische Institut durch seine musterhaften Reisebücher die Reiseliteratur überhaupt auf eine höhere Stufe der Vollendung erhoben hat, so erwirbt es sich ein ähnliches Verdienst um die encyclopädische Literatur durch diese seit 3 Jahren mit größter Sorgfalt vorbereitete neue Auflage des großen Meyer'schen Conv.-Lexikons, an welcher über 90 bekannte Fachmänner als Mitarbeiter engagirt sind. Wir nennen nur einige der bekanntesten: die Historiker M. Müller, Prof. Bender, Dr. Hans Prutz, P. Goldschmidt, R. Döhn, H. Bartling, von Reinsberg-Düringsfeld; die Geographen und Statistiker Brachelli, R. Andrée, R. Kiepert, Vambery, E. Schlagintweit, G. F. Knapp, E. Bruch; die Literarhistoriker und Philologen Gosche, Bechstein, Ethé, Mähly, Wilbrandt; den Philosophen Zimmermann, den Pädagogen Baldamus, die Aesthetiker Gruppe, Reber; die Volkswirthe Emminghaus, Haushofer, Rentzsch, Lammers; die Landwirthe Birnbaum, Löbe; den Chemiker Dammer, den Physiker Klein, den Geologen Vogelsang, den Zoologen und Anthropologen Carus, die Technologen Heinzerling, Kerl; die Militärschriftsteller Niemann und A. Schmidt. Die graphischen Künste, Typographie, Buchhandel u. s. w. sind vertreten durch W. Schmidt, Göbel, F. H. Meyer; die theologischen Artikel sind von dem Protestantenvereinsmann Dr. Holtzmann bearbeitet, jedoch mit sichtlichem Streben nach historischer Objektivität. Begleitet wird das Werk von einem Atlas von 360 Blatt in Doppelformat, namentlich Karten und Darstellungen aus der Geographie und Ethnographie (87), aus den Naturwissenschaften, der Technologie, der Kunstgeschichte, der Anatomie, der Landwirthschaft ꝛc., woran sich berufene und längstbewährte Künstler (Ravenstein, O. Peters, R. Kretschmer, E. Schmidt, G. Mützel, C. Becker, A. Thieme, Dr. Vogelsang, P. Ahrens u. a.) unter Zuhülfenahme aller erdenklichen graphischen Künste (Stahlstich, Chromolithographie, Lichtdruck, Holzschnitt) betheiligen. Außer den auf den 360 Doppeltafeln enthaltenen Abbildungen sind auch noch viele Holzschnitte dem Texte eingedruckt. Diese illustrativen Beigaben bilden nicht etwa eine müßige Decoration, sondern sind von den betreffenden Schriftstellern selbst, wo das gedruckte Wort allein nicht ausreicht, in planmäßige und integrirende Beziehung zu ihren Artikeln gebracht. Rühmend müssen wir auch noch die den einzelnen wichtigern Artikeln beigegebenen reichen und zuverlässigen Literaturnachweisungen hervorheben.

Die Hauptredaction befindet sich natürlich am Verlagsorte, die Abtheilungsredactionen sind an Mittelpunkten wissenschaftlichen Verkehrs, Berlin, Wien, München und Tübingen etablirt. Das Unternehmen verspricht also, wie man auf Grund des vorliegenden I. Bandes erwarten darf, eine dem Inhalte nach ebenso gediegene als in der Ausstattung glenzende Ausführung. Aus dem I. Bande heben wir beispielsweise als kleine Muster-Monographien folgende treffliche Artikel aus, und zwar aus Geographie und Geschichte: Abessinien, Aegypten, Aetna, Afrika, Algerien, Alhambra, Alpen, Amerika, Amsterdam, Antwerpen, Arabien, Armenien, Ashanti u. a.

aus den Naturwissenschaften: Adler, Affen, Algen, Aloe, Ameise, Antilope, Anilin ꝛc. Selbst der gründlich gebildete Fachgelehrte wird an der Correctheit und relativen Vollständigkeit aller dieser Artikel kaum etwas auszusetzen finden, nicht selten aus selbigen sogar noch Belehrung schöpfen. — Denn fast jedem einzelnen Artikel sieht man es an, daß er von einem gewiegten Fachgelehrten abgefaßt ist, und zwar mit einer solchen Präcision, Klarheit und Ausdehnung, wie es dem wissenschaftlich Gebildeten unserer Zeit nothwendig ist. Noch bemerken wir, daß die illustrativen Beigaben in der genauen Reihenfolge erscheinen, in der sie den Bänden zugehören, so daß jeder Subscribent die Bände mit Beilagen sogleich binden lassen und in Gebrauch nehmen kann, ohne warten zu müssen, bis das ganze Werk complet erschienen ist, was nach dem Prospectus in 4—5 Jahren geschehen sein wird. Dabei leistet die Verlagshandlung den Subscribenten ausdrücklich „Gewährschaft für programmgemäße Durchführung", — also keine Nachzahlungen für Supplement- und Extra-Lieferungen, wie sie bei dergl. weitaussehenden Unternehmungen sonst nur allzu häufig vorkommen!

Was nun die Preisverhältnisse anlangt, die bei einem so umfangreichen Werke immerhin ins Gewicht fallen, so bemerken wir darüber Folgendes. Der Subscriptionspreis für jeden Halbband von 30—40 Bogen Text scharfen Druckes auf starkem weißem Papier mit zugehörigen Illustrationen = 4 Reichsmark oder $1\frac{1}{3}$ Thlr.; also für den ganzen Band von 60—80 Bogen = $2\frac{2}{3}$ Thlr. Das ganze Werk von 15 starken Bänden wird demnach mit allen Beilagen 40 Thlr. kosten, welche Summe sich jedoch auf etwa 5 Jahre vertheilen wird. Mit andern Worten: der große compresse Druckbogen in Lexikonformat kostet nur wenig über 1 Sgr., woneben der Atlas von 360 Doppeltafeln eine höchst instruktive Gratiszugabe bildet.

Beiläufig sei bei diesem Anlaß erwähnt, daß die neue Auflage des in den Sparmann'schen Verlag zu Oberhausen übergegangenen Pierer'schen Universal-Lexikons laut Prospectus (jedoch ohne Gewähr für programmgemäße Durchführung) auf 180 Lieferungen (mit Karten und Plänen, jedoch ohne sonstige Erläuterungstafeln) à 6 Sgr., also im Ganzen auf 36 Thlr. veranschlagt ist; daß aber Hr. Spaarmann in Folge der seinem I. Band zutheil gewordenen einschneidenden Kritik — der einzige von ihm namhaft aufgeführte wissenschaftliche „Mitarbeiter" Schlagintweit hat sich gegen solchen „Mißbrauch seines Namens" öffentlicht verwahrt — sich bereits zu dem Versprechen genöthigt gesehen hat, eine völlige Neugestaltung des I. Bandes vorzunehmen und seinen Subscribenten den Gratis-Umtausch zu gewähren. — Auch eine neue Auflage des Brockhaus'schen Conv.-Lex. ist laut öffentlicher Ankündigung in Vorbereitung begriffen, welche 15 Bände umfassen und 30 Thlr. kosten soll, jedoch ohne Karten und erläuternde Illustrationen. Der als separates Werk erschienene Bilderatlas des Brockhaus'schen Verlages kostet 25 Thlr. — Schließlich möchten wir dem Bibliographischen Institut anheimgeben, auch Einbanddecken zu billigem Preise anfertigen zu lassen, oder — was noch besser wäre — die einzelnen Bände auf Wunsch gleich gebunden zu versenden. M.

Theologie.

Luthardt, Dr. **Ernst**, Prof. theol. **Die Eigenthümlichkeiten der vier Evangelien.** Vortrag. 8. 23 p. Leipzig 1874. Dörfling und Franke. 5 Sgr.

Eine vortreffliche Uebersicht über die Eigenthümlichkeiten der Evangelien, schön in der Darstellung, reich an Inhalt, wohl bemessen für die Anforderungen des gebildeten Publikums, das nicht in die Detailstreitigkeiten der Theologen eingeführt, aber doch von dem Wesentlichen des Kampfes unterrichtet sein will, um den es sich heutzutage handelt. Darum ist hier z. B. von den beiden entgegengesetzten Irrthümern die Rede, welche von der gesunden Auffassung der Kirche bezüglich des Verhältnisses der Synoptiker zu Johannes abführten. In der Schule Schleiermachers, sagt Vf., antwortete man: Johannes hat Recht; und unsre eigene innere Neigung wendet sich mit Vorliebe diesem zu. Die Tübinger Schule sagte: Wenn nur einer von beiden Berichten geschichtlich ist, so wird man demjenigen den Preis des Geschichtlichen zuerkennen, welcher in seiner Darstellung naiver, unbefangener und absichtsloser, in seiner Anlage weniger kunstvoll ist, dagegen mißtrauisch sein dürfen gegen den Bericht, bei welchem in der Berichterstattung offenbar die Absicht vorherrscht. Besonders schön ist durchgeführt, wie die Evangelien eine Stufenleiter bilden. Das Matthäus-Evangelium, sagt Vf., zeigt uns den Zusammhang des Christenthums mit dem alten Testament. Das Markus-Evangelium stellt uns das Bild Jesu vor Augen als eine neue große überwältigende Erscheinung. Das Lucas-Evangelium verkündigt uns diese neue Zeit als die Zeit der göttlichen Gemeinde. Das Johannes-Evangelium zieht den letzten Vorhang weg und läßt uns in den

ganzen tiefen Hintergrund des Geheimnisses Gottes schauen, das in Jesu offenbar geworden ist. — Auch manche selbst den Theologen neue und anziehende Gedanken finden sich in diesem Vortrage. So hebt er beim Evangelium Matthäi die Zahlensymbolik hervor. Es die Siebenzahl, welche durch dieses Evangelium hindurchgeht. Sieben große Reden Jesu enthält es, in sieben Theile zerfällt es. Die Genealogie am Anfang zerfällt in 3 Gruppen von je 2×7 Gliedern; 7 Seligpreisungen mit einem dreifachen Schluß beginnen in der Bergpredigt die öffentliche Lehrwirksamkeit Jesu; die 7 Wehe über die Pharisäer und Schriftgelehrten schließen seine öffentliche Lehrwirksamkeit, und in der Mitte lesen wir die 7 Gleichnisse vom Reiche Gottes. Wir sehen: es ist eine Hand, welche uns in dieser Schrift begegnet; nicht auf dem Wege des Zufalls und allmählicher Stoffensammlung ist sie entstanden. So zeigt Vf. bei jedem der Evangelien die bestimmte Aufgabe, welche er sich setzt, und zugleich die Stufenfolge, in welcher sich diese Aufgaben regeln mußten, so daß der Leser einen tiefen Eindruck von der heiligen Vorsehung empfängt, welche über der Entstehung dieser Schriften waltete.

E. E.

Theologisch - homiletisches Bibelwerk. Die heil. Schrift alten und neuen Test. von J. P. Lange. Des alten Test. VIII. Theil: **Die Bücher der Chronik von Dr. Otto Zöckler.** 317 S. Bielefeld, 1874. Velhagen und Klasing. 1 thlr. 10 sgr.

Der Verfasser dieser Auslegung, dessen Name durch seine gründlichen wissenschaftlichen, aber auch die Heilsthatsachen und Heilswahrheiten des Christenthums freudig und entschieden anerkennenden und bekennenden Arbeiten in der theologischen Welt einen guten Klang hat, bringt hier den Forscher auf Atl. Gebiete eine bedeutsame, auf eingehenden Studien fußende Gabe, in welcher er seine umfassende Kenntniß des Grundtextes und seine Gewandtheit im Uebersetzen desselben glänzend documentirt. Um mit einigen Bemerkungen zur Uebersetzung des Grundtextes den Anfang zu machen, so ist I., c. 11, v. 7: מִן־הַמְלוֹא (wohl in Folge eines Druckfehlers) unrichtig wiedergegeben und daselbst v. 3. „zu Samuel“ besser zu übersetzen: „durch Samuel“. Ebenso hätte c. 11, v. 6 besser gesagt werden können: „Jacob der Zeruja-Sohn“. Gegenüber diesen wenigen Aussetzungen müssen wir aber constatiren, daß sich die Uebersetzung des Verfassers dem Grundtext möglichst accommodirt, ohne jedoch sprachlichen und stilistischen Härten zum Opfer zu fallen oder Spitzfindigkeiten mit unterlaufen zu lassen.

Von besonderem Werthe ist uns die Einleitung, in welcher der Verfasser mit gewohnter Akribie zunächst über die Bedeutung der Chronik als Geschichtswerk ganz treffliche Bemerkungen macht und ihr Verständniß zu den Büchern Samuelis und der Könige nüchtern und schlagend beleuchtet. Nicht minder sind wir mit dem einverstanden, was er über das Verhältniß derselben zu Esra und Nehemia beibringt, da viele sprachliche Berührungen stattfinden, ohne daß man deßhalb, wie der Verfasser richtig betont, zu der Annahme gezwungen wäre, daß für diese drei Schriften Ein Verfasser gewesen sei. Vielmehr ergiebt sich aus allen für diese Frage in Betracht kommenden Momenten, daß Esra nicht der Autor der Chronika, sondern dieselbe nach Esra u. Nehemia entstanden ist, wie auch andererseits zugegeben werden will, daß ihr Verfasser zugleich an die Bücher Esra und Nehemia die letzte Hand angelegt hat. — Die zweckmäßige Angabe über Inhalt, Anlage und Zweck des Werkes heben wir als in allen ihren Einzelheiten sehr gelungen hervor, und wenn der Verfasser die Ansicht vertritt und zwar mit durchschlagenden Gründen, daß der Chronist andere Quellen benutzt habe, so billigen wir selbstverständlich diese allgemein getheilte Anschauung vollkommen und schließen uns gerne der Entwickelung derselben in allen Punkten an. Was die Glaubwürdigkeit des Chronisten betrifft, die neuerdings nach dem Vorgang von Gramberg von den Theologen und Kritikern der Negation, wie K. H. Graf, Nöldeke, Holtzmann ꝛc. stark angezweifelt worden ist, so freut es uns, daß der Verfasser die Gründe der Gegner mit gewichtigen Gegengründen siegreich aus dem Felde schlägt und sich als gewandter Apologet dieser vielverkannten und oft angefochtenen biblischen Bücher erweist.

Wenn wir nun zu den vom Verfasser dem Texte beigegebenen exegetischen Erläuterungen übergehen, so constatiren wir vor Allem, daß derselbe sein bereits bekanntes und anerkenntes exegetisches Geschick bei der Interpretation dieses so viele Schwierigkeiten bietenden Buches glänzend documentirt, daß er mit gewissenhafter Sorgfalt eine außerordentliche Belesenheit und anerkennenswerthe, rühmliche schriftstellerische Gewandtheit verbindet, sich auch angelegen sein läßt, den heikleren Fragen nachzugehen, auf den Grund zu sehen und ihre Lösung zu versuchen, so daß wir an seiner Auslegung eine höchst werthvolle Leistung

besitzen. Nach ruhiger Abwägung aller Gründe entschließt sich der Verfasser im Gegensatz zu Keil öfters zu Aenderungen des Textes, wo ihm solche unbedingt geboten und völlig berechtigt erscheinen und er thut dies jedesmal nach dem Vorgang andrer Autoritäten, z. B. 1 Chr. 4, 17, 18. c. 7, 14. c. 9, 33. 2 Chr. 15, 8. c. 16, 5. c. 25, 8. c. 26, 5, und anderwärts. In den meisten Fällen gelangt der Verf. allerdings zu ähnlichen Resultaten wie Keil, ohne sich jedoch etwa sklavischer Abhängigkeit oder tadelnswerther Unselbstständigkeit schuldig zu machen; vielmehr auf dem Wege eigner Untersuchung und Prüfung, also mittelst selbständiger Forschung, gewinnt er Ergebnisse, in denen er mit Keil theilweise harmonirt und theilweise dissentirt, in Bezug auf welch' letztern Punkt wir z. B. auf S. 76. verweisen. Daneben berührt es wohlthuend, daß der Verf. nicht vornehm herabsieht auf die verdienstlichen und beachtenswerthen Leistungen solcher Theologen, welche einen mehr oder minder entgegengesetzten Standtpunkt einnehmen und in ihren Werken die Arbeiten der bibelgläubigen Forscher meist ignoriren; daß er vielmehr auch sie fleißig citirt und zum Verständniß des Buches nach Kräften ausnützt.

Neben dieser Gewandtheit, den Schrifttext soviel als möglich klar zu machen und die vorhandenen Probleme durch Vergleichung mit verwandten Stellen aufzuhellen, neben dieser gewissenhaften Interpretation, steht der andere Theil seiner Arbeit, dem wir ganz besonders die Aufmerksamkeit zugewendet wissen möchten. Es sind dies die am Schlusse größerer Abschnitte angefügten „heilsgeschichtlich-ethischen Grundgedanken und apologetischen Andeutungen", die hier und da noch durch homiletische Zugaben vermehrt sind. In diesen findet sich ein reiches Material, ein durchsichtiger Ueberblick über das Ganze eines umfangreicheren Abschnittes, welcher insonderheit für die praktischen Geistlichen von wesentlichem Belang ist. Mag man auch mit dem Verfasser über einzelne von ihm vorgetragene Anschauungen und Auffassungen rechten, mag man auch in diesem und jenem Punkte ihm nicht völlig zustimmen, mag man über die Bedeutung einzelner Worte und Redensarten anderer Ansicht sein — das Ganze ist eine gründliche, von großer Belesenheit auf verschiedenen Gebieten zeugende, das Verständniß der Chronik wesentlich fördernde, auf gesunder und solider Grundlage auferbaute, in den erhabnen Geist des göttlichen Wortes tief einführende Arbeit; und einzelne Ausstellungen, die von der mehr negativen Kritik oft mit Unrecht an diesem exegetischen Meisterwerk gemacht werden, sind nicht im Stande, die hohe Anerkennung, die wir dem Verfasser zollen, und den Dank, den sein eifriges und eingehendes Bestreben die dunkeln Partieen dieses Buches zu lichten, allseitig verdient, auch nur im Mindesten zu alterieren. Wir empfehlen vielmehr diese werthvolle Auslegung als eine reichen Gewinn bringende allen Theologen, denen es um einen treuen und kundigen Führer durch die großartigen Denkmale des altest. Schriftthums zu thun ist: nam illo duce via iis patefiet! W. E.

Gebhardt, Hermann, Pfarrer. **Der Lehrbegriff der Apokalypse** und sein Verhältniß zum Lehrbegriff des Evangeliums und der Episteln des Johannes. 8. 444 p. Gotha, 1873. Besser. 2½ thlr.

Der Verfasser kam auf den Gedanken, den Lehrbegriff der Apokalypse zu erforschen und darzustellen — eine Arbeit, die vor ihm Niemand unternommen hat, da es wohl allzu schwierig erscheinen mochte, die Gehalte der apokalyptischen Geschichte in lehrhafter Form darzustellen, die aber Vf. nun nach Vollendung seiner Studien nicht als unlöslich betrachtet — um von diesem Werke nun, das ja von den ältesten Zeugen ohne Widerspruch als Werk des Apostels Johannes angesehen wurde und gegen dessen Authentie auch in neuerer Zeit kein stichhaltiger Einwurf gemacht werden konnte, zu einer klaren Ueberzeugung zu kommen, ob das Evangelium von demselben Verfasser sei. Er hat zu diesem Behufe zunächst den Lehrgehalt der Apokalypse mit vollständigem Absehen von den übrigen Johannischen Schriften durchforscht und in diesem Buche in drei Theilen dargestellt. Im 1. Theile behandelt er die entfernteren Voraussetzungen, legt also des Apokalyptikers Anschauungen über Gott, die Engel, den Himmel, Teufel, Abgrund, die Erde und ihre Bewohner dar, im 2. Theile folgen dann die näheren Voraussetzungen: nämlich Christus, der Geist, das Evangelium, das christliche Leben, die Gemeinden. Der 3. Theil bringt die Weissagung. Wir wollen über diese Eintheilung nicht mit ihm rechten, obgleich sie uns sehr fließender Natur scheint und die einzelnen Begriffe zu äußerlich neben einander gestellt erscheinen, der Verfasser auch selbst eine innere Vermittlung derselben nicht unternimmt. Die Hauptsache ist uns die Darlegung der Begriffe selbst. Dieser wollen wir nun folgen.

Sehr gründlich und eingehend ist seine Darstellung über Gottes Wesen und Wirken. Nur begreifen wir nicht, warum er in der

Umschreibung des Namens Jehova 1, 4 eine rabbinische Ausdeutung sieht; das ist ja der Begriff der Schrift selbst, nur will er nicht besagen, daß Gott in aller Zeit sich als den ewig Seienden beweist, sondern vielmehr als den seiner selbst Mächtigen, auch wenn er in ein geschichtliches Sein eingeht; und nicht hat er aus der rabbinischen Bezeichnung für die ewige Existenz Gottes einen Ausdruck für die energische Einigkeit Gottes gemacht, sondern er hat aus jenem allgemeinem Ausdruck nur die Momente hervorgehoben, welche der Zweck des Buches erheischt. Wenn der Engel in 7, 2 das Siegel des lebendigen Gottes hat, so deutet nichts an, daß damit gesagt sein wolle, er könne den Seinen ein Leben geben, das im Tode nicht vergeht; der nächste Zusammenhang weist vielmehr darauf hin, daß Gott als solcher die Macht hat über die Kreatur. Zweifelhaft scheint es mir, daß die Bezeichnung „der Allmächtige" das hebr. Elohe Zebaoth vertrete, wenn auch einmal die LXX so übersetzen; jenes hat einen weiteren Umfang. Gott heißt hier in 18, 8 nicht der Starke, so daß es als Namensbezeichnung diente, sondern ist nur adjectivisch gebraucht. Etwas undeutlich ist der Ausdruck: für die Welt hat Gott die Macht noch nicht; er hat sie vielmehr, aber er will sie noch nicht anwenden. Der Verfasser klammert sich gar zu ängstlich an das Alte Testament. Wenn z. B. in der Apokalypse Gott der Gott des Himmels heißt, so braucht das nicht nothwendig eine Rückbeziehung auf diese Bezeichnung in den nachexetischen Schriften zu sein; so mechanisch haben wir uns den Anschluß an das alte Testament nicht zu denken, als könne Johannes selbst gar nicht schöpferisch auftreten, sondern diese Bezeichnung ist ihm ja durch seine Vision am nächsten gelegt. Sehr richtig ist das über den Begriff ἀληθινός Bemerkte, ebenso was er gegen Baur über die Liebe Gottes, die auch in seinen Gerichten hervortritt, geschrieben hat. Nur Oberflächlichkeit kann sagen: Johannes kenne keinen Gott der Liebe. Etwas einseitig spiritualistisch ist seine Deutung der symbolischen Darstellungen, indem er sie in den blos ethischen Gehalt verflüchtigt. Wenn er in C. 15, 8 weiter nichts sieht, als den Gedanken, daß die Gebete der Christen erhört sind, so ist das Essentielle zu sehr beseitigt; es ist nicht blos das ethische Wesen Gottes hervorgehoben, sondern auch seine äußere Manifestation, die höhere Leiblichkeit. Auch die 7 Geister C. 5. 6. sind ihm blos Symbol der Gnade; allein der Zusammenhang redet weder von der Gnade, noch läßt er uns in ihnen ein bloßes Symbol sehen. Das gläserne Meer 15, 2 erinnert mit gar nichts an das rothe Meer, es ist kein durchschrittenes Meer, noch weniger ein Gefahren bringedes Meer, sondern die Fülle der δικαιώματα.

Der Verfasser wendet sich hierauf zu den Engeln, behandelt alle die wichtigen Stellen, die eine nähere Besprechung erfordern, und widerlegt die wenigen Ausnahmen, die aufgestellt wurden. So weist er mit Recht die Behauptung zurück, daß ein Engel besonders Christum repräsentire, und sagt, daß der Engel C. 22, 8 nicht der Engel des Herrn, sondern der zuletzt genannte Schalen-Engel sei. Aber dem Wesentlichen seiner Anschauung können wir nicht zustimmen. Der Engel Gottes ist ihm die Personification der ganzen offenbarenden Thätigkeit Gottes; die Engel der Gemeinden 1, 20 sind blos die Symbole ihrer Einheit, stellen sie als geschlossenen Organismus dar, alle Engel sind nur als poetische Darstellungsmittel benützt. Diese Deutung ist freilich für den Verfasser nothwendige Consequenz, denn ihm ist ja das ganze Gewand der Apokalypse ein künstliches, nur Einkleidung der Johannes innerlich im Geiste geschenkten Ideen. Der Apostel hat nur die Grundideen dessen, was er mittheilt, im Geiste erkannt, er hat nicht alle die einzelnen Verwirklichungen dieser Ideen, welche er hier nieder geschrieben hat, geschaut; sondern diese ganze Ausführung ist Kunst, welche ihre Farben aus der alttestamentlichen Profetie entlehnt und ihre Zeichnung aus den verschiedensten Stellen zusammenträgt. Sie kann in ihrer Detailausführung auch irren und hat geirrt, unsere Aufgabe ist es daher, die Grundstriche zu finden und sie von den übrigen Zügen zu scheiden; nur in jenen haben wir Wahrheit. Wir entgegnen dem, daß der Verfasser der Apokalypse auch nicht mit einem Wort andeutet, daß er so verstanden sein will, er protestirt vielmehr am Schlusse seines Werkes ausdrücklich gegen eine solche Auslegungsweise, offenbar deshalb, weil ihm klar vor Augen stand, daß solcher wunderbaren Vision gegenüber diese Ausdeutung dem natürlichen Verstande sehr nahe liege. So ist es denn auch Gebhardt gegangen; er meint, es sei gerade so, wie ja die Engel auch seitdem in vielen christlichen Dichtungen als Symbole gebraucht worden seien. Allein der Unterschied ist nur der, daß eben die Apokalypse keine Dichtung, sondern Wahrheit sein will, und zwar mit so hohem Ernste Wahrheit, daß Jeder, der von den hier mitgetheilten Offenbarungen etwas als blos dichterisches Element streichen will, seinen Theil verliert am Holze des Lebens. In welche Unsicherheit gerieth man auch bei einer solchen Exegese hinein. Der Verfasser sagt: Die Engelvorstellung unsrer Lehre be-

wegt sich in leisen Uebergängen zwischen der in meiner Erscheinung wirksamen Idee und der eine Erscheinung vermittelnden Persönlichkeit hin und her. Johannes hat allerdings an Engel geglaubt, selbst an Wasser- und Feuerengel; sie sind ihm persönliche Wesen, während auch ihm selbst die Aeltesten und die Zoa nur Symbole sind. Wer will aber hier in diesem Gemenge die Klarheit finden?

Vf. wendet sich hierauf zu den Aussagen über den Himmel. Er meint, es sei eine spätere gelehrte Anschauung, welche das Universum in 3 Theile eintheile. Allein diese neben jener andern, der Zweitheilung, gebraucht, zeigt, daß sie keine andere Anschauung enthält, sondern dasselbe Ganze nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so daß keine die andere ausschließt. Von einer Benützung der rabbinischen Topographie des Himmels können wir nichts entdecken; es findet sich hier nichts, was sich nicht aus altfest. Ideen ableiten ließe. Consequent aus der ganzen Auffassung Gebhardt's folgt auch, daß er in den 4 Versen nur Symbole sieht; sie bedeuten die Schöpfung in ihrer Idee. Ebenso sind ihm die 24 Aeltesten, hergenommen von den 24 Priesterklassen, nur Repräsentation des Gottesvolkes in seiner idealen Gesammtheit. Daraus, daß sie am Schlusse der Apokalypse nicht mehr genannt werden, folgt noch nicht, daß sie im Vollendungszustand als aufgehoben zu denken sind. Dort hat es ja Johannes nicht mehr mit der vollständigen Beschreibung des Himmels zu thun. Auch 6, 9 sind ihm die Seelen der Geschlachteten nur Dramatilisirung von Gen. 4, 10. Wir können uns mit dieser Verflüchtigung aller Realitäten in bloße Ideen nicht befreunden.

In seiner Besprechung des Teufels findet der Verfasser Vorstellungen, die sich an die jüdische Theologie anlehnen. Aber wo soll Johannes diese rabbinischen Bestimmungen studirt haben und was berechtigt, ein Hinausgehen über die Lehre des Alten Testaments anzunehmen? Trotz dem Allen sieht der Verfasser in C. 12, 7—9 im Sturze des Satans aus dem Himmel nichts weiter, als die Ueberwindung des bösen Prinzips in der idealen Wirklichkeit. Aber was hat denn hier Michael zu thun, welcher der Fürst Israels ist? Und warum erfolgt dieser Kampf erst nach der Flucht des Weibes? Das Ganze bleibt dem Verfasser ein Räthsel, deshalb beschuldigt der Verfasser den Apokalyptiker hier auch der Inkongruenz in der Wahl seiner Motive. Das gilt ihm vollends als unmögliche Vorstellung, daß das böse Prinzip vor Christus seinen Aufenthalt im Himmel gehabt habe trotz Hiob 1, 2 wo doch jedenfalls von einer Thätigkeit im Himmel die Rede ist. Im Anschluß hieran bespricht er den Abgrund. Auch hier findet er rabbinische Vorstellungen, nach denen unter der Erde eine bodenlose Tiefe sei mit einem Schwefelsee. Allein es ist wohl zu beachten, daß die Erde nirgend als schon bestehend bezeichnet wird. Indem Joh. deutlich sagt, der Abgrund sei identisch mit dem zweiten Tode läßt er ihn erst, wenn er zum zweiten Tode kommt in Existenz treten. Dieß aber ist nicht die Vorstellung der Rabbinen. Auch möchte es zu viel gesagt sein, der Teufel sei nicht da, wohin er gehöre, im Abgrunde; denn wenn er auch seine Wirksamkeit auf Erden hat, so ist doch dort seine eigentliche Wohnung, er ist nur noch nicht in denselben geschlossen. Es wäre auch gegen die Einheitlichkeit der bösen Prinzipien, wenn die Ausgeburten der Hölle nicht durch seinen Willen hervorgingen. Daß Johannes nicht auf rabbinischen Vorstellungen fußt, beweist auch dieß, daß nach diesen Abaddon ein Raum der Unterwelt ist, dem Apostel hingegen ist es der Geist des Abgrundes.

In Folgenden betrachtet er die Erde und ihre Bewohner. Den Unterschied zwischen Thier und Mensch findet er darin, daß das Thier eine Lebensseele besitzt, im Menschen aber Lebensgeist sei; allein letzteres ist nicht das spezifische Eigenthum des Menschen, wie 13, 15 beweist, wo das Thier dem Bilde Lebensgeist einhaucht, so daß er allerdings redet, aber damit doch noch nicht eine Persönlichkeit wird. Das Eigenthümliche des Menschen ist sein νοῦς, seine unsterbliche Seele. In C. 18, 13 kann ψυχὰς ἀνθρώπων nicht Epexegese zu σωμάτων sein, wie schon die Verschiedenheit des Casus beweist. Es drückt vielmehr eine andere Weise der Verwendung der Menschen aus. Sehr richtig hebt Vf. übrigens hervor, daß dem Verfasser der Gegensatz zwischen Weltreich und Gottesreich durch die ganze Geschichte hindurchgeht und die im letzten Grunde Alles bewegende Macht der Geschichte ist. Ebenso wahr betont er gegen Baur, daß der Apokalyptiker zwischen Heidenthum als Prinzip und den Heiden sehr wohl unterscheide.

Von pag. 75 an wendet er sich zum 2. Theile, den näheren Voraussetzungen, und sammelt nun zunächst das über Christus Gesagte. Mit Recht wendet er sich hier gegen die abgeschmackte Behauptung Volkmar's, der Bericht über die jungfräuliche Geburt Jesu bei den Evangelisten sei aus C. 12, 1 entnommen, indem er richtig erkennt, daß das Sonnenweib die Gottesgemeinde des alten Testaments bedeute. Wenn er aber aus der Geschichte der beiden Zeugen C. 11 auf die Anschauung des Apokalyptikers über das Leben Jesu zurückschließt, so hat er dazu gar keinen Anhalt

und macht deshalb auch falsche Schlüsse. Denn daß die Zeugen im Tode verachtet auf der Straße liegen, beweist nicht im mindesten, daß er im Begräbniß Jesu etwas Schimpfliches sah. Im Gegentheil hebt gerade Johannes in seinem Evangelium C. 19, 38 ꝛc. das Ehrenvolle des Begräbnisses ganz besonders hervor. Noch gewagter ist der Schluß von ihrer Himmelfahrt auf die Himmelfahrt Christi, speziell, daß er sich letztere sofort nach der Auferstehung denke. Der Zweck und die Umstände sind ja beide Male durchaus verschieden. Indem nun der Verfasser die Aussagen über die Person Christi sammelt, scheidet er zwischen solchen, die sich an alttestamentliche Vorstellungen anlehnen, und solchen, die sich auf dieselben nicht zurückführen lassen, sondern über dieselbe hinausgehen. Allein solche Scheidung ist nicht wohlgethan, lag auch nicht im Bewußtsein des Apokalyptikers. Der Verfasser hat hier übersehen, daß ja schon im Alten Testamente zweierlei Aussagen von dem kommenden Messias neben einander hergehen, daß der Same Davids und daß Jehova selbst zu seinem Volke kommen wird. Demnach braucht der Apokalyptiker nicht anderswoher letztere Seite zu entnehmen, sondern das Neue ist nur, daß er beide Momente in der Einen Person zusammenfaßt. Christus ist ihm der Erfüller jener beiden Seiten; die beiden Ströme der Weissagung münden sich gleichsam in ihn. Dadurch sieht er sich genöthigt, ein anderes Substrat zu suchen, das ihn zu jenen Aussagen berechtigte. Als solches bietet sich ihm die Logos-Idee, welche aus der Religionsphilosophie jener Zeit entnommen wäre! Wie unwahrscheinlich bei einem Schriftsteller, der durch und durch auf dem Boden des alten Testaments fußt und der uns in nichts auf die Philosophie jener Zeit hinweist. Doch zwei Stellen glaubt er zu finden, die ihn zu dieser Annahme berechtigen. Es ist 3, 14 der Name: der „Anfang der Schöpfung Gottes". Dieß bedeute: principium creationis, also nicht Urheber, sondern Princip der Schöpfung, der persönliche mittlerische Wesensgrund derselben. Allein die Bedeutung Princip läßt sich für den neutest. Sprachgebrauch nicht erweisen; andererseits freilich hat der Verfasser auch gegen Jene ganz Recht, die darin ein Geschöpf Gottes sehen. Denn das hieße geradezu, die Autorität, die Joh. doch Jesu in jenem Briefe vindiziren will, abschwächen. Er ist nicht das erste Geschöpf Gottes, sondern er ist der Anfang, in welchem die Schöpfung Gottes anhebt, der alle Schöpfung vermittelt. Es ist damit nur gesagt, daß er an ihrer Spitze steht, daß sie von ihm abhängt, daß diese ganze Schöpfung auf ihn zurückzuführen ist, ohne daß der Ausdruck selbst uns darüber orientiren wollte, ob er dieß als Geschöpf oder als Schöpfer sei. Dieß muß erst aus anderen Stellen klar werden. Mit dieser Aussage geht also Johannes in nichts über die andere Bezeichnung hinaus: Ich bin der Erste. Als zweite Stelle nennt er den Namen: Wort Gottes 19, 13. Auffallen muß es uns sehr, daß die Bezeichnung, welche dem Verfasser das wesentliche Substrat der ganzen Anschauung über die Person Jesu bildet, hier nur einmal, nur gelegentlich, nur in diesem Zusammenhange sich findet, während sie doch die verwaltende, die Alles beherrschende Vorstellung sein müßte. Offenbar trägt hier der Verfasser einen Begriff ein, der nicht im Texte liegt, und giebt diesem Namen eine Bedeutung und Stellung, die er nicht beansprucht. Immer hat er darin Recht, wenn er gegen die neueren Erklärer, die es bestreiten, daß sich Johannes eine selbstständige Hypostase gedacht habe, bemerkt, anders als so habe sich ein Glied der Urkirche Christum nie gedacht. Allein irrig ist das gegen Köstlin Bemerkte, der durchaus sachgemäß hervorhebt, daß Christus hier nur in seinem erhöhten Zustande, sofern er als strafender Richter zur Erde kommt, also bezeichnet werde. Dieß ergiebt der Zusammenhang mit Nothwendigkeit. Christus hat einen verborgenen Namen, den Johannes nicht kennt, er bezieht sich auf sein innerstes Wesen; er kommt mit einem blutbesprengten Kleide und führt als solcher den Namen: ὁ λόγος τοῦ θεοῦ, also offenbar: das richterlich vollziehende Wort Gottes, v. 13; er schlägt die Könige der Erde nieder und heißt als solcher: König der Könige. Damit sagen wir freilich nicht, daß Christus nicht auch um eines andern Grundes willen der Logos heißen kann, wie ja Joh. 1 ganz klar zeigt, aber die Apokalypse nennt ihn um jenes Grundes willen Logos und nennt ihn nur hier so: ein deutliches Zeugniß, daß dieser Name nicht Substrat ihrer ganzen Anschauung über die Göttlichkeit Jesu ist. Auch zeigt die Beigabe der andern Namen, daß dieser nicht, wie Gebhardt sagt, der summarische Name ist, sondern, wie jene andern beweisen, nur der aus den jetzt bestehenden Verhältnissen erwachsende Name. Damit fallen uns natürlich auch alle Consequenzen von selbst dahin, welche der Verfasser auf diese angebliche Logos-Lehre baut. Mit der alexandrinischen Logoslehre hat Johannes gar nichts (? — d. R.) zu schaffen. Alles was er von Christus sagt, ist aus dem Verständnisse des A. Testaments und aus seinem persönlichen Umgang mit Christus erwachsen; dieser hat ihm allerdings erst die volle Fülle der altteſt. Messiasidee erschlossen, wie sie vor Christus Niemand verstehen konnte.

Aber nicht hat eine von auswärts an ihn herantretende Logoslehre ihn erst zum Verständniß der Person Jesu geführt, so daß er dieselbe erst mit seiner vorher besessenen Messiaslehre hätte vermitteln müssen(?).

Wir bedauern, aus Mangel an Raum dem Verfasser in seiner Darstellung des Johanneischen Lehrbegriffes nicht weiter folgen zu können. Sie ist ja wohl geeignet, das Interesse jedes Theologen in Anspruch zu nehmen. Wir geben ihm das Zeugniß, daß er mit seinem Stoffe sich gründlich bekannt gemacht, daß er die verschiedenen bestehenden Auffassungen der Lehre des Apokalyptikers klar beleuchtet und Irriges mit guten Gründen zurückgewiesen hat, daß er sich in allen Fragen als einen besonnenen Forscher zeigt und daß es ihm nur um die Wahrheit, nicht um ein Partei-Interesse zu thun ist.

E. E.

Plitt, Gust. Dr. und a. o. Prof. der Theol. in Erlangen. **Die Apologie der Augustana** geschichtlich erklärt. 8. 260 p. Erlangen 1873. Deichert.

Wir freuen uns aus der Feder des so gründlichen und gewissenhaften Gelehrten, welcher uns die Augustana nach allen Seiten beleuchtet hat, nun auch eine eingehende Schrift über die Apologie zu erhalten, die wir zu den vollendetsten Arbeiten Melanchthons (der Verf. hat sich für die Schreibweise: Melanthon entschieden) rechnen müssen, ein Werk nicht blos klassischen Lateins, sondern auch klassischer Formvollendung, so klar und lichtvoll, so ruhig und leidenschaftslos und doch so schlagend und schneidig, daß kein Gegner dawider aufkommen konnte. Es ist unstreitig ein großer Gewinn für das Verständniß und die Werthschätzung unserer Bekenntnißschriften, daß der Verfasser seine ganze Kraft der Durchforschung dieses Stoffes gewidmet hat und so aus seinen eingehenden und umfassenden Studien heraus uns das Wichtigste und Bedeutungsvollste mittheilt. Möge es ihm vergönnt sein, noch weitere Mittheilungen zum Verständniß unserer Bekenntnißschriften zu bieten. Gerade jetzt, wo dieselben besonders zum Zielpunkt des Angriffes ausersehen scheinen, ist es für den Theologen, ja auch für jeden gebildeten Christen wichtig, ein recht gründliches Verständniß derselben zu erhalten, zumal die bei den Gegnern herrschende Oberflächlichkeit gar Vieles dreist behauptet, was sich, wenn es auf dem Grund besehen wird, gar wenig halten läßt.

Gründlichkeit ist die erwägende Eigenschaft unseres Verfassers. Dieß zeigt sich auch schon in der Anlage dieses Werkes. Er giebt, um eine ganz klare Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse der Apologie zu ermöglichen, zunächst p. 1 — 68 eine Uebersicht über die wichtigsten Verhandlungen des Reichstages zu Augsburg, in klarer, sachgemäßer Weise, mit Beiseitelassung dessen, was nicht im Zusammenhange mit dem behandelten Gegenstand einsteht. Seine Darstellung ist einfach, frei von allem Gezwungenen und Gesuchten, giebt vielfach die Worte der handelnden Personen selbst und führt stets in den innern Zusammenhang der Ereignisse ein, so daß diese in ihrer nothwendigen Entwicklung dem Leser klar vor Augen treten. Besonders war es uns anziehend, hier auch stets die neueste Literatur benutzt zu sehen und Mittheilung aus den früher angedeuteten Aktenstücken zu erhalten. Der Verfasser hat vielfach Auszüge aus Lanz Correspondenz Karl's V., Herne: Briefe an Kaiser Karl V., aus den von Lämmer edirten Monumenta Vaticana, aus den Annales eccles. gegeben und dadurch manchen Punkt heller, als früher beleuchtet. Auch gegen unrichtige Darstellung tritt er, wo sich der Anlaß bietet, berichtigend auf. Gewünscht hätten wir nur, daß er mit Angabe der Monatstage etwas freigebiger gewesen wäre, da die chronologischen Data vielfach erst einen recht klaren Einblick gewähren. Wir weisen z. B. hin auf p. 74, wo man die Angabe der Berathungszeit und der Zeit des Erscheinens vor dem Kurfürsten vermißt, und p. 78, wo man erfährt, daß die Städte bis 28. Sept. Termin erhielten, aber nicht, wann sie ihn erhielten.

Zu beanstanden habe ich p. 7 den 18. Juni, wo ich den 19. Juni als den Tag der festen Bestimmung über das Verbot des Predigens finde. Auf pag. 23 ist den 3 Städten, welche der Confession beitraten, als 4. noch Weissenburg beizufügen laut Förstemann, Archiv I. p. 56. Die Auslegung der 111. Psalms p. 28 hat Luther erst nach seiner Rückkehr von Coburg veröffentlicht. Die Entscheidung, von der p. 31 redet, gehört nicht sämmtlichen Fürsten an, sondern nur dem Kurfürsten. Der Verfasser erkennt den guten Grund an, den Melanchthon zu seinem Bedenken bezüglich der Abschaffung der bischöflichen Gewalt hatte, allein er sagt zu viel, wenn er ausspricht, Melanchthon habe nicht genug beachtet, daß die evangelische Kirche das göttliche Recht derselben niemals anerkennen könne, und daß andrerseits mit Beseitigung dieser Grundlage die bischöfliche Gewalt ihren hauptsächlichsten Halt verlieren mußte und nicht mehr leisten konnte, was er von ihr hoffte. Nein, Melanchthon war sich über die Bedingungen ganz klar, unter welchen die evangelische Kirche die bischöfliche Gewalt beibehalten konnte, und sie

hätte sicher den gleichen Segen schaffen können, auch wenn sie nicht im römischen Sinn ihre Stiftung auf göttliche Einsetzung zurückführte. Melanchthon hat die Gebrechen und tiefen Schäden, welche durch Beseitigung der bischöflichen Gewalt über die Kirche hereinbrachen, scharf durchschaut und es macht seinem Seherblicke alle Ehre, daß er so klar in die Zukunft blickte. Es war eine höhere Fügung, die seine Gedanken nicht zur Verwirklichung kommen ließ; die harte Wirklichkeit entsprach nicht seinen idealen Wünschen, aber getäuscht hat er sich nicht in seinen Befürchtungen. Sie sind nur allzusehr eingetroffen. Ueberhaupt hat sich der Verfasser an mehreren Stellen zu hart über Melanchthon ausgesprochen, er redet p. 17 von dem ängstlichen Mel., der gerne noch Spitzen abgefeilt hätte, während Luther die Augustana eine Leisetreterin nannte, allein es ist doch anzuerkennen, daß gewiß nach göttlicher Fügung Mel. die Confession zu verfassen hatte. So ruhig, so unparteiisch, so fern von Einmischung alles subjectiven Elements hätte kein Anderer schreiben können, auch Luther nicht. Das ist das Klassische dieser Confession, daß sie Luthers Grundgedanken in der feineren Form Mel.'s hat. Zudem vergesse man doch auch nicht, daß, wie Luther ganz entschieden ausspricht, Mel. nicht um seiner Person willen ängstlich war, sondern um der Zukunft der Kirche willen. So tief, wie er, war keiner in die Gedanken der Gegner eingeweiht und er kannte recht gut die eigentlichen Ziele derselben. Hätte nicht Gottes besondere Hut über der evangelischen Kirche gewacht, seine Befürchtungen hätten sich nur zu bald erfüllt. Ebenso ist sein Urtheil über Mel. Briefe an die Kirchenfürsten p. 21, es seien erniedrigende und über das Maaß billiger Nachgiebigkeit hinausgehende Briefe gewesen, ein zu hartes. Man bedenke einmal den Styl der Zeit, sodann auch, welch ein gewaltiges Anliegen es für Mel. war, daß die Einheit der Kirche nicht zerrissen werde. Wir wissen nun freilich, daß dies Alles zu nichts führte; allein anders war es damals, als die Hoffnung auf die Bewahrung der Einheit noch nicht geschwunden war. Dieses Gut war ein so bedeutendes, daß um seinetwillen die größtmögliche Selbstverleugnung stattfinden mußte. Die Anschauungen über das rechte Maß hierin werden allerdings immer verschieden sein; doch sehe man in allen Dingen auf den tiefsten Grund, und dieser war bei Mel. ein durchaus edler. Es ist ein schönes Zeugniß, das ihm Luther mit den Worten gab: „Dein Leben schätzest Du gering, bist aber in Furcht um das allgemeine Wohl." Es mag ein wahres Wort sein, was Mel. von Etlichen schreibt, die mit Worten sehr muthig waren: non credas facite, quam longe absint ab illa evangelica constantia, quam jactant. Doch müssen wir auch anerkennen, daß der Verfasser selbst das allzu harte Urtheil der Nürnberger über Mel. als höchst unbillig bezeichnet. (Druckfehler bleiben auf p. 15, 34, 41, 73 stehen.)

Nun folgt der eigentliche Gegenstand des Buches, die Apologie des Bekenntnisses. Vf. erörtert zunächst die Entstehung derselben und theilt hier alle wesentlichen Punkte mit; man konnte hier wünschen, daß der Verfasser gerade über diesen Gegenstand sich noch eingehender geäußert hätte, doch weist er auf Bindseil's Erörterungen über diesen Gegenstand im 27. Band des Corp. Ref. hin, welcher das Vollständigste hierüber mittheile. Wir stimmen ihm darin bei, daß die Verspätung des Druckes nicht mit der Bestimmung des Reichstagsabschiedes, nichts Neues bis 15. April drucken zu lassen, zusammenhing, sondern in dem Bestreben Mel. ihren Grund fand, wonach er sich in der Ausfeilung seiner Schriften kaum je genug thun konnte. Die hierüber gegebenen Mittheilungen sind dankenswerth. Von p. 93 an wendet sich nun der Verfasser zur Besprechung der einzelnen Artikel, deren jedem er je nach der Wichtigkeit von 1—27 Seiten widmet. Vermißt haben wir die Darlegung und Erläuterung des Inhaltes der Praefatio.

Diese Besprechung nun der einzelnen Artikel ist mit besonderer Gründlichkeit und scharfer Beobachtung des Eigenthümlichen derselben geschehen, dient daher auch ganz besonders dazu, uns das Verständniß derselben zu vermitteln. Gewiß ist nicht leicht Jemand geeigneter, uns diesen Dienst zu leisten, als unser Verfasser, dem die genaueste Kenntniß der Geschichte der Reformationszeit zu Gebote steht. Wie scharfsinnig hier seine Beobachtungen sind, wollen wir sofort aus der Behandlung des ersten Artikels belegen, Mel. spricht hier von den testimonia der Schrift. D. Vf. bemerkt: die Confutatio hatte absichtlich betont, sie nehme den 1. Artikel an, weil er zur Glaubensregel stimme, Mel. hebt dagegen das Zeugniß der Schrift als entscheidend hervor. Der Art. sagt ferner: Semper docuimus ꝛc. So schreibt Mel. gegenüber den Behauptungen der Gegner; die Protestirenden blieben sich in ihren Aussagen nicht gleich. — Manches bleibt natürlich blos Sache der Vermuthung; so meint Plitt, der Schlußsatz aliter sentientes ꝛc. nehme Bezug auf Campanus. Mir scheint dieß unwahrscheinlich, da Mel. diesen Irrlehrer erst im Herbste dieses Jahres in seinen Briefen erwähnt. Natürlich hat noch viel weniger die Confession selbst auf ihn Bezug genommen. — In den Bemerkungen über den 2. Artikel

tritt deutlich das Bemühen hervor, mit möglichster Unparteilichkeit zu verfahren und den Gegnern der Confession, wo es nur immer sein kann, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er scheint mir hierin jedoch zu weit zu gehen, so sehr wir es auch billigen, dem Widersacher gegenüber alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Wenn Mel. hier 1—3 sich beschwert, daß die Confutatoren seine Definition der Erbsünde angriffen, so meint Plitt, er thue ihnen damit Unrecht, da sie ihnen als falsch erschien. Allein es geht doch klar aus dem Ganzen hervor, daß sie ihn absichtlich nicht verstehen wollten, während ihnen der deutsche Text die Möglichkeit des Verständnisses bot. Zudem handelte es sich hier darum, eine Einigung zu finden; bei solchem Bestreben aber sollte man doch die Streitpunkte nicht vom Zaune reißen. Es hat sich denn auch bei den Verhandlungen vom 16. August gezeigt, daß man sich wohl einigen konnte. Auch darin hat Mel. den Scholastikern nicht Unrecht gethan, daß er es für einen inneren Widerspruch erklärte, auf der einen Seite zu sagen, der Mensch kann aus eigner Kraft Gott lieben, und andrerseits eine Erbsünde zu lehren. Sie haben es sich allerdings zurecht gelegt, aber eben auf Unkosten des einen Satzes; sie haben die Erbsünde zu einer bloßen Schwäche herabgesetzt, und Mel. fragt denn mit Recht: quid erit peccatum originis? Auch bezüglich des über Augustin Gesagten können wir Plitt nicht beistimmen. Immerhin muß die protestantische Auffassung der Erbsünde als ein tieferes Verständniß derselben angesehen werden, als sie die Väter hatten; aber sie liegt auf der richtigen Linie der Erkenntniß, auf der Augustin stand, während die Scholastik diese verließ. Dennoch hat Mel. Recht, Augustin auf seiner Seite zu sehen, wenn dieser auch noch nicht zur gleichen Tiefe der Einsicht durchgedrungen ist. Bei der Behandlung des 4. Artikels tritt besonders klar vor Augen, wie viel die Kenntniß des historischen Details zum Verständniß der Darstellungsweise dieses Bekenntnisses beiträgt. Die katholischen Gegner hatten die centrale Bedeutung der Rechtfertigungslehre bei den Evangelischen nicht verstanden, sehr bezeichnend hierfür sind die Aeußerungen des Cochleus. Ebenso zeigt der Verfasser aus historischen Datis, wie angelegen es sich Mel. sein ließ, mit diesem Grundartikel besonders der Gemeinde zu dienen. Hier leuchtet insbesondere der Vorzug der evangelischen Kirche hervor. Plitt begleitet nun die ganze Darlegung Mel.'s und rügt mit Recht, daß auch Müller in seiner Ausgabe der symbole Bücher den Abschnitt de dilectione et impletione legis so hingestellt habe, daß der Unkundige nothwendig auf den Gedanken kommen müße, hier beginne ein neuer Artikel, da sogar auch die Paragraphen von vorne gezählt sind. Bezüglich der exegetischen Beweisführung Mel.'s sagt Plitt mit Recht, daß er seinen Hauptnachweis ganz richtig geführt habe, bemerkt aber hiezu, daß auch seine Exegese hier und da angefochten werden könne. Wir geben das namentlich bezüglich der Stelle Dan. 4, 24 zu, die auf p. 133 besprochen wird; allein die Gerechtigkeit erfordert, daß man hinzusetze, daß auf der damaligen Stufe der Kenntniß der chaldäischen Sprache die richtige Auslegung gar nicht möglich war, und daß jedenfalls diese Stelle bei richtigem Verständniß die Verkehrtheit der Gegner noch schlagender bewiesen hätte. Die Bemerkung Plitt's ist ferner auch richtig, daß namentlich von § 168 an Mel. allzu sehr in Wiederholungen gerathe; es war das überströmende Herz, das sich nimmer genug thun konnte. Doch halten wir es andrerseits nicht für den geeigneten Ausdruck, wenn er am Schlusse des Artikels bemerkt: Nun, nach mißlungenem Einigungsversuche, lag kein Grund mehr vor, die Schärfe des Gegensatzes zu verhüllen. Es klingt dieß fast, als hätte Mel. in der Conf. ein Versteckspiel getrieben. Allein klar und bestimmt war die evangelische Fassung auch in dieser, nur war die Verstocktheit der Gegner noch nicht so scharf hervorgetreten; auch ließ sich hier noch eine Verständigung hoffen.

Sehr anziehend ist, was Plitt über die Bestrebungen Vieler in jener Zeit mittheilt, aus den alten verkehrten Glaubensansichten herauszukommen, ohne daß sie jedoch von der Eigengerechtigkeit sich ganz losmachen konnten; ebenso was er über Mel. damalige Stellung zu den Lehrpunkten sagt, in welchen er später in Irrungen hineingerieth. Es war auch eine Behütung des Geistes Gottes, daß er die Lehre von der Prädestination vermied, in der er damals noch befangen war (? d. R.); auch ist die Apologie von jedem Synergismus durchaus rein, obgleich sich sonst, wie Plitt bemerkt, der Punkt bereits erkennen läßt, an welchem jener anknüpfen konnte. Der Verfasser hebt auch den verschiedenen Sprachgebrauch von justificare hervor; p. 133 sagt er: Diese Unbestimmtheit des Sprachgebrauchs ist zuzugeben („zugegeben" ein Druckfehler) ꝛc.; indessen denken wir, daß Mel. absichtlich sagt: fides est justitia; er will auch die subjective Seite hervorheben und, wie Plitt selbst bemerkt, das rechte Verhalten damit bezeichnen, das der Gnadenoffenbarung Gottes entspricht. Wird dieses nun nicht als Verdienst verstanden, so bezeichnet es einen Begriff, der seine volle Berechtigung hat und nicht

übersehen werden darf, und wir freuen uns, daß unser Bekenntniß auch hievon spricht. In der Besprechung des 7. und 8. Artikels wendet sich Plitt mit Recht gegen die Behauptung von Kahnis, die Apologie halte die im hl. Geiste Geeinten und die societas signorum zu sehr aus einander; er bemerkt, daß es sich ihr überhaupt um diesen Gegensatz gar nicht handle, sondern um die Scheidung der boni und mali, deren Erstere den wesentlichsten Bestandtheil der sichtbaren Gemeinde bilden. Etwas Anderes ist es freilich mit dem Vorwurfe, der dem Protestantismus als Ganzen gemacht wird, daß er nicht ohne Einseitigkeit in Gegensatz zu dem römischen Kirchenbegriffe getreten sei. Daran aber sind unsere Bekenntnisse unschuldig, sie haben nicht von einer Platonica civitas geträumt; es ist ein Fehler, in welchen die geschichtliche Kirchenbildung hineingerathen ist. Wenn Plitt meint, der historische Gegenbeweis Mel.'s p. 161 gegen die Römischen sei nicht gelungen, da sie die Stelle des Epiphanius sich auch zu Gunsten kehren könnten, so erlauben wir uns, entgegengesetzter Ansicht zu sein. Mel. betont: traditiones ad justificationem necessarias dürfen nicht geändert werden; wenn nun die Kirche doch etwelche ändert, so spricht sie eben damit aus, daß sie in dieser Form nicht nothwendig seien, und wenn die Apostel die Passahfeier selbst zu einer unrichtig berechneten Zeit gestatteten, so ist doch der Beweis erbracht, daß sie in jener ritualen Feier nichts Wesentliches fanden; denn in nothwendigen Dingen darf unmöglich eine Irrung stattfinden, und unwesentliche Dinge darf die Kirche nicht zu nothwendigen machen. — Der 10. Artikel ist wohl der räthselhafteste der Apologie. Der Verfasser wehrt allerdings die gewöhnlichen Einwürfe gegen denselben ab, allein das Räthsel bleibt doch, daß Mel. hier auf die Gegenbemerkungen der Confutatoren so gar wenig eingeht, daß er dem Scheine der Gleichgültigkeit gegen die Transsubstantiationslehre so gar wenig begegnet, daß er so eigenthümliche Citate anwendet, die fast nicht ohne einigen Protest gegen ihre irrthümlichen Angaben anzuwenden waren. Es scheint die eigenthümliche Kürze, deren er sich hier bedient, zumal im Zusammenhalt mit der Rechtfertigungslehre, zum Theil in besondern geschichtlichen Verhältnissen begründet gewesen zu sein, zum Theil vielleicht doch auch darin, daß er noch nicht zu so sieghafter Gewißheit durchgedrungen waren, wie in dem Dogma de justificatione. Wenigstens scheint die Transsubstantiationslehre, so klar es auch ist, daß er sie nicht theilt, ihm nicht als so wiederchristlich erschienen zu sein, daß er entschiedenen Widerspruch gegen sie erheben zu müssen glaubte.

Der Raum erlaubt uns nicht, noch weiter in Einzelheiten einzugehen, wir sprechen daher zum Schlusse noch unsere Freude darüber aus, daß der Verfasser seine so reichen Kenntnisse der Geschichte der Reformationszeit zum Besten der Erläuterung unserer Bekenntnisse verwerthet. Ein jeder lutherische Theologe sollte auch die Bekenntnisse seiner Kirche wirklich lesen; ist ihm das nicht in seiner Studienzeit für alle möglich, so doch in seinem geistlichen Amte. Dann aber wird er es mit doppeltem Gewinne thun, wenn es an der Hand eines so bewährten, besonnenen und unparteiisch abwägenden Führers geschieht, der zugleich mit ganzem Herzen seiner Kirche angehört und deshalb auch in das Verständniß ihrer Gedanken am besten einzudringen vermag.

R. E.

Sauer, Dr. phil. **Theodor.** (Diakon. a. d. Annenkirche zu Dresden.) **Geschichte der christlichen Kirche** für Schule und Haus. 2. verm. u. verb. Aufl. 8. VIII. u. 554 S. 8. Dresden, 1872. Kuntze. 1½ thlr.

Die erste Auflage dieses recht gut ausgestatteten Buches, welche 1859 erschien, war zu dem Zwecke geschrieben, den Schülern des Verfassers eine Ausarbeitung seines kirchengeschichtlichen Vortrags zu geben. Daher je nach der Wichtigkeit eine 3fache Abstufung des Drucks der Jahreszahlen am Rande, und zum Schlusse, außer einem Personen- und Sachregister, eine Zeittafel für die bemerkenswerthesten Begebenheiten auf 4 Seiten. Für den Unterrichtszweck ist außer vorliegendem Handbuch ein mir nicht zugesandter Leitfaden veröffentlicht, der bereits 4 Auflagen erlebt hat, der Stoff aber für einen 2jährigen Cursus mit einer wöchentlichen Lection berechnet. Von vornherein hat aber das größere, zur Repetition des vorgetragenen Stoffes bestimmte Handbuch ein Lesebuch sein und so nicht lediglich höheren Schulclassen dienen, sondern auch in Familien heimisch werden wollen.

Dem angedeuteten Doppelzweck entspricht die Ausführung des Werkes, das, nach einem kurzen Blick auf den Ursprung der Menschheit, die Geschichte des Heiden- und Judenthums und das Leben Christi (S. 1—4), im I. Buche (S. 5—153) von der Gründung der Kirche bis zu Karl dem Großen, im II. B. (S. 154—331) bis zur Reformation erzählt und im III. B. die Geschichte der Re-

formation nebst den folgenden Begebenheiten darstellt, um mit einer Betrachtung der gegenwärtigen Zustände zu schließen (S. 332—540). Die Erzählung ist verständlich und anschaulich, ohne die Angabe der nöthigen Data zu vernachlässigen, überdies für das Gemüthsleben anregend und zur eigenen Thätigkeit erweckend. Auch in sachlicher Beziehung genügt die Leistung, die ja nicht den Anspruch auf quellenmäßige Arbeit macht, im Wesentlichen billigen Anforderungen, so daß man dasselbe in seinen auch einzeln für sich lesbaren 95 Paragraphen zur Benutzung für Schüler und Laien wohl empfehlen darf.

Immerhin dürfte eine erneute genaue Durchsicht für eine dritte Auflage, die wir dem Buche gerne wünschen, eine Reihe zum Theil nicht unerheblicher Besserungen veranlassen. Wir übergehen die in dem angehängten Verzeichniß ausgelassenen Druckfehler wie freilig S. 536, Rappoltsweiler st. lts. S. 429, Luttleworth S. 310, wasve f. svasve im gotischen Vaterunser S. 120. und deuten gleich auf einige stilistische Uebereilungen hin z. B. S. 1. „Als Gott den Menschen sich zum Ebenbilde schuf, wollte er sich auf Erden ein Volk für sein himmlisches Vaterhaus erziehen," S. 38: „er brannte seine Hauptstadt an," S. 295: „er findet seine gesuchte Seligkeit", S. 132: ein bei Gymnasiasten häufiger Fehler, „vermöge welchem", S. 437 dessen echte Schüler man sich zu sein rühmte." Auch legen wir nicht viel Gewicht auf eine ungenaue Fassung wie S. 31, das griechische Wort für Fisch schließe die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn" in sich, wobei des auf σωτήρ „Heiland" bezogenen ς in ἰχθύς nicht gedacht ist, oder S. 452, wo die Freiwilligkeit der Amtsniederlegung des Paulus Gerhardt schärfer betont werden sollte, während übrigens verbreitete Irrthümer bei dieser Gelegenheit vermieden sind. Eher könnte die Zuversichtlichkeit der Behauptung „Paulus und Petrus sind damals mit umgekommen" S. 38. oder die völlige Bestimmtheit der Angaben über die Apokalypse S. 21 in einem nicht fachwissenschaftlichen Buche befremden, das über eine etwaige zweite Gefangenschaft des Paulus S. 18 f. ruhig zwei Ansichten vorträgt. Ferner wird die enthusiastische Verherrlichung des Bonifacius, „der alle Tugenden eines echten Apostels in sich vereinigt" (S. 132) zu ermäßigen sein, wenn auch die zu Gunsten der Culdeer erfolgte Herabsetzung desselben durch Dr. Ebrard für uns weiterer Bestätigung bedarf (vgl. die Einwendung gegen Ebrards Anschauung v. Gustav Plitt Ztschft. f. Prot. u. K. Bd. 48. S. 261 ff.), ehe wir darnach eine Umgestaltung der hergebrachten Darstellung von Deutschlands Bekehrung gut heißen mögen. Dagegen dürfte Wiclif S. 310 mit Unrecht beschuldigt sein, er habe die „Gegenwart des Herrn beim Abendmahl überhaupt geleugnet" (vgl. Kahnis d. deutsche Reformation I. S. 110); lieber konnte seine mangelhafte Auffassung der Rechtfertigungslehre (vgl. Kahnis S. 115) gezeigt werden. Bedenklicher ist die gar zu allgemein gehaltene Würdigung Schleiermachers S. 535 f. und die Empfehlung des Protestanten-Vereins S. 539 f., dessen Lehrfrechheit und Phrasenwesen der Verfasser gar nicht zu kennen scheint. Immerhin möchte jemand, der durch die warmen Schilderungen des Letzteren z. B. von dem Glaubensleben eines Luther wahrhaft ergriffen an den Protestanten-Verein herantritt, doch durch die Wirksamkeit desselben trotz aller hochklingenden Redensarten sich enttäuscht und abgestoßen fühlen. Gleichwohl führt uns die Beobachtung der Unklarheit des Herrn Sauer in diesem Punkte auf seine nicht correcte Ausprägung der bekenntnißmäßigen Kirchenlehre, die unseres Erachtens den bedeutendsten Mangel der sonst lobenswerthen Arbeit ausmacht. Es genügt uns nicht, daß einmal (S. 520) der lutherische Protestantismus als seelenvoll gepriesen wird, und daß die prophetenähnliche Stellung Luthers S. 406 deutlich hervorgehoben ist. Ein Prediger in einer lutherischen Landeskirche sollte sich scheuen, ohne Weiteres von den Juden des alten Testaments zu sagen: „sie glaubten, Gott sorge nur für sie und kümmere sich nicht um die Heiden," und ebenso wenig von den Worten „das ist," die Luther in Marburg vor sich auf den Tisch schrieb, als von einer „Bannformel" sprechen. Eher ist denn doch Ranke, obwohl er dem großen Reformator nicht beipflichtet, seiner Gewissenhaftigkeit gerecht geworden. Ebenso ungründlich ist die Behauptung, daß die Reformirten später die Augsburgische Confession angenommen haben (S. 391). Soweit das geschehen ist, erfolgte die Zustimmung nicht unbedingt (vgl. Zöckler Augsb. Confess. S. 64. ff.), wie denn selbst die sehr gemäßigte Confessio marchica z. B. in der Sacramentslehre entschieden nicht mit der Augustana zusammengeht. Andrerseits handelt es sich gerade in diesem Lehrstücke nicht um theologische Meinungen, sondern um kirchlichfestgestellte Fassungen der Heilswahrheit, und darf nicht sogleich in einem populären Buch bei der Darlegung der Lehrunterschiede der Reformationskirchen von Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon (! diesem neben Luther !) die Rede sein: um die Personen handelt es sich hier nicht, wo

keine dogmengeschichtliche Untersuchung gegeben ist; der einfache Christ soll wissen, was sein Katechismus sagt, und wie derselbe sich zur Bibel und zum kirchlichen Bekenntniß verhält. Will man aber weitergehen, so übersehe man nicht, daß neulich u. A. Dr. Wieseler in seiner höchst beachtenswerthen Geschichte des Bekenntnißstandes der lutherischen Kirche Pommerns die wesentliche Uebereinstimmung Melanchthons mit Luther in der lutherischen Kirche erwiesen hat, was auch für Würdigung der Variata von Belang ist. — Nicht lutherisch correct erscheint auch die Art der Belobung des Spenerschen Pietismus, wozu namentlich die Abwehr des Dr. Heinrich Schmid gegen Dr. Dorner Ztschft. f. Prot. und K. 47. Bd. S. 350 ff. verglichen werden mag: zumal die Gefährdung der centralen Stellung der Rechtfertigung und die Ueberschätzung der Privaterbauung waren von Hause aus durch Sp. nahe gelegt; „er wollte das Rechte, vergriff sich aber in den Mitteln, die dann eine nicht gewollte Gewalt über ihn ausübten." Endlich merken wir noch an, daß fälschlich S. 14 (gegen Gal. 2.) die Judenchristen in Antiochien keine Gemeinschaft mit den Heidenchristen wollten und darin durch Petrus bestärkt wurden.

Lic. Dr. Kolbe.

Nottrott, L., Archidiakonus in Naumburg a. d. S. Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben. X. u. 455 S. Halle, Mühlmann. 1⅔ thlr.

Der Verfasser, ohne Zweifel ein naher Verwandter des dermalen auf dem hier geschilderten Gebiete wirkenden Missionars A. Nottrott (vgl. S. 220), verfolgt zunächst den historisch-wissenschaftlichen Zweck, vom Object, der Geschichte und den jetzigen Verhältnissen der Kolhs-Mission ein möglichst vollständiges und getreues zusammenfassendes Bild zu geben, und zwar dieß „unter Vermeidung jenes falsch erbaulichen Tons, der unsre Missionsliteratur Vielen ungenießbar macht." Er will aber gleichzeitig auch einen Beitrag zur Förderung des Missionsinteresses, und speciell des Interesses an der Goßner'schen Mission, dieser „Perle der deutsch-evangelischen Missionen" und „Ehrensache der evang. Christenheit Deutschlands", liefern. Statt der kleineren geschichtlichen Abrisse und der in den Goßner'schen Missionsblättern gebotenen vermischten Detailnachrichten über Stand und Fortgang der betreffenden Missionsarbeit will er ein wohlgeordnetes Ganzes zur Einführung in die Zustände des Kolhs-Volks und die Hauptereignisse seiner bisherigen Bekehrungsgeschichte darreichen, und zwar so gegliedert, daß die einzelnen Abschnitte seiner Zusammenstellung nöthigenfalls zur Grundlage für einzelne Vorträge in Missionsstunden dienen können.

Sowohl diese Absicht des Werks, wie seine Anlage und Ausführung gereichen demselben zur Empfehlung. Ein frisch und feßelnd geschriebener Eingang: „Die Reise zu den Kolhs" schildert in idealen Zügen das, was ungefähr jeder aus Deutschland nach dem behandelten Missionsgebiete (viâ Marseille, Suez und Calcutta) sich begebende Missionar unterwegs sehen und erleben wird (S. 1—14). In der I. Hauptabthlg.: „Die Kolhs" S. 17—164 werden dann Land und Leute, Sprachen, religiös-sittliche und politisch-sociale Zustände der Bewohnerschaft von Tschota-Nagpure (od. wie der Verfasser schreibt: „Chutia Nagpur) beschrieben. Abthlg. II.: „Aus der Geschichte der Kolh-Mission" (S. 167—268) erzählt die Gründungsgeschichte, das Durchbrechen der ersten Früchte der Missionsaussaat am 9. Juni 1850, die zweimalige schwere Heimsuchung und Sichtung der Missionsgemeinden durch den Seapoy-Aufstand vom J. 1857 und durch die Secession eines Theils der älteren Missionare im J. 1868 nebst den zwischen diesen beiden Prüfungszeiten gelegenen „zehn Jahren des Wachsthums"; endlich unter der Ueberschr.: „Von Station zu Station" die Geschichte, sowie die dermaligen Verhältnisse der Missionsgemeinden nebst ihren Seelsorgern, Lehrern ꝛc. — Eine III. Abthlg.: „Die Missionsarbeit und ihre Frucht" (S. 269—442) schildert in einer Reihe von Charakterbildern das berufliche Wirken und das Privatleben der Missionare, ihren Verkehr mit heidnischen und christlichen Kolhs sowie den bald reicheren, bald weniger erfreulichen Ertrag ihrer bekehrenden und seelsorgerischen Thätigkeit. Für diejenigen Leser, welchen es zunächst um erbauliche Unterhaltung, weniger um Belehrung zu thun ist, dürfte diese dritte Abthlg., ohnehin die umfangreichste von allen, vorzugsweise anziehend sein. — Den Schluß des Ganzen bildet „Ein Blick in die Zukunft" (S. 443—455), der die gegenwärtige Lage der Goßner'schen Mission als eine in finanzieller Hinsicht keineswegs zufriedenstellende, vielmehr ernste Besorgnisse erweckende schildert. Im Jahre 1872 hatte dieselbe nur 28,224 Thlr. Einnahme bei 42,235 Thlrn. Ausgabe, also ein Deficit von mehr als 14000 Thlr., und zwar nachdem sie auch schon in den beiden vorherg. Jahren mit Deficits von 4—5000 Thlrn. und von 18000 Thlrn. abgeschlossen hatte — welches dreijährige Gesammtdeficit von 4000 Thlrn. durch alte Ersparnisse, wel-

che Goßner als einen Schatz für Zeiten der Noth angesammelt hatte, gedeckt werden mußte. Das eindringliche Gewicht dieser Zahlen, verbunden mit dem Hinweis darauf, daß die dermaligen 14 Missionare für die bereits 17000 Bekehrte zählenden Kolhsgemeinden eigentlich ganz unzureichend sind und daß eine beträchtliche Vermehrung der Arbeitskräfte unerläßlich genannt werden muß, rechtfertigt zur Genüge die Mahnung zu vermehrter Handreichung für das Werk, womit der Verfasser schließt. Daß sein Buch in jedem Betracht als wohl geeignet zu kräftiger Unterstützung dieser seiner Mahnung mittelst Weckung lebendiger Sympathien für den Gegenstand seiner Schilderung gelten darf, erhellt wohl schon zur Genüge aus dem hier Mitgetheilten. Auch die äußere Ausstattung des Werks verdient alles Lob; nur hätte der Fernhaltung von Druckfehlern vielleicht etwas mehr Fleiß gewidmet werden können, wie das mehrmalige „Gouberneur" st. Gouverneur, „Menschenschiffer" S. 376 st. Menschenfischer, 1852 als Goßner's Todesjahr st. 1858 (S. 201) und anderes derartiges, was im angehängten Druckfehlerverz. keineswegs notirt ist, zeigt. — Von dem Jellinghausschen Aufsatze: „Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung" in Hft. 1 bis 4 der Warneckschen-Allgem. Missionszeitschrift" hat der Verfasser für seine Arbeit keinen Gebrauch mehr zu machen vermocht. Z.

Luthardt, Dr. Ch. Ernst, Prof. theol. **Kompendium der Dogmatik.** 4. Auflage. 8. 330 p. Leipzig 1873. Dörfling und Franke. 1 thlr. 18 sgr.

Die vielfache Erneuerung der Auflage dieses Compendiums ist der sprechendste Erweis seiner Brauchbarkeit. Der Verf. weiß den gewaltigen geschichtlichen Stoff, den er zu bearbeiten hatte, so geschickt zu ordnen und so knapp zusammenzudrängen, zugleich aber mit der geschichtlichen Darstellung so treffliche kurze Andeutungen über den Werth und die Bedeutung der einzelnen dogmatischen Aussagen zu verbinden, daß ihm angehende Theologen, denen eigenes Urtheil nicht zu Gebote stehen kann, großen Dank schuldig sind. Der Leser sieht sich hier nicht einem wirren Chaos gegenüber, das ihn mehr abstoßen, als anziehen würde, sondern er gewahrt die sichere innere Entwicklung, wie sie in der Kirche vor sich gehen mußte, und sieht so zugleich das Ziel, dem diese Entwicklung zusteuern soll. Damit erhält er einen Einblick in die Stellung, welche der Verfasser in den dogmatischen Fragen einnehmen zu müssen glaubt, was ihm noch dadurch erleichtert wird, daß in jedem Paragraphen, sofern er nicht rein geschichtlich ist, in summarischer Weise der Hauptinhalt desselben vorausgeschickt wird. Dieser ist klar, bestimmt und faßlich dargelegt. Nur die Fassung des § 28 beanstanden wir als undeutlich; dasselbe gilt auch von dem Satze auf p. 315. Dieß hat zur selbstverständlichen Voraussetzung die — bewußt abgewiesene Möglichkeit des Lebensstandes. Nicht gut gewählt scheint mir bei Behandlung der Eigenschaften Gottes die Anwendung der Kategorien der Abgezogenheit und Bezogenheit zur Welt, so daß z. B. die Gerechtigkeit zu den Eigenschaften der Abgezogenheit, die Barmherzigkeit zu denen der Bezogenheit gerechnet wird, während doch jene nicht minder, wie diese, sich an der Welt erweist; wie denn auch Philippi die Gerechtigkeit zu den Eigenschaften der Liebe zählt. Allerdings ist gerade dieser Gegenstand einer der schwierigsten, wie sich schon aus den ganz abweichenden Eintheilungen der verschiedenen Dogmatiker ergiebt. Am meisten scheint mir Philippi dieselben aus dem inneren Lebensgrunde Gottes, nicht blos aus dem göttlichen Weltverhältniß abzuleiten. Die Liebe z. B. darf doch nicht blos auf die Weltbeziehung beschränkt werden, sie ist auch eine Beziehung der göttlichen Personen zu einanddr. Wenn der Verfasser p. 309 sagt, das Millennium sei nicht buchstäblich, nicht geistlich, sondern uneigentlich zu nehmen, so wird ein Anfänger mit dieser Bestimmung sehr wenig anzufangen wissen. Wenn er auf derselben Seite bemerkt: Fraglich ist, ob jene Auferstehung bloß auf die Würdigen oder richtiger auf alle Gläubigen sich erstrecke, so hätte er vielleicht besser dieses „richtiger", weggelassen, da dieß selbst wieder fraglich ist. Es scheint mir in solchen Dingen empfehlenswerther zu sein, sich so auszudrücken, wie es der Verfasser p. 311 bei Besprechung der Stelle Hiob 19, 25—27 thut, wo er zu den verschiedenen Auslegungen hinzufügt: es ist fraglich. Hier gilt es ja die Schranken unserer Erkenntniß einzugestehen. Anerkennen müssen wir übrigens die Unparteilichkeit des Verfassers, der z. B. bezüglich des Antichristes den Römischen zugiebt, daß diese mit exegetischem Rechte unsern Vätern entgegenhielten, daß der Antichrist nur Einer sei und zwar der völlige Feind, obgleich hier hätte beigefügt werden können, daß allerdings im Papstthum ein antichristliches Element liege. Der Verfasser hat in dieser 4. Auflage gewissenhaft auch die neueste Literatur citirt; nur ist mir aufgefallen, daß er das doch schon 1872 erschienene Werk Schöberlein's: „Die Geheimnisse des Glaubens" nie anführt, daß das Reg. auch seinen Namen, obgleich wir ihn

p. 73 und 90 fanden, nicht verzeichnet und gerade da, wo dessen eigenthümliche Anschauung besonderer Berücksichtigung werth war, dieselbe nicht erwähnt. Die Correctur der Druckbogen, obgleich allerdings bei einem Werke, das den Stoff so gewaltig zusammendrängt, sehr schwierig, hätte doch achtsamer sein sollen. Wir nennen beispielsweise Druckfehler auf p. 6, 14, 17, 25, 28, 29, 40, 45, 54, 70, 71, 74, 75, 81, 82, 92, 138, 313, 314, was bei der nächsten Auflage berücksichtigt werden möge. E.

Neueste Literatur.

Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi, rec. P. de Lagarde. Lips., Teubner 2 thlr. 15 sgr.

Hitzig, F., Das Buch Hiob, übersetzt und ausgelegt. Leipz. C. F. Winter. 2 thlr. 20 sgr.

Lange, J. P., Die Bücher Exodus, Levitikus, Numeri (des Theol.-Homilet. Bibelwks. A. T. II. Thl.) Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1 thlr. 25 sgr.

Hofmann, J. Chr. K. v., Die heilige Schrift Neuen Testaments. Thl. VI. (Pastoralbriefe). Nördlingen, Beck. 1 thlr. 22½ sgr.

Kurtz, Dr. **Joh. H.,** em. Prof. d. Theol. Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende. Siebente verb. Aufl. Zwei Bände. Mitau, A. Neumann. 4 thlr.

Weingarten, Herm., Prof. zu Marburg, Zeittafeln zur Kirchengeschichte. Zweite, verm. u. verb. Aufl. Leipz., Hartung und S. 1 thlr. 15 sgr.

Voigt, H. J. M., Prof. zu Königsberg, Fundamental-Dogmatik. Leipz., F. A. Perthes. 2 thlr.

Monumenta Conciliorum generalium seculi XV., edd. Caes. academiae scientiar. socii delegati. Concilium Basileense. Scriptor. Tom. II., vol. I. Vindob., Gerold. 20 thlr.

Bunsen, E. d., Chronology of the Bible. With a Preface by A. H. Sayce. London, Longmans & Comp. 7 sh. 6 pf.

Supernatural Religion. 2 vols. ibid., 24 sh.

Prakt. Theologie u. Predigten.

Kübel, Robert, Lic. und Prof. in Herborn **Umriß der Pastoraltheologie.** 2. Auflage. Stuttgart 1874. J. F. Steinkopf. 21 sgr.

Das Büchlein behandelt die Seelsorge, d. h. „dasjenige freie Thun von Seiten des Pfarrers, vermöge dessen er als Hirte den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde die göttliche Lebensnahrung anbietet." Die Abgrenzung des Stoffes, der hier bearbeitet ist, hat ihr gutes Recht, indem dadurch die specielle Seelsorge in ihrer hohen Bedeutung anerkannt wird. Ueber den gewählten Titel aber läßt sich mit Fug streiten. Nicht weil man mit demselben bisher etwas anderes bezeichnet, ist er zu beanstanden, denn er könnte ja bisher falsch angewandt sein, aber weil doch die specielle Seelsorge nicht das einzige Thun des Pastors ist, muß der Name Pastoraltheologie als zu weit für den behandelten Gegenstand dem Verfasser bestritten worden. Ist der Geistliche nicht als Prediger auch Hirte, ist denn der kirchliche Dienst nicht wesentlich auch Seelsorge? Es handelt sich somit nicht um einen bloßen Namen, sondern um die richtige Gesammtaufstellung des geistlichen Amtes. Es wäre vorzuziehen, den hier behandelten Gegenstand Lehre der Seelsorge oder Poimenik oder mit ähnlichen Namen zu nennen, den bisher für das ganze Thun des Amtes gewählten Namen aber dafür zu belassen. Ferner trifft auch das nicht zu, daß der also begrenzte Stoff eher eine rein wissenschaftliche Behandlung zuließe, als der bisherige Gegenstand der Pastoraltheologie; denn kann die Darstellung der Seelsorge etwas anders sein, als eine unmittelbar auf's Leben angewandte, casuistisch und asketisch gefärbte Wissenschaft? Ich wenigstens kann nicht einsehen, wie ein Theil der Pastoraltheologie mehr reine Wissenschaft sein soll, als das bisher behandelte Ganze. Von diesen formalen Dingen abgesehen ist es ein dankeswerthes Unternehmen, auf die Seelsorge speciell hinzuweisen, als auf ein uns für unsere Tage höchst bedeutsames Gebiet. Vielleicht wäre es dabei nicht unrichtig gewesen, auf die besonderen Schwierigkeiten und deren Ueberwindung eingehender hinzuweisen, die gerade jetzt der Seelsorge in den Weg treten. Indessen hängt das aber mit der ganzen Anlage des Werks zusammen, das nur ein Umriß sein will, und zwar nicht, um einer weiteren Ausführung zur Grundlage zu dienen; denn solche hält der Verfasser für unnöthig, weil sie der practischen Klugheit des Geistlichen überlassen werden muß. Es lautet aber seltsam, daß alles dasjenige nicht in das Werk aufgenommen worden sei, was sich ein tiefer nachdenkender Pastor selbst sagen kann; denn ein solcher kann sich doch wohl eine Lehre von der Seelsorge selbst wissenschaftlich darstellen. Es wäre zu wünschen, daß der für das Gebiet der Seelsorge begeisterte und für ihre Darstellung besonders befähigte Gelehrte auch für die minder scharf denkenden Pastoren etwas böte. Oder sollte nicht eine weitere Ausführung unzählige Punkte berühren, über welche eine Verständigung sehr wünschenswerth und eine Anregung heilsam wäre? Im Uebrigen ist

das Buch in seiner Trefflichkeit schon durch das Bedürfniß einer neuen Auflage anerkannt.
Löwe.

Eberle, Chr. G. Pf., Luthers Psalmen-Auslegung. Ein Commentar zu den poetischen oder Lehrbüchern des A. Test. Aus seinen Werken gesammelt und bearbeitet. I. Band. I. Lieferung Pf. 1—26 456 S. Stuttgart, 1873. Evangelische Bücherstiftung.

Ein äußerst verdienstvolles Unternehmen des vielverdienten Herausgebers, der uns schon so manchen Schatz gehoben und aufs neue zugänglich gemacht hat. Unter den kernhaften und tiefen Auslegungen Luthers nehmen seine Psalmen-Auslegungen eine der ersten Stellen ein. Der Psalter war sein Lieblingsbuch; darin lebte er und seine tiefsinnige Art, wie sein Kampf und sein Ringen machten ihn besonders geschickt, diese Lieder zu verstehen und auszulegen. Er hat die Psalmen erlebt, kann man wohl sagen, und nur der versteht sie, der sie erlebt. Unsre Zeit mit ihrem schweren Kampfe gibt uns Gelegenheit genug dazu, und gewiß lernen Viele in unsern Tagen die Psalmen recht verstehen und recht beten. Darum kommt das vorliegende Buch ganz zur rechten Stunde und ist zeitgemäß, obschon es alt ist. — Die Arbeit des Herausgebers war keine geringe. Luther hat bekanntlich keinen fortlaufenden Commentar über die Psamen geschrieben; die Auslegungen finden sich vielmehr zerstreut in seinen Schriften. Wie Wenige besitzen diese, und nehmen sich die Mühe darin nachzuschlagen! Der Herausgeber hat für uns diese Mühe übernommen und bietet uns nun bequem und handlich die Frucht seiner Arbeit. Er gibt, wie in seinen früheren ähnlichen Arbeiten nicht zerstückelte Auszüge, „sondern Luthers Schriften frei zu einem Guß verarbeitet, wie etwa Luther selbst gethan hätte, aber in wortgetreuem Anschluß." — Neben einem eingehenden Vorwort bietet uns der Herausgeber ein Uebersichtsregister; dasselbe soll die Bekanntschaft mit den Psalmen nach ihrer biblischen Folge vermitteln; es ordnet dieselben nach ihrem Alter und gibt kurz das Thema eines jeden Psalms an und fügt „die alten summarischen Gebetlein Veit Dietrichs" bei; eben so die Anfänge der aus den Psalmen gedichteten Kirchenlieder. — Ein zweites Register, das Gebrauchsregister, theilt die Psalmen nach alter Weise in Lehr-, Trost-, Bet- und Dankpsalmen ein. — Endlich findet man noch eine Tabelle, welche die Psalmen auf das Kirchenjahr vertheilt. Nach der Vorrede Luthers folgt dann der Commentar, dessen erfrischende, tief erbauliche Art wir recht hervorheben dürfen. — Hoffentlich folgen der ersten Lieferung bald die folgenden nach. Da aber das Werk immerhin einen bedeutenden Umfang haben wird und also für das Christenvolk nicht allgemein zugänglich sein dürfte, obschon die „Ev. Bücherstiftung" gewiß das Mögliche gethan hat, indem sie den Preis der 1. Lieferung auf nur 1 fl. 36 kr. gestellt hat, so kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Herausgeber und der Bücherstiftung gefallen möge, eine Auswahl der schönsten und für unser innerliches Leben bedeutungsvollsten Psalmen aus dem größeren Werke zu veranstalten zur Verbreitung unter dem evangelischen Volke als Tractat edelster Art. Gewiß würde das ein für unsre Tage höchst practisches und heilsames Unternehmen sein.
D.

Herold, Max. Pfarrer zu Gleißenberg. **Passah-Andachten für die hl. Charwoche und das Auferstehungsfest,** sowie für die Passah- und Osterzeit überhaupt, entworfen und sammt historisch-praktischer Erläuterung der bayerischen und deutschen Kirche dargeboten. gr. 8. Nürnberg, 1874. Löhe.

Der Verfasser hatte zunächst im Auge, für den Nachmittag des Charfreitags, der ja billig am ersten zum Gebet und zu liturgischer Feier herausfordert, ein gottesdienstliches Schema auszuarbeiten. Er hat dann aber seine Arbeit auf die ganze Passions- und Osterzeit ausgedehnt, denn er hat richtig erkannt, daß solche Gottesdienste für unsre Zeit höchst förderlich wären. Es ist des Predigens unter uns zu viel und des Betens zu wenig; Gottes Haus aber soll nicht blos eine Stätte der Verkündigung des Wortes Gottes, sondern auch des Betens und Lobsingens sein. Zudem ist unsrem mit den reichen Schätzen der altkirchlichen Musik sehr wohl vertrauten Verfasser zu Herzen gegangen, daß unsere klassischen Meisterwerke, wie sie die alte lutherische Kirche in herrlicher Fülle besaß, so gar vergessen im Staube liegen. Er wollte daher seinerseits auch dazu beitragen, daß sie wieder mehr bekannt und geschätzt würden. Zu diesem Behufe hat er sich nicht begnügt, blos die von ihm ausgearbeiteten Andachten mitzutheilen, sondern er hat in einer vorausgeschickten praktischen Einleitung auch das Verständniß derselben zu wecken gesucht.

Wohl sind Arbeiten, welche diese Festeszeit ins Auge faßten, bereits in ziemlich großer Menge vorhanden und der Verf. theilt selbst die Literatur, von Bunsen's grundlegen-

dem Werke „Leidensgeschichte und die stille Woche," das 1841 erschien, anhebend bis auf die neuesten Erscheinungen mit. Am meisten verwandt mit seinen Bestrebungen sind Schöberlein's Andachten, die 1870 und 1871 erschienen. Beide gehen von dem Grundsatze aus, daß diese Liturgieen nicht nach subjektivistischer Willkühr und in modernem Style zu verabfassen seien, sondern daß sie wesentlich auf dem Grunde der alten, wahrhaft kirchlichen Muster ruhen müßten, natürlich mit der Modifikation, welche eine wahrhaft geläuterte Zeitbildung fordert. Der Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß der Verf. zunächst seine bayerische Landeskirche und ihre Bedürfnisse ins Auge faßt, daß er an die liturgischen Elemente, welche dort beide bekannt sind, anknüpft, daß er die Lieder des bayerischen Gesangbuches ausschließlich verwendet, um auf diese Weise den Gemeinden ein besonders Textbüchlein zu ersparen, daß er wo möglich das gleiche Lied in der Reihenfolge seiner Verse verwendet, um den raschen Wechsel der Melodieen zu vermeiden, daß er noch einfacher als jener die Andachten konstruirt, so daß da, wo die Gemeinden noch eine Scheu vor linguistischen Formen haben, diese auf ein minimum reduzirt werden können, und nur das Hauptstück dieser Andachten, die Lektionen der heiligen Zeit, in gebührender Würde hervortreten. Denn diese reichliche Verkündigung des göttlichen Wortes hält er für die Hauptsache, obwohl er nicht bestreitet, daß ein Ueberwiegen der Anbetung in gewissen Fällen eintreten könne. Allerdings macht er auch geltend, was wohl zu bemerken ist, daß sie in feierlichem Ernste und mit gläubiger Andacht zu lesen sind. Wenn alle übrigen liturgischen Elemente unter gewissen Verhältnissen wegfallen können, so müsse diese bewahrt werden, und es sollte daher in der Passions- und Osterzeit die Gemeinde stets den ganzen Bericht der evangelischen Geschichte erfahren. Deßhalb hat er in seinem Werke die harmonistische Zusammenstellung der evangelischen Geschichte, wie sie Bugenhagen verfaßte und wie sie durch langen kirchlichen Gebrauch eine gewisse Autorität erhalten hat, in den Beilagen mitgetheilt. Er hat dieselbe im Anschluß an Schöberlein in Paragraphen eingetheilt und denselben besondere Ueberschriften gegeben. Doch hat er in seinen Andachten der Abwechslung wegen auch auf andere Schriftlektionen hingewiesen und für ihre Behandlung die nöthigen liturgischen Erläuterungen gegeben. Indessen wird der Liturg immer am besten thun, bei der evangelischen Geschichte, die ja so umfassend ist, daß sie ohnedem kaum bewältigt werden kann, zu verbleiben.

Des Verf. Arbeit ist zumal für Dorfkirchen zu empfehlen, wo die musikalischen Kräfte so gering sind und daher der allerdings wünschenswerthe größere liturgische Reichthum sich kaum verwerthen läßt. Die Andachten sind hier so eingerichtet, daß sie in der kleinsten Dorfkirche verwendet werden können, und die beigegebne Erläuterung zeigt auch, wie das Gegebne in mannichfacher Modifikation sich nach den örtlichen Verhältnissen umgestalten läßt. Der Leser findet hier 4 Passions-Andachten, ein Formular für den Gründonnerstag, dann folgen 5 Andachten für den Charfreitag in verschiedener Länge je nach dem Bedürfniß der Gemeinde. Es ist diesem Tage besondre Aufmerksamkeit zugewendet worden, da mit diesem sich das Bedürfniß, im Gebete vor Gott zu erscheinen, besonders geltend machen wird. Für den Osterfabbath schlägt er vor, wenn eine Betstunde zu erzielen ist, diese in der schlichtesten Form zu halten, und nur Gemeindegesang, Lektüre und Gebet zu gebrauchen, wozu er den nöthigen Stoff mittheilt. Auch zum Osterfeste giebt er die nothwendige Einleitung, welche sich zunächst über die Geschichte dieser Feier ausspricht, und macht namentlich darauf aufmerksam, daß man in der älteren Zeit der lutherischen Kirche auch schon in den Nachmittags-Gottesdiensten die Auferstehungs-Harmonie von Bugenhagen las, wobei in der Predigt je 1/3 der Geschichte behandelt wurde. Er bespricht sodann die Osterliturgie der bayerischen Landeskirche, für welche er einigen Wechsel empfiehlt, was allerdings da, wo die Liturgie allsonntäglich im Gebrauche ist, rathsam sein möchte. Hieran reiht er die Formulare für 4 Osterandachten, die letzten mehr in kurzer Skizzirung mit Hinweisung auf die verschiedenen Modalitäten. Sehr schätzenswerth sind endlich noch die Beilagen, welche außer den biblischen Lektionen und den Geboten noch eine interessante Passionslitanei, das römische Charfreitagsgebet und einige liturgische Stücke der alten Kirche mittheilen. Sei darum dieß Werk freundlicher Beachtung empfohlen.

E.

Deckе, Julius. Die goldenen Worte des neuen Testamentes. Ein christliches Lebensbuch. 167 S. Leipzig, 1874. Herrmann.

Der Gedanke des Verf., das nach den Idealen der Religion dürstende deutsche Gemüth zu den rechten, den classischen Quellen derselben zu leiten und dadurch Geist und Herz zu erfrischen und zu erquicken, verdient volle Anerkennung, und wir sind gewiß weit entfernt in Abrede zu stellen, daß die goldenen Worte des neuen Testaments, die er hier als Erbauungsbuch zur

Weckung und Hebung des religiösen Lebens bietet, die Herzen erwärmen für Jesum Christum. Wir sind auch völlig mit der ganzen Anlage des Buches einverstanden, die zuerst Jesusworte nach einer fünffachen Gruppirung: 1. Christus, 2. Das Himmelreich, 3. Die Nachfolge Jesu, 4. Die Tugenden des Jesusjüngers und 5. das ewige Leben, sodann Apostelworte nach fünffacher Anordnung: 1. Gott, 2. Christus, 3. Die christliche Gemeinde, 4. Das christliche Leben, 5. Das ewige Leben, beibringt und mit großem Geschick die schlagendsten Schriftstellen zusammenstellt. Gewiß hat eine solche Arbeit ihren hohen, nicht zu verkennenden Werth, und da die Ausstattung eine sehr schöne, dem Verleger alle Ehre machende ist, so wird dieß Büchlein gewiß Anklang und Eingang finden, und namentlich dürfte es sich als Geschenk für Confirmanden und Brautleute sehr empfehlen.

Aber so sehr wir des Verf. Ideen theilen und der von ihm getroffenen, sehr gelungenen Auswahl unsre Zustimmung geben, so sind wir doch der Meinung, daß der Verf. gut gethan hätte, wenn er sei es durch Ueberschriften oder durch kurze significante Bemerkungen immer den Hauptgedanken des Spruches oder des Gleichnisses angedeutet hätte, um so zum Nachdenken anzuregen und solchen Lesern, die weniger im Stande sind, immer gleich die Pointe des Spruches aufzufinden, zu einer fruchtbringenden Lectüre seiner goldnen Worte zu verhelfen. Wohl ist es mehr: scriptura sacra sui ipsius interpres, aber ihrer Viele sind doch einer Interpretation bedürftig, um die großartigen Gedanken und die tiefen Geheimnisse dieses Wortes zu erfassen und daraus Segen für ihr Leben zu gewinnen. Uebrigens anerkennen wir vollständig des Verf. Bemühen, dem christlichen Volke das Wort Gottes nahe zu bringen und die Liebe zu demselben zu wecken und zu nähren! W. E.

Kunel, Christian Klaus. 1. Pfarrer in St. Jacob in Nürnberg. **Predigten** über die Sonn- und Festtags-Episteln des Kirchenjahres. Erlangen, 1874. Deichert.

Man vernimmt oft beim Erscheinen eines neuen Predigtbuches den Ausruf: Sind es denn noch nicht genug! Ich will nicht die verschiedenen Ursachen solcher Bemerkung untersuchen, aber man könnte mit demselben Rechte sagen: Ist denn das Predigen überhaupt nicht genug! So lange aber das Volk Gottes aus der ewigen uns stets neu belebenden Quelle des göttlichen Wortes trinkt, und es würde, wenn es nicht mehr schöpfte, aufhören zu leben, so lange wollen wir auch Predigtsammlungen mit Freuden begrüßen. Daß immer neue erscheinen, bezeugt, daß sie gelesen werden und wer sie liefert, sammelt Segen ein, das Bedürfniß aber ist in jeder Zeit ein besonderes, daher müssen neue Predigten erscheinen. Es giebt allerdings Postillen, die so objectiv gehalten sind, daß sie für lange Zeit genügen, indessen auch sie veralten, nicht aber die Kraft des Wortes, von dem sie zeugten. Mit dem Gesagten habe ich schon auf die Vorzüge dieser vorliegenden Sammlung hingedeutet. Es sind Predigten, klar und durchsichtig wie das reine Wasser, das aus dem Felsen fließt, den des Glaubens Stab geschlagen hat, erquickend für jedes Christenherz, in ihrer Form einfach und doch die Sprache schön, ja poetisch angehaucht, und dabei ist auf die besondere Lage, in der sich die Kirche jetzt befindet, überall Rücksicht genommen, daß man fühlt, sie sind aus einem Herzen gekommen, das mit seiner Zeit lebt und fühlt, aber auch tief erfahren hat, daß auch unserer Generation nur ein Balsam Heilung bietet.

Durch alle Predigten weht der milde Hauch des Wortes, das die Versöhnung verkündet, der Verfasser sucht nicht für eine besondere Kirche, er sucht für Christum Seelen zu gewinnen, läßt es aber dabei nicht an tiefem Ernst fehlen, der es offenbar macht, was diejenigen verlieren, die das Heil in Christo nicht werth erachten. Es ist diesem Buche eine recht warme Aufnahme in allen Häusern zu wünschen, in denen noch das Wort Gottes gelesen wird, es ist auch ganz besonders für Gottesdienste zu empfehlen, in denen der Küster zu lesen hat und eignet sich vorzüglich für die Vorbereitung zu eignen Predigten. Es ist eine Predigtsammlung, die man mit Freuden allen heilsbegierigen Herzen darreichen möchte. Nein, nicht überflüssig ist solch Buch in unsern Tagen, wo der Unglaube und die Feindschaft gegen Christum aggressiv vorgeht, — wer sich noch ein Urtheil frei bewahrt hat und prüfen kann, der nehme diese Predigten und sehe zu, ob sie ihm das bieten, was Frieden giebt, oder das laute Geschrei derer, die nach Freiheit von dem Joche des Christenthums verlangen, und ich meine, er wird nicht in Zweifel bleiben, wo die Wahrheit zu suchen ist. Gottes Segen begleite diese treuen Zeugnisse, die bei ihrer innern Wärme auch von eingehendem Schriftstudium und dem ernsten Fleiße des Verfassers Kunde geben. L.

Steffan, Emil, Pastor. Ein Blick in die letzte Adventszeit. Vortrag gehalten in Berlin am 2. Dec. 1873. Berlin, 1874. Beck.

Dieser Vortrag enthält eine apokalyptische Darstellung der Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden. Das Ziel der Geschichte seit der Erscheinung Christi ist seine Wiederkunft, welche Augustin, die römische Kirche, aber auch Luther als identisch mit dem Tage des Endgerichts fassen, eine andere Richtung in der Kirche, von den früheren Chiliasten und in unserer Zeit von Luthardt, Delitzsch, Hofmann, Christiani, Kurz, Auberlen u. a. vertreten, aber in der Weise darstellt, daß sie den Tag der Parusie von dem jüngsten Tage scheidet und dazwischen das sg. tausendjährige Reich setzt. Der letzte Advent ist bei dieser Auffassung die Zeit, welche dem tausendjährigen Reich vorangeht. Diese Anschauung theilt auch der Verfasser und sucht nun aus den Weissagungen des Ap. Joh., besonders der Apokalypse (welche das apokalyptische Buch Daniel zur Voraussetzung hat) nachzuweisen, wie dieser letzte Advent beschaffen sei. Da findet er denn daß unsere Zeit deutliche Zeichen dieses Adventes trage. Interessant ist sein Vortrag und weiteren Kreisen zur Prüfung zu empfehlen deshalb, weil er in faßlicher Kürze die Darstellungen der genannten Gelehrten bietet und ihre Consequenzen an der Geschichte nachweis't.

Es ist immerhin mißlich, die Geschichte, wie sie früher in den Rahmen der Danielischen Weltreiche eingezwängt wurde, so sie nach den kühnen und so mancherlei Auslegung fähigen Bildern der Apokalypse darstellen zu wollen. Es ist ja bekannt genug, wie leicht man sich in eine solche scheinbar rein biblische Anschauung einleben kann, aber auch, wie wunderliche Verdrehungen geschichtlicher Thatsachen dabei herauskommen. Das ist ja nicht zu läugnen, daß seit der französischen Revolution ein Abfall in der Christenheit Statt gefunden hat, der zumal in unsern Tagen solche Dimensionen annimmt und mit so rückhaltsloser Offenheit vorgeht, wie es in der Weise noch nicht vorher geschehen ist. Stellen wir indessen das Verhältniß von Staat und Kirche, das in neuer Fluctuation begriffen ist, oder vielmehr stets war, unter den Bildern der Offenbarung dar, so kann das gerade von der Seite der Kirche her, statt mildernd und gestaltend auf die weitere Entwicklung einzuwirken, zu einer so feindseligen und verzweifelten Stellung treiben, daß die Kirche selbst Ursach zu den Schrecknissen giebt, die sie nach der Apokalypse nur einmal erwartet. Staat und Kirche, Kaiser und Pabst haben sich wohl schon feindseliger gegenübergestanden als jetzt; und an bedenklichen Widersprüchen fehlt es uns nicht, wenn einmal die französische Revolution die erste Thatsache der Heilung des Thieres sein soll, (das Thier ist die Staatsmacht) und dann doch schon seit Constantin die reine Gestalt der Kirche dahin ist. Auf die Reformation wird kein Gewicht gelegt. Jedenfalls steht die ganze Anschauung im directen Widerspruch zu der sittlichen Auffassung der Staatsidee. Man sollte doch bei so schwerwiegenden Folgerungen in öffentlichen Vorträgen recht vorsichtig sein mit der Behauptung, auf dem Grunde göttlicher Wahrheit zu lehren. Löwe.

Baur, Wilhelm, Pastor an der St. Anschar-Capelle, — Von der nimmer aufhörenden Liebe. Eine Abschiedsgabe in acht Predigten; Hamburg, G. Ed. Nolte (Herold'sche Buchhandlung). 18 sgr.

Vorliegende acht Predigten, die letzten, welche der jetzige Berliner Hof- und Domprediger vor seiner frühern Gemeinde zu Hambnrg gehalten hat, sind eine Abschieds-Gabe an die Anschar-Gemeinde, die er sieben Jahre pastorirt hat, — eine Abschiedsgabe, welche nie an Werth verlieren wird. Aber für den unbemittelten Käufer sind die Predigten zu theuer und für den Gebrauch ist es störend, daß jede Predigt besonders paginirt ist, was auch dem einheitlichen Charakter der Sammlung Einhalt thut.

Freie Texte behandelnd, reichen die Predigten vom Himmelfahrtstage bis zum 3. Sonntage nach Trinitatis. Ohne lange zu wählen, notiren wir exempli causa eine Stelle aus der Himmelfahrtspredigt über Col. 3, 1—4 von der „Vollendung des größten Liebeswunders, welches heißt Christus." . . . „Laßt nur die Weisen der Welt das Gesetz aufsuchen, nach dem dies geschaffne Leben sich entfaltet, das Gesetz, das Gott selbst in den Gang der Dinge hineingelegt; wir wollen uns freuen über jede neue Entdeckung; die sie machen. Nur sollen sie uns die Freude nicht stören an dem Gott, der Geist, Leben, Liebe ist, und der sich über das Gesetz, das er gegeben, mächtig erweist, nicht wie ein Knecht der Creatur, die er geschaffen, sich die Hände binden läßt, sondern um seiner Creatur willen in Majestät der Liebe die Ordnung, die wir kennen, durchbricht, um der höheren Ordnung Geltung zu verschaffen. Laßt die Naturkundigen die Natur durchforschen, die einmal da ist, wir wollen uns gerne über Saat und Wachsthum und Ernte belehren lassen, nur sollen sie uns das Wunder, daß sie da ist, stehen lassen. Laßt die Heilkundigen den menschlichen Leib untersuchen und über Blut und Nerven und Gehirn und Knochen uns Aufschluß geben, nur sollen sie das Wunder, daß Geist da ist in dem Fleische, uns gelten lassen. Laßt die Geschichtskundigen den Händeln dieser Welt nachgehen und Ursach und Wirkung uns erzählen: das Wunder, daß trotz allem Widerstreit der Kräfte ein Plan der Liebe durch die Geschichte sich hindurch zieht, sollen sie uns nicht nehmen. Das Wunder ist der lebendige Gott, der ein alle uns bekannten Gefäße überströmendes Leben aus sich ergießen kann. Das Wunder ist der Gott, der Geist ist, und der sich in seiner unsichtbaren Kraft gewaltiger offenbaret, als in dem sichtbaren Fleisch, das vergeht und entsteht, wie er seinen Odem wegnimmt oder ausläßt. Das Wunder ist der Gott, der die Liebe ist und der die Zerrüttung seiner erstgeschaffnen Ordnung durch die Sünde nach der höheren Ordnung, daß er nicht Gefallen hat am Tode des Gottlosen, wieder aufhebt. So gewiß du an den Gott des Lebens, des Geistes, der Liebe glaubst, so verständlich ist dir das Wunder. Und da das Christenthum eben das Leben ist, welches

der lebendige Gott in die Welt des Todes gesenkt, der Geist, den der Geist Gottes gegen das Fleisch in das Feld geführt, die Liebe, welche aus der ewigen Liebe stammend das selbstsüchtige Treiben aufhebt, so ist das Christenthum nicht ohne Wunder, es ist selbst ein Wunder, beruhend auf dem Wunder der Liebe, welches heißt Christus."

L. H. D.

Karl Friedrich Harttmann's Beichtreden, herausgegeben von Karl Chr. Eberh. Ehmann, Pfarrer zu Untergesingen. Zweite Abtheilung (Bogen 11 bis Schluß). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Heilbronn, 1873. Scheurlen. 15 sgr.

Mit dieser zweiten Abtheilung ist die Sammlung vortrefflicher Beichtreden complet. Hinzugekommen sind hier zu den Reden der ersten Auflage Nr. 80. 81. 82. 83. 84. Die von dem seligen Verf. angeführten Lieder sind anstatt unter dem Texte in einem abgesonderten, unserer zweiten Abtheilung beigegebenen, Anhange verzeichnet; ein Verfahren, welches wir nicht praktisch finden. Zu dem ganzen Büchlein sprechen auch wir mit dem vielfach verdienten Herausgeber: „Möge es seinerseits helfen, dem Herrn in der letzten Stunde den Weg bereiten, damit Sein Reich bald komme." —

B. F.

Geißler, Moritz, Prediger. **Evangelische Predigt-Studien**, enthaltend zweihundert Predigt-Entwürfe mit ausführlichen Erläuterungen über drei Texte. Drittes Heft. Hamburg, 1873. Koch. 15 sgr.

Auch dieses dritte Heft kann unser, über die frühern Hefte gefälltes Urtheil nicht ändern. Wir vermögen uns darum auch des Erscheinens, desselben nicht zu freuen; erfüllen aber unsere Pflicht; indem wir das Erscheinen dieser Fortsetzung anzeigen.

B. F.

Stieß, Ernst. (†) **Bilder und Klänge aus Zion.** Aus Erbauungsschriften gläubiger Väter und Zeitgenossen gesammelt. Herausgegeben von dem christlichen Verein im nördlichen Deutschland. (290 S.) 1872.

Das Büchlein bietet abwechselnd eine Reihe von Gleichnissen und Erzählungen und Betrachtungen über Schriftstellen. Beides ist ausgewählt aus bewährten Schriften. Besonders benutzt sind Scriver, Goßner, der Sonntagsgast, Spurgeon ꝛc. Daß überall nur gesunde Nahrung geboten wird und daß die Auswahl eine anregende und tüchtige ist, darf nicht besonders betont werden, da wir das von dem herausgebenden Vereine nicht anders gewohnt sind. D.

Schott, Theodor, D. theol. und I. Pfarrer zu St. Jacob in Augsburg. **Psalmen für Freunde des göttlichen Wortes in Wochenpredigten ausgelegt.** (144 S.) 3. Heft. Der 37. Psalm. Augsburg. v. Jenisch und Stage. 12 sgr.

Dieß 3. Heft der Psalmen-Auslegung Schott's, schließt sich den beiden neusten in diesen Blättern bereits angezeigten würdig an. Es behandelt in zwölf Betrachtungen den 37. Psalm in schlichter, tiefer und höchst ansprechender Weise. Die Auslegungen eignen sich sehr zum Vorlesen in Betstunden oder bei kleineren Versammlungen von Freunden des göttlichen Wortes; auch zur häuslichen Andacht an Sonntag-Abenden empfehlen wir sie bestens. Daß diese wirklich erquickenden und wohlthuenden Auslegungen Anklang gefunden haben, beweist der Umstand, daß bereits drei Hefte erscheinen konnten; gewiß folgen noch mehrere nach. D.

Neueste Literatur.

Doyé, E., Der evangel. Geistliche als Prediger, Priester und Pastor. Berl., E. Beck.

Beecher, Henry Ward, Vorträge über das Predigtamt. Deutsch von E. Kannegießer. Berl., Berggold 233 S.

Paludan-Müller, J., Der evangelische Pfarrer und sein Amt. Pastoralbetrachtungen. M. Genehmigg. des Verf. aus dem Dän. übs. von E. A. Struve. Kiel, Wechmar.

Oertzen, G. v., Selbstgespräche. Neue Aphorismen. Stuttgart, Metzler. 20 sgr.

Henke, E. L. Th., Erlebnisse und Gleichnisse. Aus dem liter. Nachlasse desselben herausgeg. von Dr. J. G. Dreydorff. Leipzig, Barth. 20 sgr.

† **Tillmann**, G., Das Gebet nach der Lehre der Heiligen. 1. Bd., Freib., Herder. 1 thl. 26 sgr.

† **Leitner**, P. S., Der geistliche Wegweiser für das kathol. Volk, oder Erklärung des Katechismus in 159 kurzen Kanzelvorträgen. 2. Bd. 1 tdlr. 21 sgr.

† **Königdorfer**, M., Noch einmal: Kathol. Geheimniß- und Sittenreden. Neu bearb. von J. E. Zollner. 4. Jahrg. 2 Bde. Regensb., Manz.

† **Bouvy**, J., Die Tugenden des hl. Joseph, nach den Schriften der Heiligen und Gottesgelehrten erklärt. A. d. Holländ. Ebendas. 15 sgr.

Philosophie.

Bratuschek, Dr. **Die Bedeutung der platonischen Philosophie** für die religiösen Fragen der Gegenwart. Berlin, 1873. Henschel. 7½ sgr.

Es ist immer gut darauf hinzuweisen, daß, wenn wir dem so vielfach in unseren Tagen hervortretenden Materialismus wirksam entgegen arbeiten wollen wir ein allgemeineres und tieferes Interesse für die Philosophie zu erwecken suchen müssen, denn sie ist das größte

Gut, das dem sterblichen Geschlechte gekommen ist und je kommen wird. Plat. Tim. 47. so und in so fern der Verfasser, der seit dem Erscheinen des Schriftchens Professor der Philosophie an der Universität Gießen geworden ist, das Studium der Platonischen Schriften lebhaft empfiehlt, stimmen wir ihm vollständig bei. Es ist gewiß die Aufgabe der christlichen Wissenschaft so wol im Alterthume als auch in der heutigen Wissenschaft „die gefangenen Wahrheitsmomente" aufzusuchen und zu erkennen. Die Ausführungen Ackermanns über das christliche im Platon (Hamburg 1835) und andere derartige Schritten haben eine gewisse Berechtigung, vielfach aber findet sich auch in ihnen etwas Gesuchtes. Nach der Ansicht des Verf. soll der Platonismus das Bindeglied sein, durch welches sich die Naturwissenschaften und das Christenthum mit einander auseinandersetzen können. Wir glauben nicht nach dem Eindrucke, den uns die Lectüre der Schrift gemacht, daß durch sie Naturforscher für die Religion und das aufrichtige Christen für das Studium der Philosophie gewonnen werden. Wir meinen, daß die auf S. 32 gegebene Erklärung des Gebetes des Herrn mancher Christ nicht billigen würde. Auch Sätze wie (S. 33) „die Religion, deren Wesen zunächst in der heiligenden Begeisterung dasteht, vollendet sich also im Christenthume dadurch, daß sie in die Begeisterung für die Wahrheit aufgeht, worauf alle ächte Wissenschaft beruht. Und umgekehrt führt der Drang nach Wahrheit, welcher in Socrates die Philosophie begründete, in diesem und vollendeter noch in Plato zur tiefsten religiösen Begeisterung. Dieß spricht sich darin aus, daß Pl. den höchsten Zweck der Philosophie in der Herstellung der Gottähnlichkeit findet, ein Ziel, das nach seiner Ansicht ohne den höchsten Grad der suchenden, reinigenden Begeisterung nicht erreichbar ist. Dieß ist der wahre Grund der Uebereinstimmung zwischen Plato und Christus. Das Judenthum war allerdings schon lange vor Christus mit der griechischen Philosophie in Berührung gekommen, und man kann behaupten, ohne diese Berührung hätte sich das Christenthum nicht bilden können. Aber die reine Lehre Platons hat Christus nicht gekannt und seine Uebereinstimmung mit derselben ist eine wunderbare Erhebung über die Irrthümer, durch welche sie in der ihm zugänglichen jüdischen Philosophie bereits verfälscht war, erhalten nicht die Zustimmung ernster Christen. Die eigentliche Lösung der religiösen Frage aber wird nach der Ansicht des Verf. dadurch bewirkt werden, daß nach Platos Vorschrift schon in dem ersten Jugendunterricht keine verkehrten und abergläubischen Vorstellungen von Gott geduldet werden. Wahrscheinlich würde der Verf. die Lehren des Katechismus von Gott für verkehrt und abergläubisch halten.

St. G. L.

Steinhart, Karl. Platons Leben. 331 S. Leipzig, 1873. F. A. Brockhaus 1⅔ thlr.

K. Steinhart, ein hochverdienter früherer Lehrer der Königl. Landesschule Pforte hatte seit vielen Jahren sich mit den Platonischen Schriften, wie dieß die der Müllerschen Platonübersetzung vorausgehenden Einleitungen beweisen, beschäftigt, um so angelegentlicher und hingebender als er bei seiner idealen Interessen zugewandten Seelenstimmung sich ganz besonders zu diesem Philosophen hingezogen fühlte. Er hatte die Absicht, außer dem Leben Platons in zwei folgenden Bändern zuerst die vielbesprochene und in jüngster Zeit fast wieder brennend gewordene Frage nach der Echtheit der Dialoge und die davon wesentlich abhängige die nach ihrer Zeitfolge zu erörtern und daran eine Charakterisirung der stilistischen Kunst des großen Philosophen anzuknüpfen, sodann die Totalität des Platonischen Systems möglichst vollständig, aber in gedrängtester Form darzustellen. St. der fort und fort die Platonischen Schriften studirte, hatte, wie er erklärte, nicht nur den Gang und Plan dieser Untersuchungen, sondern auch die Ausführungen im einzelnen bis zum letzten Buchstaben im Kopfe fertig, wurde aber leider an der Erfüllung seines Versprechens durch den Tod gehindert, der noch vor der Druckvollendung des „Leben Platons" am 9. Aug. 1872 in Bad Kösen nach längeren Leiden seinem reichen Leben ein Ziel setzte. — Wir würden, hätte der Verewigte seinen Vorsatz ausführen können, ohne Zweifel einen bedeutenden Beitrag zur Erkenntniß des Platonischen Systems erhalten haben. Schon Friedrich Ast, um Platon hochverdient, hat im J. 1816 als Einleitung in das Studium des Platon, ein Buch herausausgegeben: Platons Leben und Schriften. Auch heute noch hat das Buch einen gewissen Werth, wenn auch auf dem Gebiete der griechischen Philosophie durch die Forschungen K. Fr. Hermanns, Zellers, Bonitzens, Ueberwegs, v. Steins, Sauppes, Schaarschmid's u. anderer wesentliche Fortschritte erzielt sind. Die vorliegende Schrift Steinharts trägt dazu bei uns überhaupt ein Bild jenes Zeitalters festzustellen, in welchem der griechische Geist seinen Höhepunkt erreicht, in welchem Literatur und Kunst durch den großartigen Einfluß des Pericles eine Bedeutung gewonnen hatten, wie nie zuvor. Wir erhalten auf dem Untergrunde

der Darstellung der Stimmungen und Bewegungen der ganzen Epoche einen Einblick in die Thätigkeit und Wirksamkeit eines der genialsten Philosophen des Alterthums. Natürlich ist es, daß in einer Biographie Platons auch die Fragen über die Abfassungszeit einzelner Dialoge nicht umgangen werden konnte, indessen hatte ja St. genauere Untersuchungen und Darlegungen dieser Art einem andern Werke vorbehalten, so daß hier nur allgemeineres sich findet. Der Verf. geht in seiner Liebe zu dem Philosophen nicht soweit, daß er an der so anziehenden Persönlichkeit Platons keinen Mangel, kein Gebrechen vorfindet, nein, er ist nicht im Stande das harte Wort Niebuhrs, Platon sei ein schlechter Bürger gewesen, unbedingt zurückzuweisen. „Eins, sagt er S. 248 können wir nur schmerzlich bedauern, nimmermehr billigen, daß er, ohne persönliche Unbill erfahren zu haben, sich dem atheniſchen Staate nicht nur ganz versagte, sondern sogar einem fremden Staate seine besten Kräfte widmete und auf diesem, der noch vor kurzem dem seinigen feindlich gegenüber gestanden hatte, dabei von Tyrannen beherrscht und von wilden Parteien zerklüftet wurde, den Grund seines idealen Neubaues zu legen bemüht war, zu dem doch, auch wenn er ausführbar und überhaupt, was niemand zugeben wird, mit der menschlichen Natur vereinbar gewesen wäre, gerade dort am meisten die sittlichen Vorbedingungen fehlten, die weder durch das Machtwort eines Tyrannen noch durch die Einwirkung pythagoreischer Geheimbünde ergänzt werden konnte“. Freilich wurde der Philosoph von dem Treiben, das er an dem Hofe des Dionysius vor fand, widerwärtig berührt; in Wollust und Schlemmerei versunken fand er den Staat vor, in welchem er sein Verfassungsideal zu verwirklichen trachtete. Es ist wol zweifellos, daß der Philosoph durch seinen Freund Dion, der sich ihm mit Begeisterung anschloß und in allen Wechselfällen treu zu ihm stand, auf die Regierungsweise des Dionysius einen indirecten Einfluß ausübte, den Despotismus desselben milderte und mäßigte (S. 147) und doch hätte er sich sagen müssen daß in Syrakus nicht der Boden war, auf welchem sein Verfassungsstaat mit Aussicht auf Dauer hätte aufgebaut werden können. Als gelungen heben wir die Schilderung der sich in den Jünglingsjahren Platons vollziehenden Umwandlung aller socialen Verhältnisse hervor, der rasch sich verbreitende Selbstauflösungsproceß zeigte sich auf allen Gebieten des Lebens. Dazu wirkte vor allen anderen Dingen die Sophistik mit. Wir fassen unter diesem einst so verrufenen, ursprünglich aber ganz makellosen Namen die an sich durchaus verdienstliche Popularisierung der Resultate der vorsocratischen Philosophie und ihre Anwendung auf alle Gebiete des wissenschaftlichen und praktischen Lebens zusammen, wie sie damals für eine empfänglich gestimmte Welt durch Schriften und mehr noch durch das lebendige Wort geistreicher Männer zubereitet wurde, die als Wanderprediger einer neuen Weisheit die hellenischen Lande vom Aufgang bis zum Niedergang durchzogen und bei Vornehmen und Volksgemeinden begeistertes Lob und reichen Lohn ernteten. Diese Verbreitung einer allgemeinen wissenschaftlichen und rednerischen Bildung, die zuerst die Grammatik und die Rhetorik als besondere Wissenschaften und Künste schuf, zugleich aber in allen Lebenskreisen den naiven Traditionsglauben mit einer nach Berechtigung desselben wie alles Bestehenden fragenden Scepsis erschütterte, war gewiß eine nothwendige Uebergangsstufe zu höheren Erkenntnissen, zugleich aber auch ein mächtig mitwirkendes Gärungselement in jener politischen und sittlichen Selbstauflösung des altgriechischen Staatswesens; die Sophisten brachten an der Stelle des gediegenen Goldes der alten Philosophie die leicht geprägte, für alle leicht zu erwerbende Scheidemünze philosophischer Schlagwörter und Schlagsätze im Umlauf, wie dieß zu allen Zeiten der Schwarm der Nachtreter und Verwässerer großer Philosophen, der Dünner, um mit Tieck zu reden, gethan hat. Vergl. S. 58 und flg. Sehr anziehend ist die Ausführung über die Reisen Platons S. 119 flg. Nach dem Tode seines Meisters, in dessen nächster Umgebung Pl. 8 Jahre zugebracht, unternahm der Philosoph Reisen um seine Lebens und Weltauffassung durch die Kenntnis fremder Länder nach allen Seiten hin zu bereichern. Nachdem er in einem Zeitraum von 12 Jahren die wichtigsten Kulturländer besucht, auch die ägyptische Weisheit kennen gelernt und sich für sein Lehramt vorbereitet hatte, da treten die Erstlinge seines schaffenden Geistes aus Licht, der kleinere, Hippias, Ion, Lysis, Chaomides, Zaches und Protagoras (S. 113); freilich denken über die Reihenfolge und die Aechtheit mancher der genannten Dialoge andere Forscher anders. Ueber die Lehrweise des Platon erhalten wir in dem Kapitel VIII eingehenden Aufschluß. Sehr belehrend ist auch die Ausführung über Platons engeren Schülerkreis. Unter ihnen hebt sich vor andern Aristoteles als derjenige heraus, der seinen großen Lehrer in allen wesentlichen Beziehungen durchaus verstanden hat. Im Jahre 367 kam Ar. als siebenzehnjähriger Jüngling nach Athen und war 18 Jahre lang fast ununterbrochen sein Schüler. Es werden hier die Erzählungen über das Verhältnis des Schülers und Lehrers

einer Kritik unterzogen, der man gewiß zustimmen muß. Doch wir würden die uns hier erlaubten Gränzen weit überschreiten, wollten wir noch näher auf Einzelnes eingehen. Wenn auch vielleicht einzelnes wie die S. 45 in Abrede gestellte, zweite Verheirathung der Mutter Platons mit einem Pyrilampes auf Grund dessen was Proklos zum Parmenides bemerkt, berichtigt werden muß, so sind dies doch nur Kleinigkeiten. Wir empfehlen das treffliche, von einem so langjährigen und bewährten Forscher platonischer Philosophie erschienene Buch den weitesten Kreisen; es tritt überall die verständnisvolle Begeisterung des so liebenswürdigen Verfassers für die Platonische Philosophie hervor. Eine große Freude war es für jeden, der den Verstorbenen kannte, ihn über Platon sprechen zu hören. Zu beklagen ist es, daß das von der berühmten Verlagsbuchhandlung so gut ausgestattete Buch in den Anmerkungen, namentlich in den griechischen Stellen, eine große Menge erheblicher Druckfehler aufweist.

St. G. L.

Teichmüller, Gustav. Aristotelische Forschungen. III. Geschichte des Begriffs der Parusie. gr. 8. 184 S. Halle, 1873. Barthel. 1 thlr. 6 sgr.

Der philosophische Verfasser bittet für diesen dritten Teil seiner Aristotelischen Forschungen um gastfreundliche Aufnahme in das theologische Disputatorium. Gewis nicht vergebens. Denn das liebe- und geistvolle Interesse, mit dem er an die großen Gedanken der Offenbarung herantritt, macht ihn auch für den seine Principien nicht teilenden Leser zu einem erwünschten Opponenten.

Drei Abhandlungen sind organisch zu einem ganzen verbunden: 1. Geschichte des Begriffs der Parusie. 2. Begriff und Etymologie der Entelechie. 3. Begriff des ewigen Lebens im N. T. Ihre Absicht ist, „zu constatiren, daß der Platonisch-Aristotelische Idealismus die gemeinsame Grundanschauung der Apostel — besonders des Paulus und Johannes — bildet, sowol dem Begriff als dem Ausdruck nach (p. 61). Dabei ist nun nicht die Meinung die, daß Paulus und Johannes die griechische philosophische Literatur irgendwie studirt hätten, sondern nur daß sie „mit autodidaktischem Genie die in der gebildeten Sprache niedergelegten Gedanken brauchen, wobei sie nothwendig, ohne es zu wissen und zu wollen, die Früchte der philosophischen Arbeit mitgenießen" (p. 146); denn „die griechische Philosophie hat in der griechischen Sprache eine Menge von Wörtern als für bestimmte Begriffe ausgeprägt und sie durch die Schulen und öffentlichen Disputationen und die Dichter in allgemeine Verbreitung gesetzt, so daß Niemand mehr in der Sprache reden konnte, ohne in diesen Begriffen unwillkürlich zu denken." (p. 135).

Diese Sätze sucht der Verf. nun eingehend durch geschichtliche Entwicklung des Begriffs der παρουσία und der ζωὴ αἰώνιος, beiläufig durch Ableitung der Begriffe des λόγος (p. 23), der χάρις (p. 27), des σκηνοῦν (p. 28), der δύναμις und ἐνέργεια (p. 51) u. A. zu erhärten. Die Parusie bezeichnet ihm im N. T. nicht nur die Wiederkunft Christi, sondern fast überall, und besonders auch im zweiten Br. Petri (p. 35), die Fleischwerdung des λόγος.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei diesen Ueberleitungen philosophischer Begriffe in den Gedankenkreis der hlg. Schrift manch wichtiger Beitrag zur philosophia und philologia sacra abfällt. Allein die positive biblische Theologie wird sich doch mit einer doppelten Verwahrung schützen müssen. 1. Eine so ausgedehnte Vormundschaft der Platonisch-Aristotelischen Philosophie über den folgenden Sprachgebrauch, wie sie hier statuirt wird, läßt sich weder sprachlich beweisen, noch psychologisch rechtfertigen. Für den aus jenem Ideenkreis in das N. T. tretenden Verfasser tragen selbst Worte wie ὁ ἀντικείμενος (p. 49. II Th. II), παρά und κατά (p. 30. B. I. 27.), Alpha und Omega (p. 56. die Entelechie!) noch die philosophische Physiognomie. Die wissenschaftliche Belastung des Wortschatzes kann sich aber nur auf ein bestimmtes Binnenland der Sprache erstreckt haben. 2. Noch bedenklicher aber ist es, nicht nur in der Anschauungs- und Darstellungsform, sondern auch bei integrirenden Bestandteilen der neutest. Glaubenswahrheit „eine Erbschaft der Lehre" (p. 144) aus dem Platonisch-Aristotelischen Nachlaß anzunehmen, wie dies namentlich mit dem Johanneisch-Paulinischen Begriff vom ewigen Leben geschieht. Damit wird der christlichen Offenbarung nicht nur, wie der Verfasser meint, das Eigentumsrecht auf das Wissen einer bestimmten Wahrheit, sondern die geschichtliche Basis dieser Wahrheit selbst erschüttert. Denn das N. T. verknüpft seine Lehre vom ewigen Leben, sowol dem in der Zeit als dem nach der Zeit, solidarisch mit der geschichtlichen Thatsache der Auferstehung und des Lebens Jesu Christi, und könnte, wenn ihr das Besitzrecht jener streitig gemacht würde, auch die Wirkung und Bedeutung dieser nicht mehr halten. Und wenn die griechischen Väter, vorab Justin und Clemens, dennoch überall im Evangelium die Fußstapfen der philosophischen Sprache wieder

erkennen (p. 161), so ist der Grund dasselbe Studium der alten Philosophie, welches den Verf. der Aristotelischen Forschungen auf diesen Weg geleitet hat. H. P.

Neueste Literatur.

Rassow, H., Forschungen über die nikomach. Ethik des Aristoteles. Weimar, Böhlau. 1 thlr. 6 sgr.

Schultze, F., Geschichte der Philosophie der Renaissance. 1. Bd.: Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena, Mauke. 2 thlr.

Fortlage, C., Vier psychologische Vorträge. Ebendas. 1 thlr.

Frommel, Max, Individuum und Gemeinschaft. Vortrag. Basel, Bahnmeier. 6½ sgr.

Hartsen, F. A., Grundzüge der Psychologie. Berl., Dunker. 1 thlr. 10 sgr.

Witte, J., Beiträge zum Verständniß Kants. Berl., Mecklenburg. 20 sgr.

Baehring, L., Naturwissenschaft, Bibel und christl. Gemeinde in ihrem Verhältnisse zur Menschenerziehung. Cassel, Wigand. 7½ sgr.

Politik. Kirchenpolitik.

Harries, D. Pastor am St. Jürgens-Pfarrbezirk in Kiel. **Ueber die Aussichten des Altkatholicismus und seiner Unionsbestrebungen.** Vortrag, gehalten im Hamburger Protestanten-Verein am 9. Dec. 1873. Kiel, 1874. Schwers'sche Buchhandlung. 4 sgr.

Die hier besprochene Frage muß in hohem Grade das Interesse aller derer in Anspruch nehmen, die theils selbst in die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart verwickelt sind, theils mit reger Theilnahme dieselben verfolgen. Durch die Infallibilitäts-Erklärung hat sich das Römische System so fest in sich geschlossen, daß der Widerspruch gegen das protestantische Princip nie klarer hervorgetreten ist. Bleibt die päpstliche Kirche fest geschlossen, dann ist jede Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, jede Hoffnung auf eine kirchliche Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands dahin. Man hoffte von der Festigkeit des deutschen Episkopates eine Vereitelung der vaticanischen Entwürfe, man dachte wohl an ein Schisma, das Deutschland von Rom entfernen könnte, doch das waren eitle Gedanken; — ein Mann hatte den Muth, als die Bischöfe nachgaben, seinen berühmten Namen für ein Zeugniß der Wahrheit einzusetzen und fand in vielen Herzen freudige Zustimmung. Aber Döllinger war kein Luther, er blieb trotz seines Widerspruches dem protestantischen Principe fern, und als sich die Altkatholiken zu einer besonderen Gemeinschaft zusammenschlossen, behaupteten sie, daß sie ihrer Bezeichnung gemäß nichts anders sein wollten, als echte und wahre Glieder der nun entstellten katholischen Kirche. Das war eine Selbsttäuschung, denn die Römische Kirche war nur consequent in ihrer Entwicklung, sprach nur aus, was in der That längst in derselben angebahnt war. Entweder sinkt die kleine Zahl der Protestirenden zu einer jener Secten herab, wie sie im Laufe der Geschichte sich öfter bildeten, um bald zu verschwinden oder wenigstens bedeutungslos für das Ganze zu verkümmern, oder der Altkatholicismus muß sich der evangelischen Ueberzeugung nähern, um lebenskräftig weitere Kreise zu erfassen. Wird diese Bewegung, die wir hoffnungsvoll begrüßen, aber in keiner Weise beeinflußen wollen, solche Erwartungen rechtfertigen? Das ist die Frage, die uns mit dem regsten Interesse auf ihre Weiterbildung blicken läßt. Der Verf. des Vortrages will keine bestimmte Antwort geben, mit richtiger Zurückhaltung abwarten. Diese Gedanken dürften sich einer allgemeinen Zustimmung in der evangelischen Kirche erfreuen, das Weitere ist durch den besondern Standpunct des Verfassers bestimmt. Er weis't zunächst mit Recht als utopistische Ideen alle Bestrebungen des Altkatholicismus zurück, die auf eine Union aller christlichen Denominationen, das griechische Bekenntniß eingeschlossen, sich erstrecken wollen, sieht aber eine Möglichkeit unionistischer Erfolge in der Anerkennung der Grundideen, auf welche sich der Verein basirt, dem er selbst angehört. Die Zeit in der jede politische Zeitung ihre Spalten für die Darstellung kirchlicher Kämpfe öffne, in der neben dem Altkatholicismus der Protestantenverein sich bilden konnte, sei gar nicht so religiös indifferent, um solche Gedanken absurd zu finden. Eine Einigung der Kirchen ist nur möglich, wenn man gegen die dogmatisch und kultisch ausgeprägten Eigenthümlichkeiten der Einzelnen indifferent sich auf die einfachste Position des Urchristenthums zurückbegiebt, die etwa in folgendem Satze auszusprechen sein möchte: Ich glaube an Jesum, meinen Erlöser von Schuld und Sünde und bin entschlossen, als sein Jünger zu leben und zu sterben. S. 19. Wir müßten uns hier über das Princip des Protestantenvereins verständigen, wenn es nicht zu weit führte. Ich bemerke nur, daß weder die erste, noch irgend eine Kirche je diese Sätze in abstracter Allgemeinheit bekannt hat. Soll damit nur ausgesprochen sein, daß wir überall gläubige Jünger Christi anerkennen, dann ist es eine Form der Lehre von der unsichtbaren Kirche,

soll es aber ein ausgesprochenes Bekenntniß sein, dann dürfte es wegen seiner Unbestimmtheit wirkungslos bleiben. — Jedenfalls ist übrigens der Vortrag werth, gelesen und geprüft zu werden. Löwe.

Reichenbach, Graf, Die Unfehlbarkeit des Papstes vom protest. Standpunct und nach ihren politischen Folgen betrachtet. 34 S. Breslau, 1874. Maruschke. 6 sgr.

Es ist ganz richtig, wenn der 85jährige Verf. dieser kleinen Schrift sagt: „Als eine der wichtigsten Begebenheiten im Gebiet der Weltgeschichte betrachte ich die gegenwärtigen katholischen Wirren und das Unfehlbarkeitsdogma des vaticanischen Concils, wichtig in ihren gegenwärtigen Folgen, wichtiger noch in denen, die sie in der Zukunft unausbleiblich nach sich ziehen werden." Es zeugt von christlicher Weltanschauung, wenn er auch darin die Hand der Vorsehung erkennt, die uns unbekannten Zielen entgegenführt. Von diesem Standpunct aus widmet der Verf. dem ungeheuerlichen Dogma eine sachgemäße Beleuchtung, in dem er zuerst einleitend den wesentlichen Unterschied zwischen der römischen und der protest. Religionslehre namhaft macht, — wozu wir bemerken möchten, daß er denselben zu oberflächlich faßt und weder dem materialen noch dem formalen Princip der evangelischen Kirche gerecht wird. In der Besprechung der einzelnen Fragen: ob das vaticanische Concil nothwendig war und was unter der Unfehlbarkeit zu verstehen sei, pflichten wir dem Verf. ebenso bei, wie wenn er die Consequenzen dieses Dogmas zieht und den Grundcharacter der römischen Curie mit leider nur zu wahren Farben zeichnet. Ebenso richtig ist der Beweis, daß Pius IX. der Schöpfer dieses unglückseligen Dogmas ist und daß seine Nachfolger seine traurige Erbschaft nur mit Zustimmung eines Concils antreten können, nur möchten wir bemerken, daß wenn der heil. Geist eine Wahrheit einmal inspirirt hat, diese für alle Zeit Wahrheit bleibt; wobei wir die Frage, ob der heil. Geist bei dem Concil war, ununtersucht lassen, weil sie für jeden wahrheitsliebenden, bibelgläubigen Christen schon gelöst ist. Die Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Concilsbeschlüße entspricht völlig den historischen Verhältnissen und der Satz, daß in einem wohlgeordneten Staate der regierenden Gewalt ein Oberaufsichtsrecht über die Kirche vorbehalten bleiben müsse, verdient vollständige Billigung und Anerkennung. Im Ganzen nimmt der Verf. einen durchaus nüchternen und objectiven Standpunkt ein. Er durchschaut richtig die Gefahren dieses infanden Dogmas, zeichnet die Characterschwäche der Bischöfe treu und wahr und schließt mit der Hoffnung, daß damit die römische Curie ihren Höhepunct erreicht habe, dem ein jäher Fall folgen werde. Quod Deus optimus maximus det! W. E.

Mühe, Ernst, Zwölf Fragen über Civil-Ehe. 16 S. Neusalz a/O., 1874. Ruhmer.

Obschon über die Civil-Ehe viel geredet und geschrieben worden ist und das Für und Wider bereits gründliche Erörterung gefunden hat, so heißen wir doch diese populäre und für das gemeine Volk berechnete Broschüre herzlich willkommen und wünschen ihr eine recht weite Verbreitung, sowol wegen ihres gediegenen Inhaltes, der klar, nüchtern und einfach die viel ventilirte Frage behandelt, als auch wegen ihres Zweckes, dem böhmisch-mährischen Seminar eine kleine Summe zu verschaffen, sowie auch wegen ihres billigen Preises (1 Sgr.). Der Verf. bespricht die Stellung eines rechten Christen zu der Civilehe und der Tauffreiheit. Er geht zu dem Behufe von dem Wesen und Begriff der Ehe aus, die er richtig definirt; aber er irrt darin, wenn er die öffentliche Bestätigung und Weihe der Ehe auf göttliche Ordnung gründet, wofür er in der Schrift kaum eine Basis finden durfte. Dann definirt er den Begriff der Civilehe und nennt ihr Heimathland, Frankreich, forscht nach den Ursachen, wie das deutsche Volk zu ihr kam, wobei er sie in gar zu derber und drastischer Weise eine blutige Giftpflanze nennt, was wir nimmermehr billigen, schildert die bisherige Form der Eheschließung in begeisteten Worten, denen wir gern unsern Beifall zollen, um dann die Fragen zu beantworten: Wie soll von nun an die Civil-Ehe bei uns geschlossen werden? müssen wir die Civil-Copulation annehmen? können Christen sie mit gutem Gewissen annehmen? worauf er mit Ja antwortet. Hierauf fragt er: Wird die Civil-Ehe unsrem deutschen Volke gefallen? sind nicht auch gute Folgen daraus zu hoffen? Zuletzt bespricht er die schlimmen Folgen und erkennt dieselben richtig.

Unsres Erachtens sieht der Verf. bei allem Guten und Richtigen, das er schreibt, doch zu schwarz und verkennt zu sehr, daß die Sichtung, die jetzt durch die Kirche geht, eine Zeit des Gerichtes und der Läuterung für sie ist und daß es nur gut ist, wenn die unreinen und unlautern Elemente aus ihr ausgeschieden werden. W. E.

Die Generalsynode von 1873 und die Augsburger Adresse — eine Zuschrift an die prot. Gemeinden d. d. Th. 24 S. Augsburg, 1873. A. Volkhart.

Es mag vielleicht manchen evangelischen Christen auch außerhalb Bayerns von Interesse sein, Notiz von dem protestantenvereinlichen Versuche innerhalb der lutherischen Kirche Bayerns, sich auch dort zur Geltung zu bringen, zu verschaffen. Jener Versuch geht von den weltlichen Kirchenvorständen dreier Kirchgemeinden Augsburg's aus, der Stimmführer derselben ist ein Geistlicher, einer derselben, der sich jedoch hinter den weltlichen Mitgliedern der Kirchenvorstände verbirgt. Der Leser findet nun in dieser Brochure 1. die Adresse der liberalen Kirchenvorstände Augsburg's, wie sie am 8. Oktober 1873 an die Generalsynode zu Bayreuth ergieng; sodann 2. diejenigen Artikel der Augsburger Abendzeitung, in welcher jener Pfarrer die einzelnen Wünsche und Anträge der Einzeln näher motivirte und als ihr Streben dieß bezeichnete, daß eine große evangelische deutsche Gesammtkirche begründet werde, welche die Confessionskirchen vernichten und nur die allgemeinen Grundlage des evangelischen Glaubens festhalten solle. Die Generalsynode durchschaute das Utopistische dieses Planes, sowie die Unreifheit und Unklarheit der gemachten Vorschläge und verwarf deßhalb auf Grund der Berichterstattung Dr. v. Hofmann's dieselben am 16. Oktober. Dieses Referat, das sich durch gedrungene Kürze und vernichtende Kraft der Beweisführung auszeichnete, findet sich hier an dritter Stelle mitgetheilt. Dasselbe mußte natürlich den Zorn der Augsburger erregen, um so mehr, als in Folge desselben die Generalsynode einstimmig über die Adresse zur Tagesordnung übergieng. Diesem ist hier Ausdruck gegeben in der das Ganze abschließenden, irrthümlich mit V bezeichneten Beleuchtung jenes Referates, das mit der Hoffnung schließt: Wenige Jahre werden vergehen und wir werden erleben, daß die Zeit und unsere protest. Landeskirche nicht mit der diesjährigen Generalsynode über die Augsb. Adresse zur Tagesordnung übergegangen sind. Deß getrösten sich, die hinter derselben stehen und sie unterzeichnet haben, und hoffen, daß alsdann eine andere höchste Vertretung unserer protestantischen Landeskirche eine andere Stellung zu den in ihr enthaltenen Anschauungen und Wünschen einnehmen werde. Inzwischen ist auch diese Beleuchtung vom Prof. v. Hofmann selbst beleuchtet und heimgeleuchtet worden. E.

Neueste Literatur.

Pfeil, Graf L. v., Zur Lösung der socialen Frage. 2. verm. Aufl. gr. 8. 40 S. Breslau, Max und Co. 6 sgr.

Konditz, Rich. Eichenbach v., Neue Aufgaben im neuen Reich. Ein Wort an alle Freunde des Vaterlandes. gr. 8. 16 S. Potsdam. Rentel. 1/6 thlr.

Alt oder Neu: Die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines wiener Büreaukraten. gr. 8. 220 S. Leipzig, Brockhaus. 24 sgr.

Freimuth, Dr. Philalethes, Die katholische Kirche und die modernen Staatsmänner. Ein ultramontanes Vergißmeinnicht, gepflückt und in ein Sträußchen gebunden. gr. 8. 205 S. Luxenburg, Brück. 2/3 thlr.

Die **freie Kirche.** Ein Wort für Trennung der Kirche u. d. Staates v. e. evangel. Geistlichen in Württemberg. Stuttgart, Bruchmann. 1 thlr.

Sybel, Heinr. v., Klerikale Politik im 19. Jahrh. 8. 120 S. Bonn, Cohen und Sohn. 1/2 thlr.

Fazy, James, De L'intelligence collective de sociétés. Cours de législation constitutionelle. gr. 8. 448 S. Basel, Georg. 1 2/3 thlr.

Meyer, R., Der Emanicipationskampf d. vierten Standes in Deutschland. Volks-Ausg. gr. 8. 152 S. Berlin, A. Schindler. 1/3 thlr.

Maurus, Dr. Heinr., Ueber die Ursachen der herrschenden allgemeinen Theuerung. gr. 8. 60 S. Heidelberg, C. Winter. 16 sgr.

Adam Smith in der Culturgeschichte. Ein Vortrag von Dr. August Oncken. Wien 1874. Verlag von Fäsy und Frick.

Faule Zustände im „Neuen Reiche". Bilder aus der Gegenwart beleuchtet v. e. alten Patrioten. gr. 8. 163 S. Basel, Krüse. 12 sgr.

Becker, Bernh., Geschichte der Arbeiter-Agitation Ferdinand Lassalle's. Nach authent. Aktenstücken. 1 Lfg. gr. 8. 64 S. Braunschweig, Bracke jun. 1/3 thlr.

Bericht über die öffentlichen Versammlungen zur Besprechung der **Leichenverbrennungsfrage** in Zürich. Nach stenographischen Aufzeichnungen und den Referaten der „Züricher Presse" im Auftrage des provis. Comité, bearbeitet von seinem Präsidenten Wegmann-Ercolani. In Commission bei Cäsar Schmidt in Zürich.

Geschichte.

Schaefer, A., Abriß der Quellenkunde der griechischen Geschichte bis auf Polybios. II. Aufl. Leipzig, 1873. Teubner. 20 sgr.

Für die Brauchbarkeit des für die academische Vorlesungen über Quellenkunde der griechischen Geschichte bestimmten Büchleins spricht am deutlichsten die nach einigen Jahren nöthig gewordene neue Ausgabe. Die 1. Aufl.

erschien 1867 und wurde von der Kritik (vergl. Jahns Jahrb. XI. Hft. 1867 S. 749) höchst beifällig aufgenommen. Sehr wesentlich für die Zuhörer ist der Besitz eines solchen Handbuchs, in dem ihnen Sicheres und Zuverlässiges geboten wird. Wie oft versteht man beim Nachschreiben etwas falsch, wie oft werden Namen verhört und unrichtig geschrieben! Für die II. Aufl. hat der um die griechische Geschichte hoch verdiente Verfasser die ihm von Fachgenossen gegebenen Winke benutzt, auch alles was seit dem Erscheinen der 1. Auflage über einzelne Geschichtschreiber neues erschienen ist passend verwerthet. So ist ihm z. B. Rieses Studie über den Historiker Theopomp in Jahns Jahrb. X. Hft. S. 673 flg. nicht entgangen. Gleich auf den ersten Seiten treten Bereicherungen aller Art in die Augen. Während die erste Aufl. 106 Seiten umfaßte, weist die 2. A. 111 Seiten auf. Man erkennt in allem, in der Auswahl der Stellen und in den Bemerkungen den umsichtigen, alles in Berechnung ziehenden Forscher. Die Vorlesungen die der liebenswürdige Verf. über Quellenkunde zu halten pflegt, haben sich immer mit vollem Recht eines großen Beifalls erfreut, immer gern nimmt man das Heft wieder zur Hand, was man nachgeschrieben. Auch diese Schrift wird dazu beitragen das Studium der griechischen Geschichte zu fördern und möchten wir nur den Wunsch aussprechen, daß der Verf. in ähnlicher Weise auch eine Quellenkunde der römischen Geschichte geben möchte.

St. G. L.

Gohr, Robert, Elementarbuch der Weltgeschichte. In zwei Kursen für den ersten Geschichtsunterricht in Schulen. Erster Kursus. Enthaltend Geschichtsbilder nebst kulturgeschichtlichen Zusätzen. Dritte Auflage. 8°. 86 S. Berlin, 1872. Nicolai'sche Verlagsbuchhdl. 6 sgr.

Angesichts einer kleinen Einleitung, welche den Unterricht in der Geschichte auf höheren Stufen vorbereiten soll, befindet sich Ref. in übler Lage, wenn schon die „dritte Auflage" genannt ist, und in dem Vorwort der Verfasser noch obendrein constatiren darf, daß „Pädagogen, die den kleinen Leitfaden bei dem Unterrichte in etwas ausprobiren konnten, vielfach dem Verfasser ihre Befriedigung über die gewonnenen Resultate ausgedrückt haben" (Vorwort S. IV.), — in übler Lage, weil Ref. diese Resultate, um es kurz zu sagen, nicht den Vorzügen des Büchleins, sondern der Tüchtigkeit der resp. „Pädagogen" glaubt zuschreiben zu müssen, die trotz eines solchen Leitfadens Gutes leisteten.

Bei allem Respect vor der „Berliner Schul-Behörde", die das Büchlein empfohlen zu haben scheint, glaubt Schreiber d. Z. doch die Mängel, die ihm bei der Durchsicht desselben entgegengetreten sind, nicht verschweigen zu dürfen, sondern durch Anführung derselben zur Verbesserung eines schon eingeführten Leitfadens nach Kräften beitragen zu sollen.

In dem Inhaltsverzeichniß vermisse ich S. VI zu § 33 Ludwig XVI. zu §. 36, neben Franklin, Washington, denen jedenfalls in den betreff. §§. eine hervorragende Stelle gebührt hätte. In §. 1. I, 2, 3 ist die Eintheilungsbezeichnung „die Kriegsvölker" wenigstens verfehlt, ebendas. 5 der Passus über die Aegypter sehr matt. Zeile 11 v. u. sind „herrschsüchtige Bürgerkriege" denn doch durch Besseres zu ersetzen; Z. 7 v. u. wäre richtiger statt „durch die Ausbildung des Staatswesens" zu schreiben d. A. des Rechts und des Kriegswesens". Die Zahl „2000 v. Chr." für die Aegypter S. 1. ist, nach den neueren Untersuchungen, höchst kindlich. S. 2, Z. 15 v. u. stände ganz passend, nach „Handelsvolk" die Parenthese („die Engländer der alten Welt"). S. 3 Z. 10 v. o. mußten die „hängenden Gärten" erwähnt werden. S. 4 Z. 2 v. o. nimmt sich „Juno" als griechische Göttin neben Zeus sonderbar genug aus; ebendas. Z. 18 v. u. wird Herkules ganz naiv „1200 v. Chr." angesetzt, Z. 12 v. u. „begab sich" Herk. in die Dienste des Eurystheus, während ja doch diese Dienstbarkeit von Hause aus aufgezwungen, jede Selbstbestimmung ausschloß. S. 5, III letzte Z. lies, st. „Büchern Ilias ꝛc.", „Gedichten" oder „Heldenliedern", ebend. Z. 14 v. u. lies, st. „Hauptstädte", „bedeutendsten" oder „hervorragendsten St." — S. 6 Z. 1 v. u. ist Pisistratus „König", st. „Herrscher" genannt. S. 7 ist der erste Zug der Perser ausgelassen. — Ebendas. hätte neben Leonidas auch die geringe Zahl seiner Griechen erwähnt werden sollen. — ebend. vermißt man die „hölzernen Mauern" neben „Schiffe begeben." — ebendas. „Xerxes, umgeben von seinen Schreibern" statt „Würdenträgern". — Ebendas. war neben Aristides auch Pausanias als Sieger von Plataeae zu nennen. — S. 8. III, 2 muß es, statt „auch die Malerei hatte zu Perikles Zeit den höchsten Grad der Vollendung erreicht", heißen „einen hohen Grad"; denn die höchste Blüthe erreichte sie erst nach Per. — Wenn auf S. 9 vom Sokrates gerühmt wird: er zeichnete sich besonders durch „Thätigkeit, Mäßigkeit und Gleichmuth aus", so ist ersterer Ausdruck nicht glücklich gewählt; es fehlt ein Adjectivum. Die arme „zank-

süchtige Xantippe behandelte er „sanftmüthig" (lies: Xanthippe und sanftmüthig), weil er wohl wußte, daß sie ihn liebte und für den oft gewiß kärglich bestellten Haushalt eine größere „Thätigkeit" des Gatten wünschte. — S. 10. I. werden die „griechischen Krieger" als „zum Theil erbärmliche Söldner, die nicht mehr den Helden von Marathon ähnelten" bezeichnet. Kennt Hr. Gohr nicht des Philipp eigene Worte über die Besiegten von Chaeronea? — S. 10 Z. 2 v. u. ist nach 333 das , zu tilgen. — S. 12. Z. 1 v. o. ist das „nur daß" bedenklich. S. 14 Z. 4 v. u. führte Hamilkar den Sohn „in einen Tempel", st. „an einen Altar". — S. 15 Z 1 v. ob. tritt Hannibal sofort nach des Vaters „Tode" an die Spitze des Heeres! — S. 15 Z. 1 v. u. hätte das Ende Scipio des Act. Erwähnung verdient — S. 16 Z. 3 v. ob. genügt das einfache „Held" st. „der größte H.". — In §. 9 (S. 16) ist ebenso, wie S. 13, die Bezeichnung „mehr als 500 Morgen Land" in dieser Allgemeinheit unrichtig. — S. 17 Z. 2 v. ob. lies „80,000 römische Bürger". — S. 17. §. 10. lies „Römische Sittenverderbniß". — ebend. lies „der berühmte Redner Cicero" st. der bekannte R. C." — S. 19 Z. 10 v. ob. ist die geograph. Lage von Pharsalus als „westlich vom Archipel" wunderbar bestimmt. — S. 20 Z. 2 v. u. lies st. „bei Actium, einem Vorgebirge in Griech." wenigstens „b. A., e. V. im westlichen Gr." — S. 25 II, 2 ist als zweites Mönchsgelübde „Keuschheit" st. Mäßigkeit" zu setzen. —

S. 36 §. 21, 1 wird fälschlich erzählt, Adalbert habe sich Heinrich's IV. in Abwesenheit Hanno's bemächtigt. Thatsächlich mußte Hanno den Adalbert zur Mitvormundschaft heranziehen. — S. 37, 5 fehlt, nach der Angabe von Heinrich's Buße in Canossa, die Versöhnung mit Gregor. — S. 38 Z. 6 v. ob. ist nicht zu begreifen, warum der Name der Investitur ausgelassen, während doch Coelibat und Simonie in dem „Elementarbuch" figuriren. Am besten wären alle drei Begriffe nur umschrieben worden. — S. 41 Z. 5 v. ob. hätte doch, nach Friedrich's „Fußkuß, Steigbügelhalten" ꝛc., auch Alexander's Friedenskuß nicht verschwiegen werden sollen. — Zu S. 52 Z. 5 v. ob.: die Anklage gegen die Juden in der Mark betraf nicht das „Vergiften", sondern das Stehlen und Schänden der Hostien. — S. 55. 3 wäre passender der Name des von den Böhmen gewählten Königs, der übrigens kein „Protestant" d. h. Augsburgischer Confession war, genannt worden. Die Darstellung des 30jährigen Krieges ist, im Vergleich zu der weniger bedeutender Perioden, entschieden zu dürftig. — S. 66 Z. 22 v. ob. ist der Ausdruck „Gesindel" für die französ. Armee in Italien nicht passend; richtig wäre „halbverhungerte, schlecht bekleidete Leute." — Auch ebend. ist es wenigstens fraglich, ob man die durch die französischen Verhältnisse gebotene Rückkehr Napoleon's aus Aegypten ein „Im Stichlassen" nennen darf. — Die Freiheitskriege hätten, besonders im letzten Theil, wohl etwas mehr Ausführlichkeit verdient.

Um nicht den Verdacht zu erwecken, als habe Ref. nur tadeln wollen, gesteht er schließlich gern, daß einzelne Abschnitte recht geschickt bearbeitet sind; besonders gilt dies von der vaterländischen Geschichte.

Im Allgemeinen kann Ref. nur das oben ausgesprochene Urtheil aufrecht erhalten: um ein wirklich brauchbarer, neben vielen anderen beachtenswerther Leitfaden zu werden, müßte sich der vorliegende eine sehr sorgfältige Ueberarbeitung gefallen lassen. R. D.

Bacmeister, Adolf, Das Leben des Julius Agricola von Cornelius Tacitus, übersetzt. 8°. 89 S. Stuttgart, 1872. P. Neff.

Der jüngst verstorbene Uebersetzer der Horazischen Oden und der Germania des Tacitus giebt hier, neben fortlaufendem latein. Text, eine ganz vortreffliche Uebersetzung der Geschichte des Agricola. Am Gelungensten erschien uns die Rede des Galgacus (cap. 30 ff.). Freunden des Alterthums ist das zierliche Büchlein zu empfehlen.
R. D.

Stoll, H. W., Professor am Gymnasium zu Weilburg. Erzählungen aus der Geschichte für Schule und Haus. Fünftes Bändchen: Von der französischen Revolution bis zur Erneuerung des deutschen Kaiserreichs. — 172 S.*) Leipzig. 1873. B. G. Teubner. 15 sgr.

Auch dieses Schlußbändchen der Stoll'schen Erzählungen aus der Geschichte zeugt gleich seinen früher besprochenen Vorgängern von der anmuthigen Darstellungsgabe des Verfassers und von dem Geschick und gesunden Takte, womit er überall das für die Fassungskraft jugendlicher Leser und Hörer Geeignete aus dem reichen Stoff auszuwählen verstanden hat. Wir glauben, daß die ganze Sammlung welthistorischer Skizzen und Charakterbilder, wie sie nun abgeschlossen vorliegt, besonders dann treffliche Dienste für den ersten Unterricht in der Geschichte wird leisten können,

*) S. die Anzeige der 4 vorherg. Bändchen in Bd. XII. S. 289 des Allg. lit. Anzeigers.

wenn sie nicht etwa den Lernenden direct in die Hand gegeben, sondern vielmehr vom Lehrer als Grundlage und Leitfaden zu freiem Nacherzählen benutzt wird, und zwar dieß so, daß derselbe aus dem reichlich, ja vielfach überreichlich gebotenen Stoffe mittelst Ausscheidung des Unwesentlicheren eine angemessene Auswahl biete. Unter der Voraussetzung einer derartigen freien und lebensvollen Benutzung empfehlen wir das Werkchen nicht nur Familienvätern, Müttern, Erziehern und Erzieherinnen, sondern auch Lehrern an den unteren Classen von Gymnasien und Realschulen. X.

Neueste Literatur.

Hellwald, F. v. Culturgeschichte in ihrer natürl. Entwicklung bis z. Gegenwart. 1. 2. Liefg. Augsburg, Lampart und Com.

Curtius, E., Griech. Geschichte. 1. B. 4. Aufl. 3. Bd. 3. Aufl. Berl., Weidmann. 5 thlr. 14 sgr.

Behrend, J. F., Lex salica herausgeg., nebst den Capitularien, bearb. von A. Boretius. Berlin, Guttentag. 1 thlr. 15 sgr.

Regesta, Pontificum Rom. inde ab a. p. Chr. n. 1198 etc. ed. A. Potthast Fasc. VIII. Berl. v. Decker. 2 thlr.

Schnitzler, J. H., Geschichte des russ. Reichs bis z. Tode des Kais. Nikolaus I. Deutsch von E. Burckhardt. 3. Ausg. Leipzig, Senf. 1 thlr.

Meyer, O., Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. 3. Thl. 1. Abthl.: Negociationen protestantischer Staaten in Rom 1819—1821. Rostock, Stiller. 1 thlr. 10 sgr.

Löw, Kurzgefaßte aber vollst. Chronik v. Karlsbad. Aus Urkunden und verläßl. Quellen. Karlsbad, Feller. 2 thlr.

Danneil, Ed., Chronik der Burg und Stadt Penzlin. (Neubrandenbg., Brünslow). 15 sgr.

Jacquet, F., Histoire de Lorraine depuis les premiers ducs jusqu'au blocus de Metz. — Metz, deutsche Buchhdlg. 18 Sgr.

Yonge, C. D., History of the English Revolution of 1688. Lond., King. 8. sh.

Palmer, E. H., History of the Jewish Nation, from the earliest times to the present day. London. 5 sh.

Biographie.

Elvers, Rudolf, Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Mit einem Portrait V. A. Huber's. 8. 431 S. Bremen, 1874. Müller. 2 thlr.

Nach dem reichen Inhalt und der angenehmen Form des ersten Theils dieser Biographie, von dem im zehnten Bande des Allgemeinen literarischen Anzeigers 1872 S. 401 bis 406 Rechenschaft gegeben ist, sah man mit Spannung dem zweiten Theil entgegen, welcher Hubers academische Lehrzeit, seine Berliner Beziehungen und seine Bemühungen um die Lösung der socialen Frage, namentlich seine barmherzige Theilnahme an der Noth der Armen und Elenden schildern soll. Der zweite jetzt vorliegende Band bringt die verdienstliche schwierige Arbeit zum Abschluß. „Huber, dessen, wie wir aus persönlicher Kenntniß versichern können, nach einer Aufnahme im Jahre 1861 ähnlich ausgeführtes Portrait dem Buche vorgesetzt ist, entwickelte in seinen Mannesjahren als gelehrter Sprach- und Geschichtsforscher, als Politiker und Streiter gegen die socialen Nothstände eine so vielseitige Thätigkeit, daß ebenso nachhaltender Fleiß als warme Hingebung erforderlich war, um ein anschauliches und tief erfaßtes Bild zu entwerfen. Dem Verfasser, Sohne des in dem Buche mehrfach genannten Professor Elvers, ist die Erledigung der gesetzten Aufgabe vollkommen gelungen. Seine durch Objectivität sich auszeichnende Darstellung hat wiederum wesentlich Hubers eigne Aeußerungen in Briefen zur Unterlage; mit sicherer Hand ohne einseitige Vorliebe, ohne Zudecken der Schwächen ist auch hier das Wirken Hubers erzählt worden. So ist ein im würdigen Rahmen abgeschlossenes treues Bild eines in vieler Hinsicht interessanten Mannes geliefert worden, dessen Wirksamkeit während der letzten Lebensjahre vielleicht gerade in unseren Tagen um so mehr eine Beachtung verdienen möchte, als die Lösung der Frage, welcher Huber sein ungetheiltes Nachdenken wie unausgesetzte Wirksamkeit widmete, immer gebieterischer näher rückt, und von seinen gründlichen Forschungen auf diesem Gebiete wie von dem reichlich zusammen gebrachten Materiale wenigstens ein stützender Ausgangspunkt zu nehmen ist.

Der zweite Theil schildert im ersten Abschnitt S. 1—104 gelehrte Arbeit; Bremen, Rostock, Marburg 1830—1843. Der Verfasser hebt gleich Eingangs als eine Eigenthümlichkeit hervor, daß Anlage und Lebensweg zusammen wirkten, um Huber die Gabe der Kritik in besonderem Grade zu Theil werden zu lassen, ihm aber auch mit dem Seherblick der Cassandra ihre Schmerzen bestimmt waren. Eben weil er in weite Ferne sah, konnten ihm die Augen der Anderen oft genug nicht folgen und er fand dann lange Zeit hindurch keinen Glauben für seine Verkündigungen. Dann hatte er das tiefe Weh zu tragen, daß er das Uebel kommen sah und ihm doch nicht wehren konnte (S. 3). Merkwürdig ist, daß der später so conservative Mann die Pariser Julirevolution von 1830 mit ungetheilter Freude begrüßte und sie „einen glorreichen Act der strafenden Gerechtigkeit des Volkes" nannte (S. 10), während doch, wie

bereits Dahlmann richtig hervorgehoben hat, auch die auf's beste ausgehende Revolution eine schwere Krisis ist, die Gewissen verwirrend, die innere Sicherheit unterbrechend und nicht minder alle Staatsverträge gefährdend. Aber damals hat Huber auch Preußen geradezu „den einzigen festen sicheren Mittel- und Stützpunkt genannt, welchen Deutschland in einem Kampfe für seine geistige und materielle Unabhängigkeit haben werde, woher es auch immer angegriffen werden möge"; er hat Preußen als „das Herz und Banner von Deutschland" bezeichnet (S. 13). So manches Erfreuliche in den Bremer Verhältnissen für Huber lag, so fühlte er doch Kräfte in sich brach liegen und sehnte sich nach der Stelle eines Universitätslehrers. Deßhalb nahm er im Jahre 1833 die ihm angebotene Stelle eines Professors der neueren Geschichte und der abendländischen Sprachen an der Universität Rostock an. Mecklenburg bot für Huber gar mancherlei, was ihm anziehend und sympathisch war, er trat einem Kreise gläubiger Christen bald nahe, der ihm mit Interesse und Verständniß für alles das, was ihn bewegte, entgegenkam, ja er begann sich sogar mit dem Studium der mecklenburgischen Geschichte zu beschäftigen und unternahm 1834 die Herausgabe einer Zeitschrift mecklenburgischer Blätter, die in gemeinfaßlicher Weise Geschichte, Literatur, Kunst, Völkerkunde und Politik behandelte, aber dabei locale Gesichtspunkte vorherrschend festhalten sollte. Nach Jahresfrist ging das Blatt wieder ein, hauptsächlich in Folge der Schwierigkeiten, welche die Censur erhob und wegen Mangel an Mitarbeitern. In einer kleinen Schrift „einige Zweifel und Bemerkungen über die teutschen Universitäten 1834" kämpfte er dagegen, daß man wegen einzelner Vorkommnisse wie der sogenannten demagogischen Umtriebe bezüglich der studentischen Verbindungen ein Verdammungsurtheil über unser ganzes Universitätswesen ausspreche, vor allen war es ihm darum zu thun, die Universitäten nicht zu bloßen Staatsanstalten mit dem einzigen Zweck, künftige Staatsdiener abzurichten, herabgedrückt zu sehen (S. 29). Der Ausgang oder vielmehr die Nichterfüllung einzelner um die Reform der Universität Rostock ausgesprochener Bitten verleidete ihm den dortigen Aufenthalt, und bewog ihn einem Rufe als Professor der abendländischen Literatur nach Marburg Folge zu leisten. Hier fühlte er eine Befriedigung über seine Lehrthätigkeit und rühmte, daß so viele fleißige Zuhörer sich immer einfanden, — nur ist der Seite 49 genannte Zuhörer Knies Professor der Staatswissenschaft in Heidelberg nicht in Freiburg. Erfreulich ist Hubers Theilnahme zu lesen für die schmachvolle und brutale Absetzung der sieben Professoren in Göttingen, deren Erklärung er als „eine erfreuliche Ehrenrettung des Gelehrten- und Professorenstandes ansah, sowie seine Bemühungen, den berühmten Männern nicht nur einen ehrenvollen Wirkungskreis sondern jedenfalls sofort ausreichenden Unterhalt zu schaffen. In Marburg schrieb Huber das verdienstvolle Werk „Die englischen Universitäten (1839 1840)", wurde während der sieben Jahre gelehrten Stilllebens Deputirter der Universität zur churhessischen Ständeversammlung und war hier bemüht, Alles was in seinen Kräften stand zu thun, um wahrgenommene Mißstände zu beseitigen, wie er denn auch einen Antrag wegen Verwaltung der Revenüen aus der Rothenburger Quart stellte. Allein seine landesständische Thätigkeit befriedigte ihn doch nicht. Ueber den im Jahre 1840 in Athen erfolgten beklagenswerthen Tod von L. O. Müller — si in morte miserandus, tamen in sepulcro felix! — urtheilt er gewiß richtig: „Göttingen verliert sittlich fast ebenso viel an ihm als wissenschaftlich" (102).

Aus dem Abschnitt: publicistische Thätigkeit S. 105—298 möge der gewiß zeitgemäßen Worte gedacht werden, welche er in einer kleinen Schrift „Die Opposition, Halle 1842" wie folgt aussprach: „Wir dürfen uns nicht scheuen, dem alten großen verzogenen Kalbe der liebevollen öffentlichen Meinung so oft und so viel ins Auge zu schlagen, als es die Sache fordert; daß wir auch unsrer eignen Kälblein nicht schonen dürfen, versteht sich ohnehin von selbst. Aber die echte Freisinnigkeit, welche ein Hauptwahrzeichen der guten Sache ist, im Gegensatz zu jenem Zerr- und Trugbilde, welches die Opposition anbetet oder anbeten läßt, muß sich auch der Staatsgewalt gegenüber zeigen. Und wer möchte leugnen, daß theils aus Feigheit, Egoismus, Bequemlichkeit, theils aus übel verstandener Pietät in dieser Beziehung der Opposition nur zu viel Grund zu selbstgefälligen Betrachtungen und Vergleichungen gegeben wird!" Inzwischen faßte man in Berlin, namentlich König Friedrich Wilhelm IV., den Plan, im Sinne Hubers ein conservatives Organ zu gründen, und Huber wurde als Professor der Literatur nach Berlin berufen. Wollten die Zuhörer auch den Mann sehen und hören, der es unternehmen zu können glaubte, dem herrschenden Zeitgeist entgegen zu treten, so konnte er doch keinen Beifall gewinnen, worüber er sich selbst auch nicht täuschte. Seine Hauptthätigkeit war hier die Herausgabe der Zeitschrift „Janus; Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That", doch ward die Hoffnung, daß diese Zeitschrift, sobald sie nur ins Leben träte, auch die con-

servativen Größen zur thätigen Theilnahme fortreißen werde, nur in sehr beschränkter Weise erfüllt, indem ihr während mehr als dreijährigen Bestehens nur vereinzelte Beiträge von Männern hervorragender Bedeutung zugegangen sind. Der Verfasser hat die Gründe, warum die Zeitschrift keinen rechten Fortgang nahm, S. 181—188 sehr vorurtheilsfrei auseinander gesetzt. Um für die arbeitenden Klassen organische Associationen zu schaffen, entwarf Huber den Plan einer innern Colonisation, indem er Colonien nicht fern ab von menschlichen Wohnungen, sondern so nahe gründen wollte, daß die Bewohner nöthigenfalls unter Zuhülfenahme von Eisenbahnen, Omnibus ꝛc. den städtischen Arbeitsmarkt benutzen könnten. So war sein Leben in Berlin doch einer steten, vielseitigen, strengen Arbeit gewidmet und es blieb gar wenig Raum für Kunstgenuß, Geselligkeit oder andere Erholung. Der Gang der Verhandlungen des vereinigten Landtags schmerzte ihn und er machte den Regierungsvertretern wie allen Conservativen, den Vorwurf, daß sie die Liberalen nicht schärfer und schneidiger bekämpften. Aber in den Märztagen hat er die seither von ihm hochgehaltene Fahne nicht verleugnet; er hat sie vertheidigt so lange noch irgend eine Möglichkeit war sie aufrecht zu erhalten und sich auch nachher zu ihr bekannt, wo sich Gelegenheit dazu bot, mochte er sich damit immerhin nach allen Seiten noch mehr als seither schon, gänzlich isoliren. An der am 16. Juni 1848 zum erstenmal ausgegebenen Neuen preußischen Zeitung betheiligte er sich als Mitarbeiter. Als im November 1848 der Belagerungszustand über Berlin erklärt und mit allem Nachdruck die Herstellung der Ordnung unternommen wurde, wünschte Huber gewiß mit vollem Recht, daß man innerlich entschiedener mit dem Liberalismus bräche und davon absähe, diesen durch Concessionen zu gewinnen. Seit dem Februar 1849 richtete er wiederholt an die preußische Regierung dringende Mahnungen, sich mit der in Frankfurt tagenden deutschen Nationalversammlung klar und bestimmt aus einander zu setzen und vor allen sich mit Oestreich über gemeinsames Handeln zu benehmen. Aber seine Kreuzzeitungsartikel haben am entschiedendsten und lebhaftesten die unbedingte Ablehnung der damals angebotenen Kaiserkrone gefordert. Dann klagte er wieder bitterlich über die „Einseitigkeit juristischer oder theologischer Bildung, oder bloßer administrativer Routine bei den activen Notabilitäten", über die Weichlichkeit wie Zerstreuung bei der Menge der Parteigenossen. Dieser Abschnitt des Buchs ist besonders reich an Aufschlüssen über die damalige Zeit und Urtheilen über Personen, welche auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse in Preußen und Deutschland einen Einfluß ausübten. Hubers lebhaftes Interesse und ein großer Theil seiner Arbeit während der letzten Jahre seines Berliner Aufenthalts galt der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft. Aber seine akademische Thätigkeit war ihm allmählich zur schweren Bürde geworden, durch welche er sich behindert sah, seine ganze Kraft den socialen Arbeiten zu widmen. Aus den von dem Verfasser mitgetheilten Briefen hört sich seine Vereinsamung heraus und er bat deßhalb um seine Verabschiedung, welche ihm am 21. Juni 1851 gewährt wurde. Er ließ sich 1852 in Wernigerode nieder. — Der dritte und letzte Abschnitt des Werks behandelt den freiwilligen Dienst auf socialem Gebiet (S. 299—420). Der Verfasser hebt mit Recht hervor S. 301, daß Huber das große Verdienst bleibt, einer der Ersten in Deutschland gewesen zu sein, die mit weit vorausschauendem Blick die Gefahren erkannten, welche in den Arbeiterverhältnissen ruhten, und warnend und mahnend zur rechtzeitigen Abwehr gegen diese Gefahren aufgerufen haben. Er hat sich nicht durch die Meinung bestricken lassen, daß polizeiliche Beschränkungen und die anderen Mittel der herkömmlichen Beamtenroutine ausreichten, um jenen drohenden Gefahren mit dauerndem Erfolg entgegen zu treten; er hat vielmehr alle Zeit daran festgehalten, daß weder der Staat alleine, noch die bloße Vereinsthätigkeit oder gar bloßes Almosengeben im Stande seien, die socialen Nothstände zu bannen, sondern daß nur ein Zusammenwirken von Staat, Kirche und freier Vereinsthätigkeit, und namentlich eine ernste Mitarbeit der Geistes-, Geburts- und Geldaristokratie zu helfen vermöge. Hubers Absicht bei seiner Niederlassung in Wernigerode ging von vornherein nicht dahin, hier Feierabend zu machen und sich von der socialen Bewegung zurückzuziehen, sondern im Gegentheil, er wollte erst recht beginnen, mit allem Nachdruck für seine Pläne zu wirken und das allgemeine Interesse für innere Mission und Association zu wecken. Mit eignen Augen sehen und mit eignen Ohren hören, darauf hat er mit Recht von jeher so großen Werth gelegt, und darum trieb es ihn von Zeit zu Zeit, die Brennpunkte der socialen Bewegung aufzusuchen und an Ort und Stelle die Wandlungen zu beobachten, die sich inzwischen vollzogen hatten. Die Resultate seiner Reisen hat er in den interessanten Reisebriefen aus Belgien, Frankreich und England mitgetheilt. Auch die sociale Sache in öffentlichen Reden vertritt er, obgleich ihm die Gabe der Ueberzeugung durch Sprechen fehlte und er zündende Worte für die Masse

zu äußern nicht vermochte. Eine lange Reihe von Publicationen zur Begründung und Verbreitung seiner socialen Pläne hat er ausgehen lassen. Er wollte (S. 352) jedesmal nach der Summe der begleitenden Umstände entschieden haben, ob der Staat, der seiner ganzen Aufgabe nach sich nicht gleichgültig gegen Leben und Wohlergehen der Menge von Arbeitern verhalten könne, mit seinen großen Mitteln und mit besonderen Schutzmaßregeln zu Gunsten derselben einschreiten müsse und dürfe, oder nicht. Von Lasalle ist S. 353—360 ein liebenswürdiger Brief (vom 28. Juni 1863) an Huber mitgetheilt. Aber auch thätig und nicht bloß mit Worten hat sich Huber für den freiwilligen Dienst auf socialem Gebiet erwiesen; er hat einen Darlehnsverein gegründet, um kleinen Leuten geringe Beträge bis zu 25 Thlr. gegen wöchentliche Abschlagszahlung und mäßige Zinsen leihweise zu überlassen; er hat einen christlichen Gesellenverein in Wernigerode gebildet und das Haus von St. Theobaldi gegenüber der Kirche gleichen Namens gebaut, welches zum Vereinigungspunkt für viele Schichten der Gesellschaft noch augenblicklich dient. Im Jahre 1868 widmete er sich noch dem Dienst der freiwilligen Krankenpflege. Ein Freund der Union war er nicht, insofern sie darauf gerichtet war, den eigenthümlichen Kern einer jeden Kirche zu vernichten; aber an dem Fundamentalsatz der evangelischen Kirche, daß nur der Glaube selig mache, hat er immer mit gleicher Entschiedenheit festgehalten und innerhalb seiner evangelischen Kirche für seine Person alle kirchlichen Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt, auch nicht angestanden, sich in jeder geeigneten Weise öffentlich zu ihr zu bekennen und für sie einzutreten (S. 401.) Wo er irgend erwarten konnte, daß ein Wort oder ein Brief von ihm Jemanden den Pfad ebnen, eine Brücke bauen könnte, da scheute er weder die Mühe, noch ließ er sich durch die Besorgnisse zurückhalten, daß er seine Autorität vergeblich einsetzen und sie dadurch compromittiren könne. Wie Wenige hat er die Gabe verstanden, ihm gewährte Muße durch strenge Arbeit auszufüllen. Mitten in dem Wirken für einen sich selbst auferlegten Beruf ist er den 19. Juli 1869 still und friedlich entschlummert und unter dem Ausdruck der herzlichsten und allgemeinsten Theilnahme auf dem nahe gelegenen Kirchhof zu St. Theobaldi zur Ruhe bestattet.

Diese musterhaft geschriebene Darstellung des Werdens und Wirkens eines in vielen Beziehungen interessanten und merkwürdigen Mannes ist um so dankenswerther, als sie gerade eine Rechtfertigung der Ansichten und Bestrebungen Hubers enthält, welche von den verschiedensten Seiten ebenso ungerecht als einseitig beurtheilt sind. Das von der Verlagshandlung solid ausgestattete Werk sei daher zur Erhaltung und Befestigung eines gerechten Andenkens freundlicher Beachtung empfohlen. Rdlff.

Frank, Dr. Fr., Prof. der Theologie in Erlangen, **Aus dem Leben christlicher Frauen.** Drei Vorträge. 12. 164 S. Gütersloh, 1873. Bertelsmann. 12 sgr.

Ein treffliches Büchlein, nicht zur Unterhaltung geschrieben, sondern zu ernster Lektüre und reich an Belehrung, namentlich über das Verhältniß der christlichen Frauenwelt zu den heidnischen Frauen. Es sind drei Vorträge, deren jeder eine besondere Periode der Kirchengeschichte charakterisirt. Der erste Vortrag spricht von den hervorragendsten Frauen der altchristlichen Welt; es ist hier nicht ein einzelnes Frauenbild, das der Verf. ins Auge faßt, dazu würde es wohl auch an hinreichendem Stoffe fehlen, denn das Leben der meisten edeln Frauen der Vorzeit tritt in das Dunkel des häuslichen Lebens zurück. Deßhalb sammelt er hier die charakteristischen Züge mehrerer hervorragender christlicher Frauen und stellt sie den erhabensten Frauen der altheidnischen Welt gegenüber. Hierdurch erhält dieser Vortrag zugleich eine apologetische Bedeutung für das Christenthum und verdient derselbe besondere Beachtung. Wir haben denselben mit großem Interesse gelesen. Er führt in die eigentliche Tiefe der beiderseitigen Grundanschauungen des religiösen und bürgerlichen Lebens ein. Der zweite Vortrag behandelt eine erhabene Gestalt des Mittelalters, die Seherin des Nordens, die heilige Brigitta. Dieser Vortrag ist der Glanzpunkt des Büchleins. Er erhebt sich in der Zeichnung dieser erhabenen Gestalt vielfach zu hohem poetischen Schwunge, und man merkt es demselben ab, daß der Verf. mit besonderer Vorliebe diese gewaltige Gestalt gezeichnet hat. Sie ist im Jahre 1391 vom Papste Bonifacius IX. zur Heiligen erhoben worden, aber der Verf. bemerkt mit Recht: Wer weiß, ob sie jetzt noch heilig gesprochen würde, wenn sie's nicht schon wäre; ja auf dem Concil von Constanz hat man auch ernstlich darüber berathen, ob sie mit gutem Rechte heilig gesprochen sei. Denn sie war, wie eine demüthige Verehrerin des Papstthums, so eine gewaltige Zeugin gegen die Sünden der Päpste und mehr als einmal eine Prophetin ihres tiefen Falles. Ueber den psychologischen Grund der merkwürdigen Sehergabe dieser Velleda der mittelalterlichen Kirche will sich der Verf. nicht aussprechen. Ihm ge-

nügt zu bemerken, daß ihre Visionen durch und durch ihr innerstes, ureigenstes Wesen abspiegelten, aber gegen jene Deutung tritt er entschieden auf, welche in ächt moderner Weise bei jener gewaltigen Frau Nervenerregung als Grund ihrer visionären Erscheinungen annimmt, während sie auch in körperlicher Beziehung mit nordischer Riesenkraft das Bedeutendste leistete. — Fast hat es uns leid gethan, daß er als Vertreterin der Reformationszeit Sibylla, die Gemahlin Johann Friedrichs des Großmüthigen erwählte; sie sticht doch neben der gewaltigen Persönlichkeit der nordischen Seherin zu sehr ab, und ersetzt die erhabenen Züge der gewaltig auch in die großen Zeitbewegungen eingreifenden Schwedin zu wenig durch die feinen, liebenswürdigen Züge der edeln gebildeten Hausfrau der neueren Zeit. Dazu hat er auch zu wenig Mittheilungen aus ihren allerdings schönen und trostreichen Briefen gegeben, welche einen tieferen Blick in ihr Glaubensleben thun ließen; auch möchte er am Ende die Kraftausdrücke ihres Zornes besser weggelassen haben, denn unsere fast überfeinerte Zeit weiß sie kaum in ihrer wahren Meinung zu verstehen. Indessen sind wir doch dem Verf. auch für dieses Lebensbild dankbar, da es uns in den Familienkreis des wackern Confessors unsrer Kirche einführt. Das Ganze aber ist gebildeten christlichen Frauen besonders als sehr anziehende und belehrende Lektüre zu empfehlen.

E. E.

Neueste Literatur.

Reumont, A. v., Lorenzo de Medici il Magnifico. 2 Bde. Leipzig, Dunker u. Humbl. 8 thlr.

Gregorovius, Ferd., Lucrezia Borgia. Nach Urkunden in Correspondenzen ihrer eignen Zeit. 2 Bde. Stuttg. Cotta. 4 thlr.

Reichlin-Meldegg, Frhr. K. Alex. von, Das Leben eines ehemaligen römisch-kathol. Priesters. Eine Jubelschrift. Heidelberg. Bassermann. 28 sgr.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse herausgeg. von Ludmilla Assing. 3. Bd. Berlin. Wedekind u. Schwieger. 3 thlr.

Bratranek, F. T., Neue Mittheilungen aus Goethe's handschriftl. Nachlasse. 1. u. 2. Theil: Goethe's naturwissenschaftl. Correspondenz. Leipz. Brockhaus. 5 thlr.

Engling, J., Goethe's achttägiger Aufenthalt in Luxemburg, Octbr. 1792. Luxemburg. Brück. 5 sgr.

Vogt, Th., Franz Karl Lott. Wien. Gerold. 8 sgr.

Liebenau, Th. v., Bischof Joh. v. Gurk, Brixen und Chur und die Familie Schultheiß v. Lenzburg. Aarau. Sauerländer. 24 sgr.

Assing, Ludm., Tagebücher von Fr. v. Gentz, aus Varnh v. Ense's Nachlaß herausgeg. Leipzig. Brockhaus. 8 thlr.

Ethnographie. Geographie. Reisen.

Peschel, Oskar, Völkerkunde. gr. 8. S. X u. 570. Leipzig, 1874. Duncker u. Humblot. 3 thlr. 22 sgr.

Der durch mehrere bedeutende geographische Werke bereits rühmlichst bekannte Verfasser, Professor auf dem neu errichteten Lehrstuhl der Geographie an der Universität Leipzig, liefert uns in dem vorstehenden, von der Verlagshandlung gut ausgestatteten Buche einen eben so schätzens- als dankenswerthen Beitrag zur näheren Kenntniß der Bewohner in den verschiedenen Welttheilen. Das Buch erfüllt wirklich den Zweck, in der unterhaltendsten Weise über die verschiedenen Völker, deren Eigenthümlichkeit, Natur wie Sitten aufzuklären. Nicht vereinzelte, des inneren Zusammenhanges entbehrende Darstellungen sind aus den einzelnen Volksgebieten gesammelt, sondern die Uebersichten in logischer Entwicklung so gewählt und so systematisch gehalten, daß sie die Hauptmomente in den verschiedenen Menschen und im Volksleben zum lebendigen Verständniß bringen und zu einem klaren Blick gestalten. Der Verf. ist mehr Darsteller mit umsichtiger Kritik, als selbständiger Forscher, aber mit seinem Gegenstande vollständig vertraut und gleichmäßig unterrichtet in allen zur Sprache gebrachten Theilen des umfassenden Gebiets. Auch wenn er solche Gebiete betritt, deren Anbau nach seinem Ausdruck S. V nur „dem strengen Fachgenossen gestattet ist", scheidet er die richtigen Ansichten der verschiedenen Forscher unpartheiisch von den noch zweifelhaften aus, drängt aber weder seine eigene Ansicht auf, noch verheimlicht er dieselbe. Er besitzt ferner eine Nüchternheit des Urtheils, welche auf solchen Forschungsgebieten besonders nothwendig ist, weil hier zuweilen die phantastische Speculation sich einen weiten Spielraum schafft; er schreibt leicht und verständlich. In den anthropologischen Fragen steht er auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft, doch ist er ein mäßiger Darwinist, er bezeichnet S. 139 einzelne Schriftsteller „als berauscht von Darwinischen Glaubenssätzen."

In der Einleitung spricht Peschel über die Stellung des Menschen in der Schöpfung, Arten-Einheit oder Arten-Mehrheit, Schöpfungsheerd und Alter des Menschengeschlechts S. 1—47. Nach dem Verfasser S. 5 „kann durch fortschreitende

Entwicklung der Affen nie ein Mensch entstehen; denn ihre Ausbildung ist nach anderen Zeilen gerichtet, und je länger sie sich nach diesen bewegen, desto mehr erweitern sich zwischen ihnen die Abstände; es ist nur ein volksthümliches Mißverständniß gewesen, daß der Mensch noch dem Dogma der Artenwandlung von einem der vier höchsten Affen abstammen solle. Weder Darwin noch irgend einer seiner Anhänger haben jemals so etwas behauptet, sondern vielmehr, daß die Vorfahren der Menschen sich abzweigten von längst ausgestorbenen Arten der Katarrhinengruppe im ersten oder frühesten Abschnitt der Tertiärzeit." Aus vielfach übereinstimmenden Sitten und denselben Wahnbildern, auf welche die Bewohner von vier Welttheilen gerathen sind, folgert der Verf. (S. 27) die Arteneinheit des Menschengeschlechts; „denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechts noch eine enge Heimath bewohnten, oder sie haben sich selbständig erst entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht das Denkvermögen aller Menschenstämme sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Irrfahrten." Nach der S. 29 ausgesprochenen Annahme müssen die ersten Menschen Bewohner eines Festlandes gewesen sein, welches wahrscheinlich im indischen Ocean gelegen hat und nach dem Vorgang des britischen Zoologen Sclater Lemuria genannt wird; der Verfasser meint, daß der Werth dieser „Hypothese" darin liege (S. 36), „daß sie eine Herausforderung enthält zu geologischen Untersuchungen Madagaskars, Ceylons, der Insel Rodriguez, sowie zu Seetiefmessungen im indischen Ocean, ob noch Höhenüberreste des verschwundenen Lemurien vorhanden sein möchten". Das Alter des Menschengeschlechts läßt sich bis in große vorhistorische Fernen verfolgen, wie aus den verschiedenartigsten unverdächtigen Zeugnissen und namentlich aus den in Höhlen vorgefundenen Knochenresten von Thieren, besonders dem nicht ausgestorbenen, nur verdrängten Rennthiere, dargethan wird. Alle bisherigen Funde verstatten uns nur das Alter unseres Geschlechts bis in die Zeit der ausgestorbenen Höhlenfauna hinaufzurücken (S. 41). Thatsachen liegen vor uns, die jeden geologisch Gebildeten fest davon überzeugen, daß der Mensch bereits zur Eiszeit Schwaben bewohnt habe.

Der Verf. behandelt nun in einem allgemein anthropologischen Theile die Körper und Sprachmerkmale der Menschenracen S. 49—102. Die Größenverhältnisse des menschlichen Schädels sind in neuerer Zeit bis in die feinsten Einzelheiten bestimmt worden; die strenge Wissenschaft kann die Forderung nicht fallen lassen, daß die Schädel dem Geschlecht nach völlig getrennt und die getrennten so wenig unter einander verglichen werden sollen, als gehörten sie zwei völlig verschiedenem Arten an (S. 53.) Statistisch hat sich ergeben, daß die Mehrzahl der Bewohner eines bestimmten Gebietes sich um eine mittlere Schädelform schaare, sowie daß je weiter die Abirrungsstufen sich von der mittleren Form entfernen, sie durch eine sich rasch vermindernde Schädelzahl vertreten werden (S. 57). Aus dem Breitenindex irgend eines unbekannten Schädels kann nie auf seine Racenabkunft geschlossen werden S. 61. Interessant ist die S. 66 mitgetheilte Erfahrung, daß Krankheiten, die bei den Eltern zur Zeit der Zeugung noch schlummerten und viel später erst hervorbrechen, dennoch auf die Kinder übertragen wurden, um auch bei ihnen erst im reifen Alter aufzutreten. Wenn also die Ursachen künftiger Störungen schon erblich sind, so muß dieses doch um vieles mehr von den Arten, Gattungs- und Ordnungsunterschieden gelten. Auch darf als herrschende Ansicht bezeichnet werden, daß ein ungestörtes menschliches Denkvermögen nur da vorhanden ist, wo das Hirngewicht — schwankend 2, 3—4 Pfd. — eine untere Grenze überschreitet, die theils nach den Geschlechtern, theils noch den Menschenracen Schwankungen erfährt (S. 67.) Rücksichtlich der Größenbestimmung der Gesichtswinkel folgt Peschel den Untersuchungen von Welcker, welcher die größte Zahl der Schädel gemessen hat, S. 76. Die Größenverhältnisse der menschlichen Gliedmaßen schwanken innerhalb der Völkerschaften einer Race und individuell wieder innerhalb der Völkerschaften höchst beträchtlich, daß selbst Lebensgewohnheiten Einfluß auf das Wachsthum üben können und daher auch die Größenunterschiede beim Gliederbau als flüssige erklärt werden müssen. Die Eintheilung nach Haut und Haaren der Menschen verwirft Peschel S. 102 als anthropologisch ungenügend. Denn die Hautfarbe zeigt nur verschiedene abgestufte Dunkelung; und auf das Haar allein, wie Ernst Häckel es gethan hat, eine Gliederung des Menschengeschlechts zu begründen, war von vornherein ein Wagniß und mußte enden wie alle künstlichen Systeme geendet haben. In dem Abschnitt: „Sprachmerkmale" werden die Entwicklungsgeschichte und der Bau der menschlichen Sprache untersucht, die Sprache als Classificationsmittel behandelt. Nach unserem Verfasser hätte sich hier eigentlich nie Streit erheben sollen; der Mensch sei der Schöpfer seiner Sprache gewesen, weil die Sprachen sich ändern und sie zugleich an Umfang wachsen, ihre Bildung also

nie stille steht, die Umbildungen und Neubildungen jedenfalls von uns selbst herrühren (S. 104). Bemerken möchten wir, daß Jacob Grimm (Ueber den Ursprung der Sprache, kleinere Schriften I S. 260) äußerte: „der Sprachforscher braucht nicht die Hand abzulegen, sondern kann weiter gehen als der Naturforscher, weil er ein menschliches, in unserer Geschichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich sondern stufenweis zu Stande gebrachtes Werk seiner Betrachtung unterwirft." Als merkwürdig gleichlautendes Wort in fast allen Sprachen hätte das Wort Sack saccus angeführt werden können. Ein Mann von Durchschnittsbildung verfügt über drei bis viertausend, ein großer Redner über zehntausend verschiedene Wörter und in den Berliner Taubstummenanstalten kommen nicht weniger als fünftausend Zeichen zur Anwendung (S. 115). Nach Erfüllung gewisser kritischer Vorsichtsmaßregeln, namentlich nachdem geschichtlich untersucht ist, ob nicht die Uebereinstimmung der Sprache nur durch einen gesellschaftlichen Zwang erzeugt worden sei, will Peschel die Sprache als Classificationsmittel nicht verschmähen. Nur möchte der sprachlichen Verwandtschaft doch ein größeres Gewicht beizulegen sein, als der Verfasser im Laufe seiner Untersuchungen thut. Wenn auch Sprachverschiedenheit durchaus keinen Beweis liefert für Racenverschiedenheit, so ist doch Stammverwandtschaft unzweifelhaft da vorhanden, wo Sprachverwandtschaft bei ganzen Völkerstämmen nachgewiesen werden kann. Der Verfasser will die Sprache S. 134 nur als „ein Merkmal zweiter Ordnung" betrachten und wo Sprachvergleichung sich mit den Racemerkmalen in Widerspruch befindet, nothwendig an eine Blutmischung denken. (S. 135.)

Alles dasjenige, wovon das wahre Culturleben der Menschen abhängt, ist in dem folgenden Abschnitt S. 137—336 unter den verschiedenen Rubriken: die technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen zusammengestellt; durch eine gemeinschaftliche Schilderung aller der Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker unseres Erdtheils wird ein Gesammtbild der menschlichen Entwicklung in befriedigenster Weise uns vorgeführt. Dieser Abschnitt ist besonders reich an belehrenden Aufschlüssen zu nennen, namentlich sind eingehend die verschiedenen Religionsformen behandelt. Einzelne besonders charakteristische Notizen wollen wir herausheben. Dem wenig cultivirten Menschen erscheint das Leben, welches er lebt, so genußreich, daß er sich ein anderes nur als eine Steigerung zu denken vermag (S. 157.) Das viehische Wohlleben auf den niedersten Gesittungsstufen ist viel größer, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer, daß der sogenannte Wilde lieber auf das Dasein verzichtet, als die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen. Einzelne von dem Verfasser herbeigezogene Thatsachen sollen uns von dem alten Irrthum erlösen, daß die Ausbreitung unseres Geschlechts von irgend einem Schöpfungsheerd nach entlegenen Festlanden nur bei reiferen Zuständen habe stattfinden können. An Nahrung hat es wenigstens nirgends gefehlt, ja die örtlich wechselnde Fülle und die ursprünglich engen Verbreitungsgebiete wohlschmeckender Genußmittel, die als etwas Neues von ausgeschwärmten Horden entdeckt werden mußten, mögen viel dazu beigetragen haben, daß menschliche Bewohner bis in die äußersten Winkel des Erdkreises gelockt wurden (S. 165.) Mit Zuversicht läßt sich aussprechen, daß ungenügende oder ungeeignete Kost stets eine physische oder geistige Verkümmerung zur Folge gehabt hat (S. 169.) Dagegen ist die Geschwindigkeit der geistigen Fortschritte in unseren Tagen zunächst nur den Einrichtungen der modernen Gesellschaft zuzuschreiben, die der Wissenschaft unendlich mehr Jünger und alle viel besser vorbereitet als früher zuführt. Aus geschichtlichen Vorgängen weiset der Verf. nach, daß dieselben Küstengestalten in der alten wie in der neuen Welt auf ähnliche Weise die nautischen Leistungen ihrer Bewohner befördert haben und daß wir in Amerika nur auf sehr begrenzten und sehr begünstigten Strecken die ersten Keime der Schifffahrt antreffen. — Wo durch Gewohnheit oder Satzung eine Verspätung des Heirathsalters gefordert wird, da müssen wir einen großen Fortschritt in der Selbsterziehung der Völker anerkennen. Nirgends auf Erden ist ein Volksstamm ohne religiöse Anregungen und Vorstellungen jemals getroffen worden. Auf jeder Stufe seiner geistigen Entwicklung fühlt der Mensch den Drang für jede Erscheinung eine Thätigkeit und für jede Begebenheit einen Urheber zu ermitteln (S. 273.)

Belehrend und vielleicht für manche Leser neu sind die Mittheilungen über Schamanismus; der Name selbst ist aus einer Vorderburg von Çramana entstanden wie in Indien die buddhistischen Einsiedler und Büßer geheißen wurden; Schamanen nannte man bisher nur die Wunderkünstler bei den nordasiatischen Stämmen. Ihre Verrichtungen bestehen hauptsächlich in Zauberkuren; denn bei allen Völkern der Gegenwart oder der Vergangenheit werden Krankheiten und Todesfälle nur einer Verhexung zugeschrieben, gegen welche der Schamane seine Geheimmittel aufbieten muß. In allen Erdräumen, wo der Schamanismus sein Unwesen treibt, entdecken wir die

Herrschaft des Wahnes, daß der Mensch bis in ungemessene Zeiträume die Dauer seines leiblichen Daseins verlängern könnte, wenn es ihm nicht durch die Tücke eines Zauberers verkürzt würde. Die sittliche Erziehung des Menschen durch die Religion begegnet nirgends einer größeren Gefahr als im schamanistischen Wahn (S. 283.) Dagegen sind nach unserem Verfasser S. 288 „keine Worte hoch genug, um die günstigen Wirkungen des Buddhismus auf die Milderung der Sitten auszusprechen.—" Sehr schöne und anregende Gedanken enthält der Abschnitt über die christlichen Lehren, deren Verächter in unserer Zeit gewöhnlich übersehen, daß die menschenfreundlichen Bestrebungen immer in der christlichen Lehre ihren stärksten Helfer gefunden haben. Die Lehre, die im Christenthum zuerst und einzig nur mit ihm auftritt, ist die Annahme einer gütigen Vorsehung S. 311.

Da nach den Verfasser bei der Vertheilung des Menschengeschlechts in größere Gruppen oder Racen alle vorherrschenden Eigenthümlichkeiten berücksichtigt sind, so sondert er im letzten Abschnitt, weil es unstatthaft ist, die Grenzen solcher Gruppen da zu ziehen, wo die gemeinsamen Kennzeichen einer Gruppe durch leise Abstufungen zu den gemeinsamen Kennzeichen einer anderen Gruppe übergehen, das Menschengeschlecht in sieben Gruppen, nämlich Australier, Papuanen, Mongolen, Draviden, Hottentotten, Buschmänner und mittelländische Race. Blumenbach (Handbuch der Naturgeschichte elfte Ausgabe S. 56, 57, brachte bekanntlich das Menschengeschlecht nur unter fünf Racen, die caucasische, die mongolische, die äthiopische, die amerikanische und die malayische. Hervorheben möchten wir nur noch, daß die alte Welt an großen und an kräftigen Gestalten unter den Säugethieren weit reicher ist, als Amerika. Nach den Mittheilungen unseres Verfassers wäre es bare Willkür, wollte man den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig erklären; hervorgehoben wird namentlich die rührende Elternliebe der Negerkinder, die sich jedoch nur wenig dem Vater zukehrt (S. 514.)

Dieses geistesfrische, man darf vielleicht sagen, liebenswürdige Buch wird hoffentlich zum vielseitigen Nachdenken anregen, und voraussichtlich anthropologische Anschauungen auch in solchen Kreisen verbreiten, wo bisher noch Unkenntniß herrschte. Rdlff.

Aubel, Hermann und Carl, Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig, 1874. Brockhaus. 2⅔ thlr.

Es ist dieses Buch eine Sammlung von Landschaftsbildern aus einer im Jahre 1869 unternommenen geognostisch-industriellen Expedition, von welcher die Verfasser im Vorwort wünschen, daß sie sowohl der Naturforscher, sei er Geognost, Botaniker oder Zoolog, welcher von Auffassungsweise und Darstellungskunst absieht, als auch der unmittelbare Freund der Natur mit einiger Aufmerksamkeit beschauen möge. Die Verfasser bereisten ein fremdartiges Gebiet, den bis jetzt noch unbekanntesten Theil von Europa. Dieser Umstand allein würde dem Buche allgemeines Interesse zuführen. Allein es kommen noch andre Umstände hinzu. Die Verfasser bemühen sich, das Dargebotene in einer Form zu geben, die auch dem verwöhntesten Geschmack genügen muß, an manchen Stellen vielleicht das Maß des Schönen durch Ueberladung mit Naturmalereien, Vergleichungen und geistreicher Verknüpfung einander sehr fern liegender Dinge etwas überschreitet, immer aber eine Fülle von Anregung und Belehrung in der elegantesten und eigenartigsten Sprache bietet, so daß man sagen kann: ein solches Buch erscheint nicht alle Tage, und man legt es mit dem Bedauern aus der Hand, daß nicht noch weitere Kapitel uns im Geist zu den unbekannten Fernen des in Schrecken großen und in Schönheiten prangenden Nordens führen. Das Buch beginnt mit einem „Wanderbild" (S. 1—3), welches einen allgemeinen Eindruck des durchreisten Gebiets kurz geben soll und zugleich eine Probe ist, wie die Verfasser schildern, z. B. wenn es heißt: „Eine eigne Welt ist das aus dem Eis erstehende Land, dessen Wälder verwittert wie ein Fels um Mitternacht goldgrün funkeln, über dessen Moorbergen und weißen Mooswüsten nur das Geweih des Rennthiers sich erhebt, in denen die schwarzen Sumpfklammen sich öffnen, des Bergschnee's Kanäle. Nur in die Scheiden der Wolken stößt dort die Sommersonne ihre leuchtenden Schwerter, und ihre Mitternachtsstrahlen, in deren Nothglut sich der heiße und weiße Tag erneut, sinken schwer herab durch goldbraune Wolken ergrauend im Rollen des Donners." — Das erste Kapitel hat die Ueberschrift: „Im Nordost" (S. 4—77). Eine Fahrt auf der Wolga und durch das Gouvernement Jaroslaw, eine Kahnfahrt auf der Wologda und Suchona und eine Fahrt auf der Dwina führte die Verfasser zunächst nach Archangel, und bald ging es hinaus ins weiße Meer. Archangel selbst wird nur kurz bei der Abfahrt geschildert. „Die Stadt verbarg sich bald hinter den grünnenden Vorlanden als eine feine goldzackige Linie, und das Schiff glitt über das weite Wellenblau mit

der Freiheit des Vogels, der an ihm hin und wieder flog. Der eintönige strenge Umriß des Forts verschwand als die letzte Spur menschlicher Willkür in der Größe der Ufer, bis auch diese allmählich von den Wellen überschnitten wurden und nur die einzige Linie von Luft und Wasser blieb" (S. 51). Wer über Archangel und seine Insel-Nachbarschaft sich orientiren will, findet viel Belehrendes in: William Hepworth Dixon's Werk über das Freie Rußland." Die französische Uebersetzung von Émile Ionveaux, Paris 1873 („La Russie libre", ouvrage traduit de l'Anglais avec l'autorisation de l'auteur) giebt durch die vielen Holzzeichnungen ein deutliches Bild des dortigen Lebens und Wesens (Page 1 bis 94 und f., chapitre I bis XII u. f.). — Ueber das weiße Meer gelangten die Verfasser nach Umba, gelegen an dem Kandalaski-Ufer, welches durch die Kandalakscha-Bucht vom südwestlich gelegenen Korelski-Ufer getrennt ist. Das Dorf Umba, woselbst sie den Boden Lapplands betraten, wird wie alle Dörfer an den Küsten des weißen Meeres nur von russischen Fischern bewohnt. Es zählt etwa 60 Hütten mit einer kleinen Kirche. Der Fischfang besteht in Lachs. (Salmo Salar L.) und Stockfisch (Gadus morrhua L.) russisch Tresca). Von hier aus besuchten sie die Gruppe der Bären-Inseln. „Klippengärten" könnte man diese „Wunder des Granits" nennen, heißt es S. 65. Der klein gedruckte Anhang zu diesem Kapitel giebt Conchyliologisches und behandelt a. Muschelthiere, Conchiferen b. Bauchfüßer, Schnecken, Gasteropoden. — Das zweite Kapitel ist überschrieben: „Inneres Lappland" (S. 78 bis S. 193). Hier schildern die Verfasser die Reise vom Süden Lapplands nach dem Norden, von Umba nach Kola und zurück, die Sitten und die Lebensweise der Eingebornen, die Vegetation, den großen Imandrasen, die Rennthiere. Von letztern heißt es: „Die zahmen Rennthiere sind von den wilden nach Gestalt und Farbe nicht verschieden. Letztere leben aber in einer so unversöhnlichen Feindschaft gegen ihre Stammesgenossen, daß sie dieselben bei einem Zusammentreffen niedertrampeln und mit den Geweihen zerreißen. Aus welcher Zeit die zahme Rasse stammt, ist nicht zu ermitteln; wiederholt angestellte Versuche, wilde Kälber aufzuziehen sind mislungen. Melkbar scheinen auch die zahmen Kühe nur im aller beschränktesten Maße zu sein. Wir selbst haben weder bei den Lappländern noch auch bei den Samojeden auch nur einen Tropfen Milch zu sehen bekommen und die vielfachen naturgeschichtlichen Erzählungen von fetter Rennthiermilch und deren Ernährungswerth für die Menschen konnten für uns leider nicht zu wahrhaften Ammengeschichten werden" (S. 96). Neben naturgeschichtlichen Bemerkungen über die Birken, über Pilze und Schwämme, welche das Fleisch des Waldes sind, von dem das Volk der Siranen im Kreise Mesen und das Volk der Karelen im südlichen Kreise Kem's sich vorzugsweise ernähren, wird uns eine genaue Uebersicht über Moose und Beeren dargeboten. Zwölf eßbare Beerenarten werden aufgezählt; sie sind im Ueberfluß als Nahrungsmittel und Erquickungsmittel in jenen Gegenden vorhanden. Die Moltebeere oder Moroschka (Rubus chamaemorus L.) von Form der Himbeere, von Größe und Farbe unsrer Herzkirschen ist für die Samojeden auf Kanin und weiter gegen Osten neben Rennthierfleisch ausschließliche Nahrung, und sie sammeln sie zu Wintervorräthen in Tonnen, welche überall in der Tundra unter dichten Mooskissen in den ewigen Eisgrund vergraben werden. Die Polaracker beere oder Knaschenika ist rücksichtlich ihres köstlichen Duftes, feinen aromatischen Geschmacks und Süßigkeit sehr wohl der Ananas vergleichbar. Während ihre Frucht in Größe und Form der Himbeere ähnlich, aber mehr von granatrother, zuweilen ins Hochorange übergehender Färbung ist, gleicht die Pflanze selbst der Erdbeere, nur daß ihre Blüthe stets karminroth ist. Der Versuch sie in unsern Gegenden zu kultiviren dürfte ebenso gelingen, wie die Einführung der Ananaserdbeere aus Südamerika. (S. 120 u. 121). Interessant ist, was über das Verschwinden gewisser Pflanzen und Sträucher, ja selbst Bäume, und dem Erstehen einer neuen Flora gesagt ist (S. 167—169). Kola, welchen Ort an der gleichnamigen Bucht des nördlichen Eismeers die Verfasser auf der mit Rennthiermoos und Preiselbeeren bewachsnen Heide glücklich erreichten, zählt 110 Häuser bei 500—600 Einwohnern und eine Polizei- und Steuerverwaltung. Auf der Rückreise nach dem Süden kam man zu den nordwestlich vom Dorfe Kandalakscha gelegenen Inseln, welche eine reiche Fülle von Flußperlenmuscheln aufweisen, über deren Fang wie über die Perlen selbst S. 185—190 berichtet wird. — Kapitel III behandelt: „Küsten und Inseln Lapplands" (S. 194—242). Das nächste Reiseziel war Trioſtrowa im Osten Lapplands. Das Kandalakscha-Ufer und der Kandalakscha-Archipel sieht die Verfasser in ihrem Schoner vorüber eilen. Zwischen den Golfen des Waldes und des Meeres prangte ein saftiges Dickicht von Halmen; im Grün der hohen Grasähren blühte der Purpur der Kerzen und Kolben. Dieselbe Ueppigkeit zeigten die

meiſten Inſeln. Obwohl dieſe nie ihren plutoniſchen Urſprung verleugneten und ſtets mit den Granitklippen in die Flut vortraten, ſo ließ die Vegetation doch oft nur einen ſchmalen kahlen Rand und ein reichgeſtickter Pflanzengürtel legte ſich um den Waldwuchs der Inſeln. Dort hiengen tief im Innern die Wipfel der Birken als ein verſchlungnes Dickicht über dunklen Teichen, in denen weiße Felſen marmorglänzend und vom blutrothen Schmuck des Mooſes gebändert über ihrem klaren Spiegelbilde ſtanden. Ueberall ſah man die ſchmalen Rennthierpfade durch die Waldung getreten und durch die Moräſte führend, mit dem großen Dreiblatt (Menyanthes trifoliata L.) dem Lieblingsfraß der Rennthiere bewachſen. Nachdem man längs dem Teoski-Ufer fahrend zum dritten Mal den nördlichen Polarkreis paſſirt hatte, befand man ſich endlich in der Nähe des langerſehnten Trioſtrowa. In röthlichem Grau zeichnete ſich der Felsrücken der großen Inſel in den leiſe wogenden und perlenden Dunſt. Hier fand bald Verkehr mit einem Schmugglerſchiff ſtatt, von dem man köſtliche Waare kaufen konnte (S. 209—212). Zu Kahn verließ man den Schoner um nach dem Dorfe Ponoi etwa 12 Werſt von der Mündung des gleichnamigen Fluſſes gelegen zu fahren. Ebenſo nahm man eine geognoſtiſche Unterſuchungstour nach dem Thal des Flußes Babja vor und eine andre nach der Ruſenicha. Widrige Winde trieben den Schoner längs der Murmanski-Küſte wieder in das weiße Meer zurück. Gegenüber der Leuchtthurmsinſel Sosnowez am Flüßchen Sosnowka, haben die Lappen einen ihrer ſtändigen Sammelplätze Loparskoje Selenige. Man warf daher vor der Inſel Anker und fuhr mit dem Kahn an Land. Die Hütten der Hauptſtadt ſahen wie Meiſen- oder Spreenkäſten aus. Sie ſtanden etwa 40 an der Zahl, einige Fuß über der Erde auf Wurzelſtöcken und eine kleine Leiter führte zur einzigen Oeffnung eines jeden Käfigs, der von einem kleinen Spitzhündchen bewacht wurde. Die meiſten Thüren ſtanden offen und ſchienen bei erſtem Hinblicken von zinnoberroth geputzten Puppen eingenommen. Dieſe waren aber ſehr lebendige Lappenweiblein, welche in grellbunten Kattunkleidern in den dunkeln Stuben ſaßen. In das vornehmſte der Stelzenhäuschen, welches ſogar den Luxus einiger Glasſcheiben als Fenſter zeigte, wurden die Reiſenden eingeladen. Rennthier- und Seehundsfelle, Handſchuhe, Mützen und Pelzſtiefel, außerdem einige Hermelin- und Marderpelze wurden von den ziemlich gut ruſſiſch ſprechenden Küſtenbewohnern eingehandelt. Der kleingedruckte Anhang des Kapitels behandelt Mineralogiſches, Botaniſches, Ornithologiſches, darunter 11 verſchiedene Entenarten, 6 verſchiedene Möwenarten, 5 Taucherarten. — Das vierte Kapitel führt uns vor: „Die Somojeden“ (S. 243—295). Von Kaida öſtlich von Cap Woronow und weſtlich von der Meſener Bucht gelegen, ſuchte man durch Fahrt über dieſen die Halbinſel Kanin zu erreichen. Wie durch ein Wunder erreichen ſie, nachdem der orkanartige Sturm ſie jeden Augenblick an die verderbenbringende Küſte zu werfen drohte, die Bucht der Tſchiſha. Meiſterhaft iſt die Schilderung des Sturms (S. 245—250). Als nach einigen Stunden die Sterbeangelegenheit vergeſſen war und Ebbe eintrat, erhielt das Schiff Beſuch. Anfangs glaubte man, es würden Pelzſäcke an Bord geworfen, es waren aber zwei in Fell gehüllte Menſchen, es waren Samojedi, die mit ihren ſcharfen Augen die Maſten des Schiffes aus einer erſtaunlichen Entfernung her wahrgenommen hatten. Bald kletterten zwei andre wie Wildkatzen an der Schiffswand empor. Einen Keſſel voll Thee verſchluckten ſie bald ſammt Dampf und Blättern. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich im wilden Vierblatt der weibliche Pelzſack, der das Einſchenken übernahm. Nach einiger Zeit wurde die Samojedenhorde aufgeſucht. Man traf ſie an auf Schlitten mit Fellen bepackt und im Begriff, neue Weideplätze zu beziehen. Man konnte ſich eines von Staunen und Grauen gemiſchten Gefühls nicht erwehren, als ſei man plötzlich in die Zeiten verſetzt, in denen die Geſchichte noch Sage war. Die Verfaſſer entließen die Schiffsmannſchaft und ſchloſſen ſich mit ihrem Diener der Rennthierfahrt dieſer Wilden an. Man durcheilte tagelang die Steppenflora und kam endlich an das nördliche Eismeer, nemlich nach der Tſchesker-Bucht an die Mündung der Tſchescha. Sie waren an einem Ende der Welt angekommen, denn ſo muß es ausſehen, wenn alles zerſtört und verweſt iſt und wieder zu dem Chaos geworden, aus welchem man ſich die Welt erſchaffen denkt. Die Rennthiere ſtanden mit geſenkten Köpfen auf dem todten Land vor dem todten Meer, ſich von Zeit zu Zeit nach den letzten Halmen umſchauend. Endlich durften ſie umkehren, endlich erreicht man die Tſchiſha wieder. Die Schilderung einer Samojedenhütte und ihrer Häuslichkeit iſt eine hübſche Epiſode dieſes Kapitels (S. 273—277). Eine zweite größere Rennthierfahrt fand ſtatt nach dem Bergkuppen Samokowskija-Sopki. Sie befanden ſich auf einem Tundraterrain, welches den Charakter eines Todtenhofes trug, auf einem wie mit Grabhügeln bedeckten Torfgrund. Mit bewundrungswürdigem Scharfſinn werden von

den Samojeden in dunkler Nacht die gefährlichsten Stellen durch Kreuz- und Winkelzüge umgangen, plötzliche tief einschneidende Wasserrisse, die im hohen Riedgras versteckt waren, bei Zeiten erkannt und alle die schmalen brückenartigen Uebergänge aufgefunden, ohne welche ein Fortkommen unmöglich sein mußte. Ein Viergespann Rennthiere zur Sommerzeit sicher durch die Halbinsel Kanin zu führen, das wird kein Mitglied einer civilisirten Nation fertig bringen. Was hilft ein Kompaß auf einem Terrain, wo sich bald zickzackförmig, bald schraubenartig, bald in weiten Bogen und Kurven vorwärts bewegt werden muß? Was hilft ein gutes Gedächtniß, wo eine Stelle der andern gleicht? Wo Nebel und Regen, Ebbe und Fluth alle Formen in wenigen Stunden umgestalten? Nur der Spürsinn des Samojeden, der einem Zugvogel gleich bald hier bald da sein Nest aufschlägt, der seit Generationen vom Tage der Geburt an auf das Rennthier gebunden ist und mit diesem gleichsam verwächst, kann seine Heimath einem wißbegierigen Fremden erschließen (S. 277 bis 283). Ueber Gebräuche, Glaube und Priesterschaft dieser Wilden und über Vegetation und Geognosie Kanins wird etliches zum Schluß dieses Kapitels mitgetheilt. — Das fünfte Kapitel ist überschrieben: „Nach Südwest" (S. 296—346). Ein furchtbarer Sturm und alle Meeresschrecken brachen auf der Rückfahrt von Kanin über die Reisenden ein, endlich erreichen sie Koida und später das berühmte Kloster Solowezki. Was über diese Berühmtheit Rußlands gesagt ist, kann als Ergänzung mit den allerdings umfangreicheren Mittheilungen Dixon's verglichen werden. Was über die Geistlichen mitgetheilt wird, ist anekdotischer Art und reicht nicht hinan an die gründlichen Schilderungen des Genannten. Wissenschaftliche Anhänge beschließen das reichhaltige Buch, das jeder Gebildete mit aufrichtigem Dank für den wissenschaftlichen und ästhetischen Genuß lesen wird. Es ist der Samojeden auch in dem großen Werke von Oscar Peschel: „Völkerkunde". (Leipzig, 1874) auf S. 402 und 412 gedacht. Zu diesem Werke konnte unser vorliegendes Buch wohl noch nicht benutzt werden, da sie so ziemlich gleichzeitig erschienen sind.

P. —y—

Meyers Reisebücher.

Mit Rücksicht auf die begonnene Reise-Saison wollen wir nicht verfehlen, die Leser dieser Blätter auf einige neue Erscheinungen, beziehungsweise neue verbesserte Auflagen der Reise-Litteratur des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen aufmerksam zu machen.

1) Wien, Führer durch die Kaiserstadt und auf den besuchtesten Routen durch Oestreich-Ungarn. Mit 10 Karten, 23 Plänen und Grundrissen, 26 Ansichten in Stahlstich und Holzschnitt. X u. 589 (Spalt-)Seiten. Hildburghausen, 1873. Geb. 1 thlr. 25 sgr.

Das von Hrn. Franz Stehlik in Wien nach achtzehnjährigem dasigen Aufenthalt mit größter Sorgfalt bearbeitete, von der Verlagshandlung mit bekannter Eleganz ausgestattete Reisebuch ist wohl zunächst durch die Wiener Weltausstellung veranlaßt worden und nimmt auf dieselbe durch einen detaillirten Plan, der auch für spätere Zeit sein historisches Interesse behält, gebührende Rücksicht, darf aber durch seinen anderweitigen reichen und wohlgesichteten Inhalt das dauernde Interesse der Touristen für das österreichisch-ungarische Donaugebiet in Anspruch nehmen, wie schon ein flüchtiger Blick auf den Inhalt zeigen wird. I. Eintritts-Routen. 1. München — Salzburg — Wien (mit Berchtesgaden, Reichenhall, Salzkammergut); 2. München — Simbach — Wien; 3. Frankfurt a. M. — Nürnberg — Passau — Wien (mit Würzburg, Regensburg); 4. Donaufahrt von Passau nach Wien; 5. Berlin — Dresden — Prag, Brünn, Wien; 6. Berlin — Görlitz — Zittau — Znaim — Wien; 7. Berlin — Breslau — Oderberg — Wien. II. Stadt Wien. Abschn. 8—36. III. Umgebung von Wien. Abschn. 37—42. IV. Excursionen von Wien aus: 43. Von Wien über den Semmering nach Triest; 44. Von Wien über den Semmering nach Bruck und Villach, durch das Pusterthal zur Franzensfeste und über den Brenner nach Innsbruck; 45. Von Wien nach Pest-Ofen; 46. Pest und Ofen. Ein genaues Register und ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller Straßen, Plätze und Brücken der Stadt Wien, sowie ein in einer Einbandtasche lose beigefügter großer Plan der Kaiserstadt erleichtern den Gebrauch des in seiner Art ausgezeichneten Buches.

2) Wegweiser durch den Harz. Fünfte umgearbeitete Auflage. Mit 1 Panorama, 1 Uebersichtskarte und 15 Routennetzen. Hildburghausen, 1873. Cart. 20 sgr.

Ein bequemes und zuverlässiges Reisebüchlein von 173 Duodez-Seiten für die Brusttasche, verfaßt von Hrn. O. Kalbe in Hannover, wie wir aus dem Vorwort ersehen. Vorangestellt ist diesmal eine kleine historische und geographische Einleitung, welche namentlich geeignet ist, das reiche Sagenleben des Harzes zu er- und verklären, besonders auch die neueren, gemachten Märchen und Sagen von dem eigentlichen alten Schatze auszuscheiden. Was aber diesem Harzbuch neben seinen sonstigen Vorzügen den Vorrang vor allen ähnlichen Werkchen sichern mag, das ist das von P. Ahrens nach der Natur aufgenommene, in Stahl-

sich ausgeführte Brocken-Panorama, welches vortrefflich orientirt. Außerdem sei noch erwähnt, daß auch „Norddeutschland" und „Süddeutschland" mit berichtigtem Text in reichster artistischer Ausstattung, à 2½ thlr. neu erschienen sind. M.

Neueste Literatur.

Bastian, Ad., Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen. Erster Band. Jena. H. Costenoble. 2 thlr.

Koner, W., Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 2. Heft. 1. Der Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Afrikas. — Berlin. Reimer. 20 sgr.

Statistik des deutschen Reichs. Bd. IV: Waaren Aus- und Durchfuhr des deutschen Zollgebiets 1872. Berlin. Statistisches Büreau. 2⅔ thlr.

Statistische Karte des deutschen Reiches zur Uebersicht aller Orte über 3000 Einwohner, mit Angabe ihrer Bevölkerungszahlen nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 im Vergleiche zu denen vom 3. Dezember 1867 (mit Berücksichtigung der Amts- und Kreis-Hauptorte, auch derjenigen unter 3000 Einwohner). Zugleich Uebersichtskarte der Eisenbahnen. Nach amtlichem Material zusammengestellt, gezeichnet und lithographirt von J. G. Busch. Zweite berichtigte und ergänzte Auflage. Leipzig, 1874. In Comm. bei J. C. Hinrichs. 10 sgr.

Lang, G, Der Regierungsbezirk Lothringen. Statistisch-topograph. Handbuch, Verwaltungsschematismus und Adreßbuch. Metz. Deutsche Buchhandlung. 1 thlr. 18 sgr.

Tuckett, F. F., Hochalpenstudien. 2. Thl. Leipz. Liebeskind. 2 thlr.

Krummacher, H., evang. Pfarrer, Deutsches Leben in Nordamerika. Reiseeindrücke. Neusalz. Lange.

Mossman, Sam., New Iapan, the Land of the Rising Sun; its Annals during the past twenty Years. London. Murray.

Bevan, W. L. and H. W. **Philiott**, Mediaeval Geography; an Essay in Illustration of the Hereford Mappa Mundi. London.

Varigny, C, de, Quatorze ans aux îles Sandwich. Paris. 3½ frcs.

Pädagogik.

Pfeiffer, Friedr. Wilh., Lehrer in Augsburg. **Die Volksschule des XIX. Jahrhunderts in Biographien hervorragender Schulmänner.** Zum Besten des bayrischen Lehrerwaisenstifts im Verein mit mehreren Freunden herausgegeben. Nürnberg, Korn'sche Buchhandlung. In Lieferungen à 7½ sgr.

Wir wollen", heißt es in der Vorrede, „in unserem Werke zeigen, wie sich ächt deutsches Wesen auf dem Gebiet der Schule bezeigt; wie die nicht genug zu beachtenden Lehren eines Pestolozzi u. Fichte über Umgestaltung und Erneuerung unserer Schulerziehung Fleisch und Blut angenommen haben; wie die sittlich-religiöse, geistig befreiende Thätigkeit des Lehrerstandes mitten im deutschen Volke den Finsterlingen die Aussicht benimmt, ihre Zwecke zu erreichen, welche auf nichts anderes abzielen, als die Urtheilskraft brach zu legen und den tief religiösen Kern unseres Volkes unter äußerlichen Formeln zu begraben".

Mit diesen Worten ist der Geist bezeichnet, in welchem die Biographien geschrieben sind; dieser spricht sich auch in der Auswahl der Personen, deren Leben und pädagogische Entwicklung sowie Thätigkeit geschildert wird, aus. Es sind folgende: Diesterweg, Wichard Lange, „ein Hauptbannerträger der heutigen Volksschulpädagogik, Vollstrecker des geistigen Testaments Diesterwegs und Fr. Fröbels, ein Lehrer von Gottes Gnaden"; der „ebenso besonnene als entschiedene langjährige Präsident der deutschen Lehrerversammlungen Theodor Hoffmann;" der „biedere für alles Gute begeisterte Dr. Adolph Meier zu Lübeck"; Lüben, „der fleißige talentvolle Bremer Seminardirector, die Verkörperung des Satzes: Ceterum censeo Carthaginem esse delendam"; der durch größt möglichste Strebsamkeit vom Elementarlehrer zum Gothaer Seminardirector aufgestiegen Karl Kehr; der langjährige Herausgeber der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung, August Berthelt in Dresden; der humane, gelehrte, ideal hochgestimmte, literarisch eben so wirksame als fruchtbare ehemalige Gothaer Seminardirector Dr. Karl Schmidt; der „ehrwürdige" Bischof Michael Seiler von Regensburg; der eine fundamentale, vernünftige verstandesweckende Bildung anbahnende oberfränkische Regierungsrath Graser; der Volksschullehrer Georg Luz von Biberach, der sich durch seine schulmethodischen Arbeiten in weiteren Kreisen Beachtung erworben hat". Den Schluß soll der würdige, in Ehren und in eisernem Fleiße grau gewordene L. W. Wander in Schlesien bilden, der Verfasser vieler verdienstlicher Schulschriften, dann des Nationalwerks: „Deutsches Sprichwörterlexicon", „der nicht zu beugende Kämpfer für eine freie deutsche Volksschule, ein Lehrer, an dem jeder Zoll ein Mann ist, und an dem noch viele Tausende seiner Collegen lernen werden, was Charakterfestigkeit heiße, ein Schulmann, der lieber seine Existenz opferte, als daß er der Reaktion nachgegeben

und den Forderungen seines Gewissens nicht gehorcht hätte". — Regierungsrath Kellner in Trier, welcher auch als „verdienstvoller Schulmann" bezeichnet wird, lehnte es entschieden ab, als der Herausgeber an ihn das Ersuchen stellte, ihm Anhaltspunkte zur Ausarbeitung seiner Biographie zur Verfügung zu stellen. Ebenso hat sich der „namhafte" Dittes in Wien „der für das Siechthum der Volksschule die Diagnose vom freiesten Standpunkte aus stellt", geweigert, zu dem gedachten Zwecke Material an die Hand zu geben, weil er seine Thätigkeit und Wirksamkeit noch für wenig abgeschlossen hält. Doch hofft der Herausgeber, daß sein Lebensbild bei guter Aufnahme des Unternehmens an die Spitze einer Serie treten werde, „da er der Diesterweg der Jüngstzeit ist". Bezeichnend für den unter den Schulmännern der Neuzeit herrschenden Geist ist noch folgende Stelle aus der Vorrede, nach Erwähnung von Diesterweg, Lange und Meier: „Es kümmert uns nicht, daß mehrere der Genannten in neuerer Zeit von einer pädagogischen Fraction als Mittelparteiler und Altliberale angefochten wurden. Eben deswegen fühlen wir uns berufen, das bleibende Verdienst dieser Männer, in schlimmer Zeit für das Recht der Schule und für ihre zeitgemäße Umgestaltungen eingetreten zu sein, im gegenwärtigen Lehrergeschlecht lebendig zu erhalten und der gewiß dankbaren Nachwelt unverfälscht zu überliefern". Die früher mitgetheilten Epitheta beweisen, wie der Herausgeber nicht sparsam ist, seinen Helden Weihrauch zu streuen. Dagegen benutzt er jede sich irgendwie darbietende Gelegenheit, in einer Anmerkung der Geistlichkeit überhaupt oder einzelnen Geistlichen, insbesondere orthodoxer Richtung, Hiebe zu versetzen. Es spricht sich in diesen Anmerkungen, zu denen oft nicht die geringste Veranlassung vorlag, eine wahre Verbissenheit gegen den geistlichen Stand aus, so daß man fast vermuthen möchte, es habe dem Herausgeber wehe gethan, daß einzelner Geistlichen in den Biographien selbst ehrend gedacht werden mußte.

Noch sei bemerkt, daß bis jetzt nur Biographien von Diesterweg, Lange, Th. Hofmann, Meier, Lüben und Kehr vollständig vorliegen, jede mit einer gelungenen Photographie versehen. Es sind meistens Autobiographien; nur das Leben Diesterwegs ist von dem Seminarlehrer Strauß in Altdorf auf Grund der bekannten Biographie von Langenberg, und das Leben von Wichard Lange, von dem Schulrathe Dr. Zollmann in Regensburg beschrieben worden. Auch wird Berthelts Leben vom Lehrer Seyfferth in Hof, das von Sailer vom Lehrer Max Ertl in Deggendorf beschrieben werden. Jeder Lebensbeschreibung hat der Herausgeber noch Auszüge aus den pädagogischen Schriften der betreffenden Personen beigegeben, und wir müssen bekennen, daß diese Zusätze den Werth des ganzen Unternehmens nicht weniger erhöhen.

Sehen wir nun davon ab, daß unser Standpunkt in vieler Beziehung ein anderer ist, als der des Herausgebers und der geschilderten Schulmänner, so gestehen wir gerne, daß wir die mitgetheilten Biographien mit dem größten Interesse gelesen haben, und daß wir glauben, kein Schulmann und kein Freund der Schule werde dieselben ohne Nutzen zur Hand nehmen. Die Biographie von Diesterweg wird freilich für denjenigen, welcher das Buch von Langenberg kennt, wenig Neues bieten; dagegen ist das Leben der übrigen Schulmänner, die Geschichte ihrer Bildung, ihrer Thätigkeit im Einzelnen noch nicht so bekannt, als es in pädagogischer Beziehung zu wünschen wäre. Akademische Bildung haben eigentlich nur Diesterweg und Meier genossen. W. Lange war der Sohn eines armen Schäfers und hat in seiner Jugend die Schafe gehütet. Noch ein Knabe faßte er den Entschluß, Lehrer zu werden und unter Sorgen und Entbehrungen aller Art strebte er seinem Ziele entgegen. Im 18. Jahre kamen ihm Diesterwegs Schriften zu Gesicht; sie ergriffen ihn mit magischer Gewalt und veranlaßten ihn, nach Berlin zu D. zu gehen. Er wurde mit herzgewinnender Freundlichkeit aufgenommen, und bald entwickelte sich zwischen Lehrer und Schüler das intimste Verhältniß u. s. w.

Der Hamburger Th. Hofmann begann schon nach seiner Confirmation, $14\frac{1}{2}$ Jahr alt, als „Gehülfslehrer" an einer gut berufenen und zahlreich besuchten Privatschule seine eigene Lehrerthätigkeit, und so bewährte sich fort und fort bei ihm die Wahrheit Docendo discimus, theilweise auch: „Wem Gott ein Amt gibt, dem giebt er auch Verstand." Natürlich arbeitete H. mit rastlosem Fleiße, etwas Tüchtiges zu lernen; seine Kenntnissegenügten ihm am wenigsten und über die Art und Weise, wie man unterrichten müsse hatte er noch nichts gehört. Der schon damals bestehende ältere Lehrerverein hatte eine Unterrichtsanstalt für angehende Lehrer eingerichtet. H. wünschte in dieselbe aufgenommen zu werden, wurde aber zurückgewiesen, weil er nicht an der Schule eines der Mitglieder angestellt war. Nur zwei der Lehrer ließen ihn später zu. Er nahm Theil an wöchentlich einer Stunde in der Geometrie und an den katechetischen Uebungen, welche Sonntags Nachmittags stattfanden. Bald wendete er sich auch

dem Sprachstudium zu, erlernte Englisch und Französisch und konnte sehr bald den Unterricht in beiden Sprachen übernehmen. Bei der Beschäftigung mit den neueren Sprachen, welchen er später die spanische und dänische hinzufügte, fühlte er den Mangel einer Kenntniß der lateinischen. Er nahm privatim Unterricht in dieser Sprache und trieb das Studium derselben so eifrig, daß er einen großen Theil der lateinischen Schriftsteller, freilich großentheils cursorisch las. Seine frühere Absicht, sich noch für die Universität vorzubereiten, gab er auf, da er bereits ganz ins praktische Leben eingetreten und bei so manchen gemeinnützigen Bestrebungen betheiligt war, daß er sich nicht entschließen konnte, sich herauszureißen. Hofmann besaß überhaupt eine seltene Arbeitskraft, er war im Stande, Jahre lang mehr als 60 Lehrstunden die Woche zu geben und während der 48 Jahre seines Lehrerlebens niemals unter 48.

Besonders interessant ist die Autobiographie Lübens. Er war ein Lehrerssohn aus Golzen im fruchtbaren Oderbruch. Nach einer Confirmation mußte er Knechtsdienste bei seinem Vater leisten. Er sagt darüber: „Und so habe ich denn 2 Jahre lang gewissenhaft und mit innerster Befriedigung alle Arbeiten errichtet, die eine derartige Landwirthschaft mit sich bringt: die Pferde gepflegt, Dünger auf den Acker gefahren, gepflügt, geegt, gemäht, gedroschen, Getreide nach Berlin zum Verkauf gefahren und dergl. mehr. — In Mußestunden sollte er Clavier spielen, hatte aber wenig Lust dazu, da weder die Anleitung dazu gut, noch der Klang des Instruments anlockend war. — — Dagegen „nahm ich wiederholt Anlauf, mich auf eigene Faust im Zeichnen zu üben. Vorlegeblätter hatte ich nicht, wußte auch nicht, daß solche überhaupt existirten; ich zeichnete daher sofort nach der Natur, meistens mit rother Dinte, die ich im Schreibzeuge meines Vaters fand. — — — Mit den Zeichenübungen wechselten in den Mußestunden Holzarbeiten ab, und diese haben schließlich den Anstoß zur Wahl des Lehrerberufes gegeben". Ein älterer Bruder, der das Gymnasium besucht hatte, und sich dem Lehrerberuf widmete, bemerkte ein großes Vogelbauer, welches Lüben für eine Amsel gemacht hatte; er erkannte das Talent des Knaben und drang in den Vater, daß derselbe seine Einwilligung gab, als der Sohn erklärte: „Ich will Lehrer werden". So trat er als 18jähriger Jüngling in das Seminar zu Neuzelle. Der Religionsunterricht wurde nach dem „Bibelkatechismus" von Krummacher ertheilt. Lüben bemerkt nun weiter: „Der orthodoxe Standpunkt desselben störte mich gar nicht, denn der Seminarunterricht führte mich nicht zur Erkenntniß, daß man über die Bibel und die christlichen Dogmen noch andere Ansichten haben könnte, als das Buch sie darlegte. Der Unterricht war kein entwickelnder; es wurde mit großer Ausschließlichkeit nur die akromatische Lehrform in Dienst genommen. Und daraus erklärt sich's auch wohl, daß mir der Religionsunterricht kein besonderes Interesse abgewann und ich den Stoff nur gedächtnißmäßig aufnahm. Gegenwärtig hat dieser Gegenstand das höchste Interesse für mich, und ich nehme das auch immer an meinen Schülern wahr. Wahres Interesse für die Religion entsteht aber erst, wenn man die Lehren dem Denkvermögen unterwirft". Unmittelbar nach Vollendung der Seminarzeit wurde Lüben unter dem Directorium von Harnisch Hülfslehrer am Seminar zu Weißenfels und Lehrer an der 2. Classe der Seminarschule. Da es damals noch sehr an guten Schulbüchern fehlte und die vorhandenen ihm entweder gar nicht oder höchst unvollkommen bekannt waren, so entwarf er sich nach und nach für alle Unterrichtsgegenstände Lehrgänge und arbeitete dieselben sorgfältig aus. „Diese Arbeiten", sagte er, „sind mir außerordentlich nützlich geworden; ich wurde durch sie vertrauter mit dem Stoffe und machte mir die Grundsätze für die Anordnung desselben klar. Den Lehrplänen folgten oder es liefen neben ihnen her schriftliche Präparationen für jede einzelne Stunde, durchgängig ausgeführt in Fragen und Antworten. Ueber die Fragebildnng hatte ich nie Unterricht erhalten, machte in dieser Beziehung also gewiß viele Fehler. Auch von entwickelndem Unterricht wußte ich nichts. Aber meine schriftlichen Präparationen gestalteten sich unvermerkt zu entwickelnden Katechisationen, und ich lernte auf diesem Wege fragen und entwickeln". Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich Lüben mit der Naturgeschichte, namentlich mit einzelnen Zweigen derselben, Botanik, Insectologie. Er legte großartige Sammlungen von Pflanzen, Käfern u. s. w. an. Eine Zeit lang trieb er Lateinisch, wurde aber grade bei diesem Studium besonders gewahr, wie weit er noch im Deutschen zurück sei. Um gute Lectüre zu erlangen, kaufte er sich Schiller's Werke, daran schloß er wirkliche Stilübungen. Er nahm ein Buch mit guten Erzählungen, namentlich Ewald's „Beispiele des Guten", las eine Erzählung aufmerksam durch, schrieb sie dann aus dem Kopfe auf und verglich seine Arbeit mit dem Originale. Hunderte von Erzählungen hat er auf diese Weise niedergeschrieben und viel Nutzen davon gehabt. Lüben hat sichs

also sauer werden lassen, um das zu werden, was er geworden ist.

Dr. Meier in Lübeck sagt von seinem Vater: „Noth und Sorge, Arbeit und Entbehrung, Ordnung und Sparsamkeit sind die steten Begleiter meines talentvollen, ehrliebenden, treufleißigen, strebsamen Vaters gewesen, bis ein behagliches Alter in zufriedener Ehe ihm als Lohn zu Theil ward. Schule, Privatstunden und Pensionen verschafften ihm seinen Haupterwerb. Seine Verhältnisse und mein Kränkeln in der Jugend bewogen ihn, mich wiederholt von Hause zu geben. Daraus entstand Entfremdung, zerrissene Jugendbildung, schwankende Leitung, großer Zeitverlust, gelähmtes Selbstvertrauen, getrübter Frohsinn. Ostern 1828 ging ich nach Jena, um Theologie zu studiren, und trachtete daneben eifrig nach vielseitigem Wissen. Vor allem erkannte ich den hohen Werth der Philosophie in Folge der seltenen Lehrfähigkeit des hoch um mich verdienten Geheimen Hofraths, Prof. Ernst Reinhold. In Halle und Berlin konnte ich im fortgesetzten Studium der Theologie nicht die ersehnte wissenschaftliche Befriedigung finden. Ohne abgerundetes Wissen, schwankend, entmuthigt, kehrte ich Ostern 1832 heim. Im Lehramt eröffnete sich mir eine meiner Eigenthümlichkeit entsprechende Thätigkeit". Dies ist gleichsam die Inhaltsanzeige der darauf folgenden detaillirten Schilderung.

(Schluß folgt.)

Curtman's Lesebuch für die Stufe der Anschauung, neu herausgegeben von H. Freiensehner, Lehrer an der höheren Mädchenschule in Gießen. 6. Auflage. Gießen, 1874.

Daß der 1871 verstorbene Seminardirector Curtman wußte, was ein Lesebuch den Kindern bieten sollte, und daß er für Kinder zu schreiben verstand, geht schon daraus hervor, daß aus Curtman's Schriften eine Menge Lesestücke in andere Bücher übergegangen sind. Eine andere Frage ist, ob nicht Curtman in diesem Bewußtsein der Abfassung seiner Lesebücher zu einseitig erfahren ist, indem er hauptsächlich nur Eigenes lieferte und fremde Arbeiten fast durchgängig ausschloß. Damit soll nicht gesagt sein, daß er neben Vortrefflichem und Gutem auch viel Mittelgut und schlechte Waare geliefert habe. Dergleichen findet sich aber in keinem seiner beiden Lesebücher — dem hier genannten und dem für die Oberclassen „Vaterland" betitulirt. Gerade das hier in neuer Auflage erschienene ist für seinen Zweck besonders brauchbar gefunden worden. Darum auch das Verlangen nach einer neuen Auflage desselben. Der Herausgeber hat mit Lust und Liebe die Bearbeitung übernommen und durchgeführt; er hat dabei die ihm bekannt gewordenen Wünsche einsichtsvoller Lehrer gewissenhaft berücksichtigt und sich mit seinen Collegen an den städtischen Schulen öfters darüber besprochen. Die wichtigsten Veränderungen, welche das Buch erfahren hat, sind kurz folgende: 1. Es sind in der ersten Abtheilung die Stücke über die Maaße weggeblieben, da der Gegenstand für die Altersstufen welche das Lesebuch im Auge hat, ohne Zweifel zu schwer ist. Auch die ins Einzelnste gehenden Beschreibungen des menschlichen Körpers sind einer späteren Zeit vorbehalten worden. 2. Die für die Kinder zu langen Beschreibungen sind in der ersten Stufe zum größten Theil in kleinere Abschnitte aufgelöst, und wo dies nicht geschehen, sind wenigstens die Absätze mit Ziffern versehen worden. 3. Es ist eine größere Anzahl von Gedichten aufgenommen werden. Dieselben bilden jedoch nicht eine besondere Abtheilung für sich, sondern sind mit den gleichfalls vermehrten Erzählungen durch das ganze Buch vertheilt.

Gerade dieser dritte Punkt dünkt uns eine wesentliche Verbesserung zu sein; ein vielfach gefühlter Mangel ist dadurch beseitigt worden. Die Auswahl ist eine glückliche zu nennen. Der Verfasser beabsichtigt in der Kürze ein Lesebuch, welches sich an das vorliegende anschließen soll, für die oberen Klassen der Volksschulen herauszugeben. Es soll dasselbe ungefähr nach den Grundsätzen, welche einen Wackernagel, Lüben, Baldamus u. a. bei der Bearbeitung ihrer Lesebücher geleitet haben, zusammengestellt werden. Demnach soll es schlichte, gesunde und lebendige Frömmigkeit, wahrhaftige Gesinnung und Bildung des Herzens und Charakters, sowie innige Liebe zu dem neuen deutschen Reiche in unsere Jugend zu pflanzen und zu fördern suchen. Unterscheiden soll es sich von den vortrefflichen Lesebüchern der genannten Schulmänner durch einen geringeren Umfang, eine volksthümlichere Richtung und eine berechtigte Berücksichtigung des engeren Vaterlandes namentlich in geographischer und geschichtlicher Beziehung. Wir billigen die aufgestellten Grundsätze und wünschen dem Verfasser Kraft und Ausdauer zur Bearbeitung, namentlich da wir an den in Hessen eingeführten Lesebüchern bisher manches auszusetzen hatten.

K. Str.

Dietlein, W. Die Poesie in der Volksschule. Vierzig vaterländische Dichtun-

gen — ausgewählt und erläutert. Erster Band. 2. verbesserte Auflage. Wittenberg, 1874. Herrosé.

Seitdem die Einführung in die deutsche Dichtung durch die neuere Unterrichtsgesetzgebung zu einem selbstständigen Lehrgegenstand der Volksschule erhoben ist, macht sich doppelt das Bedürfniß geltend, den nicht genügend mit Stoff und Methode vertrauten Lehrern durch Hülfsbücher die Wege zu weisen. Die vorliegenden Erläuterungen von 40 vaterländischen, will sagen, deutschen Gedichten, unter denen Göthe und Uhland mit je 8, Schiller mit 10, andre mit 1 oder zwei Stücken vertreten sind, haben sich bereits in der Form der ersten Auflage als vorzugsweise praktisch erwiesen und werden dies in der Erweiterung und vollständigen Umarbeitung der zweiten um so mehr thun. Der Verf. ordnet seine Erklärungen nach folgenden Titeln: Quelle und Veranlassung. — Sprachliche und praktische Darstellung und Erklärung ungewöhnlicher Ausdrücke. — Inhaltsangabe und Hauptidee. — Schriftliche Aufgaben (Vergleichungen mit ähnlichen Gedichten). Dabei hat er freilich im Interesse der Mannichfaltigkeit, aber augenscheinlich nicht im Interesse der Klarheit und Uebersichtlichkeit mit der Reihenfolge dieser Nummern stets gewechselt. Es ist ihm selbst beim ersten Gedichte passirt, daß er sowohl unter Nr. 1 als unter Nr. 6 eine „Inhaltsangabe" liefert. Doch wird dadurch die Brauchbarkeit der Arbeit nur unwesentlich beschränkt, und Alle, welche das in diesem Blatte bereits empfohlene Lesebuch desselben Verfassers kennen, werden auch diese Ergänzung dazu gern willkommen heißen. H. P.

Zinzow, Dr. Ad. Geist und Bildung des römischen Volkes (Gymnasial-Programm). Pyritz, 1874.

Die Beschäftigung unsrer Schulen mit dem classischen Alterthum kann erst dann für abgeschlossen gelten, wenn die Fülle nothwendiger, sprachlicher und archäologischer Einzelheiten wieder auf ihre Einheit zurückgeführt und die Volksschule als Ganzes der sittlichen Würdigung seitens der Schüler unterbreitet wird. Dr. Zinzow hat auf den 50 vorliegenden Seiten das Facit der geistigen und religiös-sittlichen Gesammtbildung des römischen Volkes zu ziehen versucht. Den Selbstzeugnissen des Alterthums hat der beschränkte Raum nur spärlichen Zutritt gestattet. Doch ist, wie der Sachverständige sieht und die Einleitung sagt, alles Ausgeführte aus zahlreichen vom Verf. zusammengetragenen Beweisstellen erwachsen. Die Hauptgesichtspunkte, unter welche der Gegenstand geordnet wird, sind: Gott, Mensch, Erziehung, Kunst, religiöse Bildung, Gemeinschaftsleben, Tod und Unsterblichkeit.

Frick, Dr. O. Vier Entlassungsreden (Gymnasial-Programm). Potsdam 1874.

Director Dr. Frick, auf eignen Wunsch von Potsdam nach Rinteln übersiedelnd, hat von seinem bisherigen Wirkungskreise durch Veröffentlichung von vier Abschiedsreden an Abiturienten aus den Jahren 1869, 70, 72, 73 selbst Abschied genommen. Mit beredten Worten weist er die zur Akademie ziehenden Jünglinge durch die Nothwendigkeit menschlichen Wissens hindurch zur Erfahrung göttlichen Lebens: Setzet euer Wissen um in Ideen, in Gesinnung, in das Suchen nach Gott! (Nr. 1); Pudor est fundamentum virtutis (Nr. 2); Die Kunst der Erziehung (Nr. 3); Begriff und Wesen des Lebens (Nr. 4).

H. P.

Neueste Literatur.

Montaigne, Michel de, Essais. Texte original de 1580, avec les Variantes des Editions de 1582 und 1587, collectionnés par R. Dezimerés et J. H. Barckhausen. Par., Aubry. 15 frcs.

† Großer Katechismus der heil. Petr. Canisius, umgearbeit von J. B. — Wien, Kirsch. 8 Sgr.

† **Wappler,** A. Lehrbuch der kathol. Religion für die oberen Klassen der Gymnasien. Theil II. und III. — 2. Aufl. Wien, Braumüller. 2 Thlr.

Maier, E. Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur, bearbeitet für höhere Töchterschulen, weibl. Erziehungsanstalten und zum Selbstunterrichte. 5. Auflage. Dresden, Ehlermann. 10 Sgr.

Sommer, W. Hand- und Hülfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatze in Unter- und Mittelclassen höherer Lehranstalten. 5. verm. Aufl. Köln, Dumont-Schauberg. 28 Sgr.

Stichart, F. O. Sächsische Vaterlandskunde. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Dresden. Dietze. 5 Sgr.

† **Schiller,** K. Leitfaden für den geograph. und geschichtlichen Unterricht in Volksschulen. 4. umgearb. Aufl. Bunzlau, Appun. 2 Sgr.

† **Schmitt,** Jak. Erklärung des mittleren Deharbe'schen Katechismus zunächst für die mittlere und höhere Klasse der Elementarschulen. 1. Bd. Von dem Glauben. 3. Aufl. Fb. Herder. 1 Thlr. 15 Sgr.

† **Schuster,** J. Kurze biblische Gesch. Mit 46 Bildern. Zum Gebrauche für die untern Klassen der Volksschulen. 9. Aufl. Ebd. 3 Sgr.

Fiaschi, C. Saggi di Pedagogica e di critica. 2 vol. Siena. 4 l.

Sprach- und Literaturwissenschaft.

Jürgens, Karl. Neues etymologisches Fremdwörterbuch mit Bezeichnung

der Betonung und Aussprache. Lieferung I. und II. Berlin, Henschel. à 5 sgr.

Bei der großen Menge fremder Wörter, die in unserer Sprache Eingang gefunden haben und in unseren gebildeten Ständen noch mit Vorliebe gebraucht werden, ist eine genaue Bekanntschaft mit deren Ableitung und Zusammensetzung, Betonung und Aussprache sowie mit den dabei in Betracht kommenden grammatischen Formen gewiß unentbehrlich, wenn von einer wirklich richtigen und bewußten Anwendung derselben die Rede sein soll. An Büchern, die diesem Bedürfniß zu dienen sich zur Aufgabe gesetzt haben, ist nun nichts weniger als Mangel. Manche darunter, wie z. B. das viel verbreitete Heyse'sche, das vom Jahre 1804 bis auf unsre Tage 15 Auflagen und stets mannichfache Erweiterungen und Verbesserungen erlebte, sind in Bezug auf Vollständigkeit und inneren Gehalt vor vielen ähnlichen, die als „unkritische Stoppelwerke" bezeichnet werden müssen, hervorragend; dennoch lassen auch sie hinsichtlich der angedeuteten Punkte hier und da manches zu wünschen übrig, und es kann nicht behauptet werden, daß die Resultate der neueren Etymologie und Sprachforschung von ihnen überall genügend verwerthet worden wären. Ein Unternehmen wie das vorliegende, das mehr als es bisher geschehen ist, auf die Etymologie und die durch wissenschaftliche Forschung ermittelten Primitivformen der Wörter das Hauptgewicht zu legen verspricht und hinsichtlich der bei uns recipirten fremden Ausdrücke größere begriffliche Klarheit anstrebt, darf daher von vornherein als erwünscht bezeichnet werden und sich günstige Aufnahme in vielen Kreisen versprechen. Hr. Jürgens hat nämlich bei seiner Arbeit nicht Männer der Wissenschaft, die vermöge ihres Bildungsstandes oder der ihnen zu Gebote stehenden Mittel über die üblichen Fremdwörter im Klaren sind, oder sich über dieselben leicht orientiren können, im Auge gehabt, sondern hauptsächlich für diejenigen höherm Gesellschaftskreise und Gebildeten das vorliegende Werk unternommen, welche für verständnißvolle Anwendung jener Ausdrücke im mündlichen wie schriftlichen Verkehr ein lebendiges Interesse haben, und insbesondere hat er auch der wißbegierigen Jugend etwas bieten wollen, um derentwillen er auch alle obscöne und äquivoken Ausdrücke von der Betrachtung auszuschließen sich vorsetzte. Er faßte demgemäß nur diejenigen Fremdwörter ins Auge, die nach seiner Beobachtung, „unter den Gebildeten aller Gesellschaftskreise einigermaßen gebräuchlich sind", und beabsichtigt außerdem auch die gangbarsten der fremden Redensarten und Sprichwörter wie auch Eigennamen später anhangsweise noch kurz zu erklären, während er die vollständig bei uns eingebürgerten Fremdwörter, die rein technischen Ausdrücke gelehrter Fachwissenschaften, sowie die Bastardwörter ganz bei Seite zu lassen gedenkt. Dieses Programm und diese Beschränkung in der Wahl der aufzunehmenden Wörter ist gewiß nur zu billigen, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß Aufnahme oder Ausschluß eines Worts dabei gar sehr von subjectivem Ermessen abhängig ist und darum manchmal gegründeten Bedenken unterliegen kann. In, wie weit nun der Hr. Verf. seinen Plan durchführen und hinsichtlich der etymologischen Begründung der Wortbedeutungen seine Vorgänger übertreffen wird, das wird sich freilich erst ermessen lassen, wenn das ganze Wörterbuch gedruckt vorliegt. Doch läßt sich aus den bereits erschienenen, uns zu Gesicht gekommenen Lieferungen erkennen, daß es für die oben genannten Kreise zweckmäßig und brauchbar zu werden verspricht, wenn wir auch die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß Hr. Jürgens bei seiner Arbeit primitive Quellen und Gewährsmänner wie Diez, die Brüder Grimm, Bopp, Schleicher, Curtius, Pott u. A., weniger zu Rath gezogen zu haben scheint, als Autoritäten zweiten Rangs. Darum gilt uns auch Manches von seinen Anführungen in den beiden ersten Heften vor dem forum der neuesten wissenschaftlichen Sprachforschung nicht vollkommen stichhaltig und wir können nicht umhin, dem Hrn. Verf. für den Fortgang seines Unternehmens, dessen große Schwierigkeiten wir bei der großen Fülle der aus den verschiedenartigsten Sprachen der Erde zusammengeflossenen fremden Wörter wohl zu würdigen wissen, recht gewissenhafte Sorgfalt und Prüfung in Bezug auf das zu bietende Material an's Herz zu legen. Im Interesse der Sache erlauben wir uns auf Einiges aufmerksam zu machen, was uns bei Durchsicht der beiden Lieferungen aufgefallen ist.

Gleich auf dem Umschlag derselben frappirte uns die ganz unübliche Schreibung bezw. Aussprache „obskön" statt obscön, und usançe statt usance.

Heft I, S. 2 finden wir Abecedarium als „Abece" verdeutscht, was gewiß richtiger als „Abecebuch", entsprechend dem französischen Abécédaire, angegeben wäre.

Zu S. 6 erklären wir die Abstammung des Wortes Accise von assidēre für

sprachlich unmöglich und finden die Herleitung Weigands (Wörterb., 1. Ausg. I., S. 12) von accisia = Kerbstock vollkommen befriedigend.

S. 13 hätte bei Admiral auch auf die Ableitung von amîr-ul-mâ = Befehlshaber des Wassers hingewiesen werden können (vgl. Diez, etym. Wörterbuch der roman. Sprachen, Bonn 1853, S. 13).

S. 17 hätte bei affiliiren auch des Jesuiten-Ordens gedacht werden können. Zu dem Wort affretement (ebenda) bemerken wir, daß vraght nicht ahd. ist.

S. 18 hätte bei Agglutination auch die Bedeutung des Worts in der Sprachwissenschaft erwähnt werden dürfen. Von agglutinirenden Sprachen hört oder liest ein Gebildeter doch wohl auch einmal etwas.

S. 23 bei dem Worte albúmen, Eiweiß, bemerken wir, daß es lat. ist und schon bei Plinius vorkommt.

S. 24 ist die bei Algorithmus gegebene Etymologie nicht ausreichend, indem die Silbe go dabei ganz unerklärt bleibt.

S. 28 ist das Wort Amanuensis ohne Kenntniß des lat. Ausdrucks a manu servus = Schreiber, Secretair (Sueton. Caesar, cap. 74) in seiner Bildungsweise nicht wohl zu verstehen.

S. 44 hätte bei Antinomisten an die betr. Männer der Reformationszeit erinnert werden sollen.

S. 48 vermissen wir bei Apostolicum, daß doch vor allem das sog. „apostolische Glaubensbekenntniß" so bezeichnet wird.

Bei Heft II fiel uns auf, daß

S. 51 bei Apsiden oder Absiden nicht erwähnt ist, daß man darunter hauptsächlich den halbkreisförmigen, nischenartigen Anbau an der östlichen Seite der ältesten christlichen Kirchen, der sogenannten Basiliken, versteht. Soll ein Fremdwörterbuch auch kein terminologisches Sachwörterbuch sein, so muß es doch über einen solchen in gebildeter Unterhaltung nicht selten vorkommenden Ausdruck Aufschluß geben.

S. 53 sollte Äequilibrismus und Äequilibrist entweder ae oder ä gedruckt sein.

S. 54 wird Aräometer = Hydrometer angesetzt, was nicht genau ist.

S. 61 sollte die Aussprache von ital. articiocco richtiger = artitschoko angegeben sein.

S. 67 ist asymphonisch verdruckt.

S. 68 kann bei atelier unseres Erachtens unbedenklich die Ableitung von portug. astelier, span. astillero festgehalten werden (vgl. Diez etym. Wörterb. p. 556, 1. Ausg.).

S. 75 heißt es bei autumnal „richtiger auctumnalis". Wir bemerken, daß Lachman zu Lucret. p. 254 die Schreibung auctumnus eine „barbara consuetudo" nennt, die in der Ueberlieferung durchaus keinen Halt habe und auf der falschen Annahme beruhe, das Wort sei von augeo abgeleitet (vgl. Corssen üb. Aussprache ꝛc. der lat. Spr. 2. Ausg. I., 37. 528; II., 174).

Bei dem Worte Autophonie ebenda läßt sich pháo griech. schwerlich als Stammform ansetzen. Das n erscheint bekanntlich nach dem Gesetz der Lautverschiebung in den entsprechenden Wörtern der deutschen Dialekte, goth. banja = Wunde, altn. und agf. ben und in ahd. bano, mhd. bane Tod, Verderber, Tödter, engl. ben, frief. bon = Mord, bona = Mörder φονεύς u. s. w. (vgl. engl. hen-bane = Bilsenkraut, eigentl. Hennentod).

S. 78 sollte die Aussprache des franz. bachelier doch als bascheljeh und nicht bacheljeh angegeben sein.

S. 79 hätte bei bagage angeführt werden können, daß es franz. masc. ist.

S. 81 wird Ballade von ital. ballata abgeleitet, was durchaus nicht haltbar ist. Der Ursprung des Worts ist vielmehr im Gälischen zu suchen. — Zu ballhornisiren (ebenda) bemerken wir aber, daß die betreffende Fibel des Buchdruckers Joh. Ballhorn in Lübeck gar nicht existiren soll. Es erschien 1586 bei demselben ein lübisches Stadtrecht, mit dessen Revision man unzufrieden war. Dies ließ man den unschuldigen Drucker statt des Correctors entgelten.

S. 83 heißt es bei Bankett — „erhabener Fußsteig längs einer Straße". In der Regel sind die Bankette an Chausseen nicht erhöht. Bei baptisiren franz. baptiser ebenda hätte angegeben werden müssen, daß das p bei der Aussprache stumm ist (s. Dictionn. de l'Acad. unter baptême). Baptisterium bedeutet ferner nicht blos den Taufstein, sondern vor allem eine, gewöhnlich runde, Taufkapelle an größeren Kirchen.

S. 86 bei Basalt erklären wir die Aussprache básalt für die unüblichere, ja wohl nur

sehr vereinzelt vorkommende. Bezüglich der Aussprache von bascule jedoch (ebenda) bemerken wir, daß die mit s ebenfalls vorkommt, ja vielleicht die gebräuchlicheren ist. Das Compl. du dictionn. de l'Acad. 98a. verzeichnet freilich bacule als altfranz., und Halma im franz.-holländ. W.-B. verweist von bascule auf bacule. Die angegebene Etymologie ist uns übrigens zweifelhaft, besonders nicht begreiflich, wie das Wort von provenc. leva-coua abgeleitet werden soll.

S. 87 erscheint uns die Ableitung von Bastard aus dem Keltischen ebenfalls unhaltbar. Die von Diez im etymol. W.-B. S. 48 schon richtig angegebene, aber von ihm in der 1. Aufl. noch nicht erklärte Abstammung von fils de bast „Kind des Saumsattels" hat unterdessen ihre Stütze gefunden in dem Hinweis, daß die Maulthiertreiber in Spanien (arrieros) sich nachts ihr Lager aus Saumsätteln bereiteten, auf dem es meist nicht sehr züchtig herging (vgl. Don Quijote, vol. I, B. III., 2), wie auch die Entstehung von Bankert. — Wenn ebenda bei bateau das Wort bâtr = kleines Ruderschiff ein „norddeutsches" statt altnord. Wort genannt wird, so ist das mißverständlich. Das kymr. bâd scheint uns aus dem Germanischen oder Romanischen entlehnt.

S. 89 Die Aussprache von Saint Mary Bethlem = Sahnt ꝛc. ist falsch, wenn es nicht etwa Druckfehler.

S. 90 wäre wohl bei Bersaglieri Manchem damit gedient gewesen, zu erfahren, daß der Sing. bersagliere heißt und daß es auf altfrz. bercer (gewöhnl. berser) = mit dem Pfeil oder Bolzen erschießen zurückgeht (vgl. Diez am a. O. 565).

S. 91 biaisement, biais ist auf lat. bifax (s. Diez a. a. O., 568) zurückzuführen.

S. 92 wäre bei bigarriren auch wohl auf die Ableitung von carré viereckig Bezug zu nehmen gewesen.

S. 93 leiten wir bigott mit dem Verf. nicht vom ahd. bî gote, sondern aus dem Spanischen hombre de bigote = Mann mit einem Knebelbart her (vgl. Weigand W.-B. I., 152, 1. Ausg.) Ebenda wird auch die Aussprache von joyau = schoaschoh angegeben.

S. 94 sollte biquet cursiv gedruckt sein. bique ist aber auch kein ungebräuchliches Wort, wie der Verf. sagt. Im dict. de l'Acad. I., 189c „heißt es unter bique" il est familier. S. 95 ist die Aussprv. von biscuit = biskwuith auch nicht die richtige, und daß S. 96. bei bleumourant das provenc. blau wie bloh zu sprechen sei, beanstanden wir auch (vgl. Diez Grammatik der roman. Sprache I, 384.)

Indem wir damit unsere Bemerkungen über die ersten Lieferungen schließen, die wir nur in der Absicht, zu größerer Vollkommenheit des in Angriff genommenen Werkes beizutragen, uns erlaubt haben, sehen wir zugleich dem Erscheinen der weiteren Lieferungen mit reger Erwartung entgegen. O. Bd.

Buschmann, Dr. J., Lehrer an der Realschule 1. Ordnung in Köln. Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre für höhere Lehranstalten (zunächst für die unteren Klassen). Münster, 1874. Russell.

Der Verf. betrachtet die Frage, ob an unsern höheren Lehranstalten deutsche Sprachlehre in den Unterricht aufzunehmen sei, als abgethan. Fraglich könne nur das Was? und das Wie? bleiben. Bei der Neuheit dieses Unterrichtsgegenstandes seien im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Reihe der widersprechendsten Ansichten aufgetreten. In jüngster Zeit scheine man sich mehr und mehr dahin zu neigen, daß der Unterricht in Sexta und Quinta auf Rechtschreibung und Zeichensetzung, beschränkt werde und erst in Quarta der eigentliche Sprachtunterricht beginne. Diese Ansicht habe manches für sich, zumal, wenn man die geringe Stundenzahl bedenke, welche namentlich in Gymnasien dem deutschen Unterricht zugewiesen sei. Für die Realschule liege diese Rücksicht nicht vor; aber bei einer zweckmäßigen Eintheilung des Lehrpensums und einer gewissen nothwendigen Beschränkung erscheine auch für die unteren Classen der Gymnasien wenigstens ein Einblick in die deutsche Declination und Conjugation als recht gut möglich. Der vorliegende Leitfaden will den Versuch machen, diese Aufgabe zu lösen. Er setzt voraus, daß der lateinische und deutsche Sprachunterricht in den unteren Klassen in einer Hand liege und verlangt in Sexta: die Formenlehre in übersichtlicher Darstellung und die Rechtschreibung (die Lehre vom einfachen Satze wird in der lateinischen Sprache praktisch eingeübt), 2. in Quinta: die Lehre vom Satze und die Zeichensetzung, 3. in Quarta: Wiederholung mit Einschluß besonderer Bemerkungen zur Declination, Ausnahmen u. s. w., Bildung der Verbalformen, Wortbildung. Auf

dieſe Weiſe gehe der Unterricht in der deutſchen Sprache dem Unterrichte in den anderen Sprachen erläuternd voran und biete ſogleich für die Kenntniß der Mutterſprache ausreichend ſo viel, als für die unteren Klaſſen beanſprucht werden könne. Dabei ſei nicht gerade erforderlich, daß der Unterricht ſyſtematiſch behandelt werde.

Letzteres möchten wir nicht unterſchreiben, wenn wir auch ſonſt mit den aufgeſtellten Grundſätzen ziemlich einverſtanden ſind. Wir glauben, daß eine ſyſtematiſche, natürlich auf ächt pädagogiſchen Grundſätzen beruhende Behandlung der Mutterſprache vor und mit dem Unterricht in fremden Sprachen das Verſtändniß dieſer fördern und für Geiſtesbildung mehr wirken werde, als das einſeitige Betreiben der fremden Sprachen, wie es bisher der Fall war. Auf wenig Seiten bietet der Verf. hier reichlichen Stoff. Im Einzelnen möchten wir dem Verf. nicht ganz beiſtimmen, z. B. wenn er das Wort Hammel unter diejenigen rechnet, die im Plural bei gleicher Bedeutung umlauten und nicht umlauten können. Weigand rechnet es unter die umlautenden. „Herr" ſoll in der Mehrheit das e in der Endung lieber beibehalten, in der Einheit verlieren. Wir glauben, daß kein Unterſchied iſt, und daß es ebenſowohl die Herrn als die Herren heißen kann. S. 22 wird unter die Verben, welche bei intranſitiver Bedeutung die ſtarke, bei tranſitiver die ſchwache Flexion haben, auch „bleichen", „erbleichen" gerechnet; nach Weigand hat bleichen auch bei intranſitiver Bedeutung = bleichwerden die ſtarke Form. S. 29 halten wir die Silbe rei und nei, wie Büberei, Kinderei, Wüſtenei, als eine des Wohllautes wegen entſtandene ſtatt ei. Das Wort „Amtei" würden wir nicht als Beiſpiel angeführt haben. Es iſt ſo ſelten, daß es Weigand in ſeinem Wörterbuch nicht anführt. K. Str.

Neueſte Literatur.

Whitney, W. D. Die Sprachwiſſenſchaft. Vorleſungen über die Prinzipien der vergl. Sprachforſchung, für das deutſche Publikum bearbeitet und erweitert von J. Jolly. München, Ackermann. 3 Thlr. 10 Sgr.

Stern, Ad. Katechismus der allgem. Literaturgeſchichte. Lpz., Weber. 24 Sgr.

Wackernagel, W. Joh. Fiſchart von Straßburg. 2. Ausgabe. Baſel, Schweighauſer. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das kleine Heldenbuch, herausgeg. von K. Simrock. 3. Aufl. Cotta, 3 Thlr.

Die ältere und jüngere Edda, überſ. von K. Simrock. 5. Auflage. Ebendaſelbſt 2. Thlr. 10 Sgr.

Lexer, M. Mittelhochdeutſches Wörterbuch. 1-0 Lfg. Lpz., Hirzel. 1 Thlr. 10 Sgr.

Burckhardt, C. Flexiones praecriticae edit. Sakuntali pro suppl. adj. Breslau, Kern. 20 Sgr.

Müller, L. Numismatique de l'ancienne Afrique. Supplément. Leipz, Brockh. 3 Thlr.

Taylor, Isaac. Etruscan Researches. Lond. Macmillan.

The Treasury of Languages: a Rudimentary Dictionnary of Universal Philology. Lond. Hall & Co.

Cocheris, H. Entretiens sur la langue française. Paris. 4 frcs.

Morbio, C. Alessandro Manzoni e i suai autografi. Firenze.

Manzoni, Aless. Pensieri e gindizi, raccolti dalle sue prose per cura di L. Parazzi. Milano.

Erzählungen. Gedichte.

Böhm, Gottfried: Der Landsknecht mit dem einäugigen Wamms. Reichsſtadtnovelle. Nördlingen, Beck'ſche Buchhandlung. 1873. — 16 ſgr.

Die Novelle ſpielt in der Reichsſtadt Nördlingen, um die Zeit des Schmalkaldiſchen Krieges. Die Geſchichte wäre ſonſt friſch erzählt, wenn der Verf. eine Anzahl ſehr überflüſſiger Reflexionen weggelaſſen hätte. Das Hiſtoriſche — der Zorn des Kaiſer Karl V. über die proteſtantiſchen Reichsſtädte und ihre demokratiſche Verfaſſung — iſt gut verwandt. Dagegen fehlt der Geſchichte gänzlich das Moment, welches jener Zeit ihre Gepräge auf allen Gebieten gab — das religiöſe. Mag ſein, daß dem Verf. dafür ſelbſt das Verſtändniß fehlt. Wenigſtens was er S. 9 über ſeinen Helden berichtet — läßt hierauf ſchließen. „Die Religion, die man ihm gelehrt, war eine abſchreckungs-theoretiſche. Ihr Gott war entſetzlich nahe und ſtets bereit zu ſtrafen, und der Teufel, zu erſcheinen, um ihn in allerhöchſt eigener Perſon in ſeine tropiſchen Reiche abzuführen." „Seine Kenntniſſe beſchränkten ſich auf das Ableiern einiger Bibelſtellen und Liederverſe." Wir übernehmen übrigens die Garantie, daß unter dieſen Liederverſen das Lied: „Jeſus meine Zuverſicht," deſſen Melodie der Verf. ſeinen Helden zweimal blaſen läßt, nicht geweſen iſt; denn dieſes Lied ſammt ſeiner Melodie iſt bekanntlich erſt hundert Jahre ſpäter von Luiſe Henriette, der Gemahlin des großen Kurfürſten, geſchaffen.

B. F.

Montgomery, Florence, — Unverstanden. Aus dem Englischen von Martha Lion, geb. Clausius. Autorisirte Uebersetzung. 8. S. 238. Basel, Felix Schneider, 1874.

Ich habe von Natur keine geringe Aversion gegen jene Species des anderen Geschlechts, die man gemeinhin Blaustrümpfe zu nennen pflegt. Trotz Louise Büchner u. S. Marlitt, machen schriftstellernde Frauenzimmer meist immer denselben Eindruck auf mich, wie breirührende Männer. Nur Namen wie etwa Maria von Nathusius oder Ottilie Wildermuth sind im Stande, diesen Eindruck zu verwischen; ja vor Schriftstellerinnen dieser Qualität gilt es den Hut abzuziehen, da sie es zahlreichen Schriftstellern auf dem von ihnen bearbeiteten Gebiete weit zuvorthun. Auch die Miß Florence Montgomery gehört zu diesen besseren Repräsentantinnen ihrer Classe. Ihr „Unverstanden" ist eine Kindergeschichte d. h. eine Geschichte nicht für Kinder, sondern von Kindern. Sie wendet sich an diejenigen, welche an Kindern Interesse nehmen, an „diejenigen, welche sich dazu herablassen mögen, das Leben anzusehen, wie solches einem Kinde erscheint, und die sich gern ein Stündchen mit den mannichfachen kleinen Interessen, Hoffnungen, Freuden und Leiden, die das Kindesleben ausfüllen, befassen." Ich möchte darum ihr Buch fast eine Art Erziehungsschule in vollendetster Novellenform nennen.

Die zwei Knaben eines englischen Barons, Humphry und Miles, haben frühe ihre vortreffliche Mutter verloren. Der Vater, oft in Parlamentsgeschäften abwesend, vertraut ihre Erziehung eine Gouvernante an, deren Blick aber durch die runzeligste Altjungfern-Aesthetik und durch perennirende Migräne umschränkt ist. Mit ihren abgestandnen Anstandsnergeleien macht sie den Jüngeren der Knaben, eine anschmiegende aber unselbstständige Natur, fast zu einem Waschlappen und den Aelteren, einen tief fühlenden, lebhaften und energischen Jungen, treibt sie mit ihrer ewigen Schulmeisterei so in sich selbst zurück, daß sie ihn, als eine vorgeblich verschlossene und herzlose Natur, beinahe dem eignen Vater entfremdet. Erst auf dem frühen Sterbebette Humphry's, das demselben durch die Selbstsucht der Gouvernante indirekt bereitet worden, erkennt der Baron, wie seine armen Knaben, und sonderlich sein Aeltester, seit dem Tode der Mutter „unverstanden" durch ihr junges Leben gehen mußten. — Ich habe noch wenig Bücher gelesen, die wie dieses, einfach und schlicht in Anlage und Ausführung, den Leser aufs Tiefste ergreifen und, obgleich ferne von jeglicher Sentimentalität, den Augen auch eines nicht ganz leicht zu rührenden Mannes Thränen zu entlocken vermögen.

L. H. D.

Meister, Dr. F. Sammlung deutscher Gedichte für höhere Lehranstalten. Leipzig 1873.

Die vorliegende Sammlung von Gedichten ist mit Umsicht und Sorgfalt gemacht, so daß sie nach allen Seiten hin mit gutem Gewissen empfohlen werden kann; sie enthält Gedichte, welche canonisches Ansehen haben und verdienen gekannt und gelernt zu werden. Auch die am Schlusse des Buches gegebenen kurzen Biographien der Dichter beruhen auf guten Studien. Dr. Meister hat um genau die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte angeben zu können sich an die noch lebenden Dichter gewandt, und ist ihm wie zu erwarten war, immer ein freundlicher Bescheid zu Theil geworden. So hat er von dem Grafen von Pocci in München die Mittheilung erhalten, daß das auf S. 12 mitgetheilte Gedicht die Kinder im Walde nicht ihn, sondern Guido Goerres zum Verfasser hat. G. G. gab mit Pocci gemeinschaftlich den Festkalender heraus, in dem dieses köstliche Gedicht sich findet und so kam es, daß es dem Grafen P. zugeschrieben wurde. Ich würde, wo es sich hätte feststellen lassen, sogar das Datum, an welchem das einzelne Gedicht entstanden, angegeben haben. Das herrliche Lied z. B. über allen Gipfeln ist Ruh ꝛc. ist am 7. September 1783 in Ilmenau gedichtet worden. Auch über das tief empfundene für die Stimmung des Dichters höchst charakteristische „Wandrers Nachtlied" der du von dem Himmel bist" hätte eine literaturhistorische Bemerkung hinzugefügt werden können. Doch das sind Geschmacksachen! Nicht zutreffend ist in der Uebersicht des Lebens Goethes die Angabe, daß seit 1795 ein engerer Verkehr zwischen ihm und Schiller eingetreten sei. Bereits im Juli 1794 fand die erste Unterredung Goethes mit Schiller in Jena über die Metamorphose der Pflanzen und bald darauf eine zweite über Kunst und Kunsttheorie statt. Vom 13. bis 27. Septbr. 1794 war Schiller mit Wilh. von Humboldt in Weimar bei Goethe und von dieser Zeit datiert der enge in der Culturgeschichte einzig dastehende Bund der beiden großen Dichter; ein inniger Seelen- und Gedankenaustausch beginnt, der für die Hervorbringungen beider großen Männer von der höchsten Wichtigkeit war, ein Briefwechsel zwischen diesen Dichtern

liegt uns vor wie ihn kein Volk aufzuweisen hat, ein Briefwechsel, aus dem man erkennt, wie ernst Goethe und Schiller ihre Aufgaben behandelten. Gleich der erste Brief an Goethe ist vom 13. Juni 1794 datiert. Durch ein Versehn ist S. 515 das Schloß Boncourt, was in der Sammlung richtig A. d. Chamisso zugeschrieben ist, unter den Gedichten Uhlands aufgezählt worden. So empfehlen wir diese Sammlung, die mit pädagogischem Geschick angelegt und darauf berechnet ist die Seelen der Schüler in angemessener Weise zu befruchten. Die Ausstattung des Buches ist der bewährten Teubnerschen Buchhandlung würdig.

St. G. L.

Seidel, Heinrich. Blätter im Winde. Gedichte. 12°. 171 S. Berlin, 1872. Rudolf Hoffmann. 1 thlr.

Durch seine Dichtung „Rosenkönig" hat sich der Verfasser vorliegender Lieder bereits vortheilhaft bekannt gemacht, und auch in dieser gegenwärtigen Sammlung sorgfältig nach der Vollendung von Inhalt und Form gestrebt. Wenn darum sein hübsch ausgestattetes Büchlein auch geringen Umfangs in Hinsicht auf die Seitenzahl ist, so wiegt es trotzdem dickleibige Folianten sogenannter Gedichte der Neuzeit vielfach auf.

Leicht und gefällig, ernst und doch gemüthvoll singt der Dichter seine Weise, die in den verschiedensten Tönen gesunder Lyrik an Herz und Ohr klingt. In manch keckem kurzem Verslein erinnert er an die besten Produkte von Heinrich Heine, in der sinnigen Naturschilderung und ergreifenden Seelenmalerei an Ludwig Uhland, im frischen naturwüchsigen Humor aber an Victor Joseph Scheffel. Von all den Genannten hat er Etwas, ohne indes ein Nachbeter und Nachtreter derselben zu sein. Was er bietet ist in Congenialität erfunden und empfunden.

Wir zweifeln nicht daran, daß diese Lieder schönen Erfolg haben werden, zumal sie trotz des frischen Lebens, das in ihnen pulsirt, doch auch wieder wohlthuend durch einen tieferen Grundton ansprechen, zu dessen Charakteristik und zugleich zum Beweise mit welcher Leichtigkeit der Verfasser reimt, wir diese Anzeige mit dem kurzen Gedicht auf S. 122 beschließen:

Was soll die stete Klage
Um den verlornen Traum?
Es schwinden deine Tage
Wie Blatt um Blatt vom Baum!
Laß hell dein Auge glänzen!
Und lerne es verstehn:
Mit Blumen dich zu kränzen,
Die auf den Gräbern stehn!

Bd.

Muth, Franz Alfred. Haideröslein. Ein Liederstrauß. Würzburg. Leo Wöel.

——, **Wintergarten.** Novelle und Wanderbilder nebst einer lyrischen Nachlese. Frankfurt a. M. Hamacher.

Die Poeten sind muthige Leute, — das beweist auch das Erscheinen obengenannter Schriften, deren Verfasser also seinem Namen Ehre macht. Mitten in einer Zeit der Prosa, der edelsten Genußsucht, des tollsten Rennens nach Geld, des ernstesten Kampfes — Haideröslein und Wanderlieder! Aber das ist der Segen der Poesie, daß sie uns heraushebt aus der prosaischen Misere des Lebens und uns erquickt aus ihrem ewig frischen Born. Der Verf. ist durch und durch Romantiker, und wenn auch die Literaturgeschichte unter die romantische Schule einen Strich gemacht hat, so kann sie es doch nicht hindern, daß nicht unter dem Strich noch dann und wann ein Romantiker auftaucht und uns mit sich fort nimmt in sein ideales Reich. Muth ist Rheinländer und hat ganz die Beweglichkeit seines Stammes; — er ist katholischer Priester von entschiedner Färbung, aber nirgends klingt das tendenziös hindurch. Es ist mehr die romantische Seite seiner Kirche und der dem Idealen zugewandte Sinn, woran wir das erkennen; beides berührt nur angenehm und stört auch das evangelische Bewußtsein nicht. Wir würden sogar da und dort etwas größeren Ernst der Auffassung gerne sehen.

In dem „Haideröslein" bietet uns „Muth, Naturklänge, Herzensklänge und Erzählendes" dar. Vieles darunter ist äußerst sangbar. Daß Reim und Rhythmus leicht und gewandt sind, versteht sich von selbst. Componisten werden gute Ausbeute in dem niedlichen Büchlein finden. Zur Probe ein Lied:

Auf den Bergen.

So weit die Thale in Frühlingsruh', —
Die Quellen rauschen und fließen;
O Bergesraft, wie süß bist du,
Wenn rings die Blumen sprießen!

Und ist es dir zu eng im Thal,
Und thun so weh die Schmerzen, —
Komm' auf die Höh'n im Morgenstrahl
Und höre die Vögel scherzen.

Die Welt ist fern, verstummt ihr Laut
Hier auf den frischen Bergen;
Du siehst nur, wie der Himmel blaut,
Du hörst nur Klang der Lerchen.

Der „Wintergarten" enthält einige hübsche Erzählungen in kurzen Skizzen; ferner eine ganze Reihe frisch und lebensvoll geschriebner Naturschilderungen und Wanderbilder vom Rhein, aus der Haide, aus dem Odenwald und Spessart ꝛc. Endlich noch im Anhang eine Anzahl lyrischer und erzählender Gedichte im Tone der eben geschilderten. Man liest die kurzen Darstellungen recht gerne und freut sich, daß die Romantik noch nicht ausgestorben ist und daß ein kathol. Priester sich bei allem Ernste der Gesinnung doch ein so frisches Dichtergemüth erhalten hat. D.

Fries, A., Hauptpastor in Heiligenstedten. Wege des Herrn. Drei Geschichten. 256 S. Itzehoe, 1873. Nusser. 22½ sgr.

Fries ist in kurzer Zeit einer der beliebtesten Schriftsteller geworden und mit Recht. Seine Erzählungen sind frisch, wahr und ernst. Er weiß des Herrn Gnadenwege und der Menschen Sündenwege zu schildern und das Herz zu erfreuen und den Willen zu stärken zu allem Guten. Die drei Geschichten haben einen gemeinsamen Zug: sie schildern Menschenkinder, die in der Welt Lust verstrickt auf Wegen des Verderbens wandeln, aber durch Gottes Erbarmen gerettet werden. Die Geschichte vom verlornen Sohn ist's, die uns in verschiednen Proben entgegentritt und jede Geschichte ist ein Ruf zur Umkehr für die auf falschen Wegen Wandelnden und eine trostvolle Hinweisung auf den Herrn, der so gerne sich der Irrenden annimmt und erbarmt. Die Dorf-Musicanten ist der Titel der ersten Geschichte. Die zweite: „Siehe der Hüter Israels schläft und schlummert nicht", ist eine Illustration zum fünften Gebote, die dritte: „Verloren und Wiedergefunden" zum sechsten. Diese letzte Geschichte ist besonders ergreifend. In Volksbibliotheken sollten die Erzählungen von Fries nicht fehlen. D.

Stöber, Wilh., Schuld und Gnade. Erzählung. Deutsche Volks- und Jugendschriften. Nördlingen. Beck. 9 sgr.

Eine Erzählung, die man mit Vergnügen lesen wird und die auch durch den ernsten guten Geist, mit dem sie geschrieben ist, innerlich zu erquicken und zu fördern ganz geeignet ist. Der Inhalt ist nicht neu: ein geldstolzer Vater, ein Sohn, der ein armes Mädchen liebt, mit ihr entflieht, verstoßen wird, in tiefste Noth geräth, dadurch zur klaren Erkenntniß, zur Buße und Umkehr bewegt und endlich in Gnaden angenommen wird. Die Form, in welche diese alte Geschichte gebracht ist, kann Ref. nur als sehr gelungen bezeichnen. Namentlich muß er hervorheben, daß der Erzähler ein großes Geschick hat, mit wenig Reihen eine Charakterfigur uns vorzustellen und sich vor breiten Gesprächen hütet. Der Stoff ist wirklich episch behandelt; die Menschen reden nicht viel, sie handeln und so soll die rechte Erzählung sein. Besonders gelungene Figuren sind der Graf von Waldheim, der Tannenwirth und seine prächtige Frau. Volksbibliotheken dürfen das Büchlein getrost kaufen; es wird mit Freuden gelesen werden, zumal sie sich schließlich „alle kriegen" und man zuklappen kann mit dem Wort: „Ende gut, alles gut." D.

Lampert, Im., Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg. Eine Erzählung aus dem Jahre 1631. Nördlingen. Beck. 9 sgr.

Ein liebliches freundliches Bild auf dem ernsten Hintergrunde des dreißigjährigen Kriegs. Die gut und anziehend geschriebne Erzählung führt uns in die Stadt Rothenburg a. d. Tauber, die noch heute in seltner Schönheit ihre alten Gebäude erhalten hat, damals aber als freie Reichsstadt eine ganz andre Rolle spielte. Das Leben und Treiben jener unruhigen Tage wird uns vorgestellt und erzählt, wie mitten im Kriegslärm und aller Verwirrung zwei Seelen sich finden, der Sohn des ehrbaren edlen Bürgermeisters der freien Stadt und die Tochter des getreuen Thürmers. — Das Büchlein sei für Volksbibliotheken bestens empfohlen. D.

Martin im Grund, Diesseits und jenseits der Alpen. Erlebtes und Erdachtes. 315 S. Münster, Russel 1874.

Nach dem letzten Satze dieses Buches ist dasselbe den Freunden des Verf. gewidmet. Die Bitte an die Freunde, nicht den Maßstab strenger Kritik anzulegen, will auch Ref. beherzigen. Die Prosa des Buches verdient den Vorzug vor den Poesieen. Der Verf. führt uns in jener nach Westfalen („Von der nackten Haide"), nach Italien („Die alte Maremma" „San Terenzo di Mare und die Marmorberge von Carrara" „Im alten Rom"), an den Rhein („Ein verhängnißvoller Carneval"), nach England („Das Schloß am Meer", „Im Nebel verirrt"), und an die Ufer des Isonzo. Er erzählt so schlicht und anspruchslos, seine Gesinnung ist eine so gediegene, daß Leser von gesundem Geschmack und unverwöhntem Gaumen sich von Martin im Grund lieber werden Speise darreichen lassen als von so manchem anmaßenden, eiteln, liederlichen Novellisten der Neuzeit. Ich unterlasse es, auf einen da und dort untergelaufenen Fehler im Ausdruck, im Styl oder in der Grammatik hinzuweisen, kann aber nicht unterlassen zu bemerken, daß das empfehlenswerthe Buch durch eine große Menge von Druckfehlern entstellt wird. O. K.

Neueste Literatur.

Auerbach, Berth., Waldfried. 3 Bde. Stuttg. Cotta. 6 thlr.

Gesammelte Werke von Karl Gutzkow. Erste vollständige Gesammt-Ausgabe. Erste Serie. 12.—25. Lieferung. Preis für jede Lieferung 6 sgr. (Jena Verlag von Hermann Costenoble.)

Die Brüder. Roman von Carl August Mayer. Zwei Bände. (Leipzig, 1874. Verlag von Bernhard Schlicke.)

Shakespeares sämmtliche Werke. Uebersetzt von A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz und A. Wilbrandt. Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert, Dritte Lieferung. Preis 5 Sgr. (Stuttgart, 1874. Verlag von Eduard Hallberger.)

Der Kampf ums Dasein. Roman von Charles Reade. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. 5 Bde.

Kenelm Chillingly. Roman von Eduard Bulwer. Aus dem Englischen von Eduard Lehmann. 6 Bände.

Fleurange. Nach dem Französischen der Frau Augustus Craven, geb. von Laferronnays, Verfasserin von „récit d'une soeur" ꝛc. von Franz Freiherrn v. Andlaw. 2 Theile. Münster, Russel. 1 thlr. 15 sgr.

Geharnischte Sonette wider die Civilehe. Für Deutschlands Volk ,von einer deutschen Frau. (Berlin 1874, in Commission bei Ed. Beck, Wilhelmsstr. 115. Preis 10 Sgr.

Herbstzeitlosen. Kunstlose Lieder von Caroline v. Egloffstein. Gedruckt zum Besten einer Kinderbewahranstalt in der fränkischen Schweiz. (Verlag von Eduard Bock in Berlin.)

Bilder und Balladen von Hermann Hölty. Zweite nachgesehene und vermehrte Auflage. Preis 20 Sgr. Hannover 1874. Verlag von Carl Meyer.

III. Referate aus Zeitschriften.

Das Ausland. 1874. Nr. 10—20.

Nr. 10. — Ueber Nephrit nebst Jadeit und Saussurit im Künlün-Gebirge. Von Hermann v. Schlagintweit-Sakünlänski (Vorkommen und Verbreitung der Gesteine; die Nephritlager in Khotan; verschiedne Benennungen des Nephrit in Asien und Europa; systematische Definition, chemische und physikalische Verhältnisse). — Sekten und Sektirerwesen in Rußland (Unter „theilweiser Benutzung" der Philaret'schen Kirchengeschichte Rußlands; doch sind die Ergänzungen, welche der Artikel zu den Angaben dieses Werks bietet, unbedeutender Art). — Deutsche Gesellschaft in Japan (Mittheilung über einen seit März 1873 in Tokio unter dem Vorsitze des kais. deutschen Ministerresidenten v. Brandt bestehenden wissenschaftl. Vereins: „Deutsche Gesellschaft f. Natur- und Völkerkunde Japan's", der auch eine eigne Zeitschrift: „Mittheilungen" ꝛc. betitelt herausgibt). —

Nr. 11. — Die Wiener Weltausstellung. Von Dr. Fr. Xav. Neumann (V. Der Welthandel. In Betreff seiner hat nach dem Ref. die Weltausstellung ihre Aufgabe keineswegs genügend gelöst; es bleibt hier vielmehr späteren Ausstellungen noch viel zu thun). — N. M. Prczewalskis neue Reise in der Mongolei und dem nördl. Tübet (ausgeführt vom Sept. 1872 bis Oct. 1873, mit sehr wichtigen Ergebnissen, besonders in Betreff des bisher wenig bekannten Volks der Tanguten in Kansu, Kukunoor und Thaidam — ein äußerst häßliches, schmutziges und diebisches Gesindel, gleichsam die Zigeuner der Mongolei darstellend). — Altlettische Leichengebräuche (daß die Verbrennung der Todten bei den alten Letten und Preußen stattgefunden habe, leugnet der Ref., der einem russ. Artikel in dem Blatte „Balt. Wjestnik" folgt). — Eduard Beccari's Reisen nach Neu-Guinea. Von Dr. Guido Cora in Turin, Herausgeber des „Cosmos". — Die vulkanischen Erscheinungen in Neu-England von 1638—1870. Von Ferd. Dieffenbach (nach W. T. Brigham, in den Memoiren der „Boston Society of Natural History).

Nr. 12—13. — Die intellectuelle Bewegung in Ostindien. Von A. v. Kremer (Interessante Mittheilungen 1) über den Streit betr. die Frage, ob die Hindustany- oder Urdusprache, oder ob das Hindy nebst der Devanagary-Schrift zur herrschenden Sprache in British-Indien zu erheben sei; 2) über den Conflict zwischen

den rivalisirenden Religionen des Islam und des Brahmanismus; 3) über die dermaligen Bemühungen um Hebung des Unterrichts beider Geschlechter. Quelle: Garcin de Tassy's „Revue annuelle", 1872 und 1873). — Goeppert: Ueber Mißhandlung der Bäume und ihre Folgen. — Von den Indianern Nordamerikas (Vom Standpuncte der Lehre von einer wesentlichen Unveränderlichkeit der Menschenrassen aus behauptet Ref. das nothwendige Untergehen der Reste der nordam. Indianer [dermalen im Ganzen noch c. 378000]. Dem landläufigen Gerede von unerhörter Grausamkeit der Weißen gegen die Rothhäute widerspricht er, schildert vielmehr die letzteren als den bei weitem grausameren Theil in dem schon mehrhundertjährigen Rassenkampfe, und läßt, was seitens der Weißen hie und da Grausames an ihnen verübt worden, ganz und gar durch sie provocirt sein. Die gebotenen Schilderungen enthalten im Einzelnen viel Tragisch-Erhabenes und Ergreifendes). — Die russischen Todtenklagen (Auf Grund des russischen literarhistorischen Sammelwerks von J. W. Barssow, Mosk. 1872). — Justus Perthes' neueste (kartographische) Leistungen. — Ueber die Entstehung der Fremdwörter. — Ueber den Zusammenhang von chemischen Erscheinungen mit der Bewegung, welche wir als Schall und Licht bezeichnen. — Ueber synthetisches und analytisches Forschen; mit Rücksicht auf Prof. Bastian's offenes Sendschreiben an E. Häckel in Jena (Vertheidigung der synthetischen Methode Häckels gegen Bastian's Angriffe, von O. Caspari, Verfasser der „Urgeschichte der Menschheit", Leipzig, 1873, 2 Bde.). — Vom Büchertisch (Schleidens' „Meer", 2. Aufl., Gust. Jäger's „Deutschlands Thierwelt", Schmick's „Fluthyphänomen"; Pinner's „Repetitorium der organ. Chemie" 2c.).

Nr. 14—15. — Darwin's Selections- und Wagner's Migrations-Theorie, von Dr. Georg Seidlitz, Privatdocent in Dorpat (Abwehr einiger von Mor. Wagner, dem Urheber der s. g. Migrationstheorie, gegen seine Vertheidigung des Darwin'schen Selectionsprincips erhobnen Einwürfe). — Neues über den Ashantikrieg. — Zur Mechanik der organischen Formenbildung. Von Dr. Herm. v. Ihering. — Dr. W. Wägners „Nordisch-germanische Vorzeit (bedingterweise empfehlende Besprechung). — Beiträge zur Säugethier-Fauna von British-Guyana. Von Carl Ferd. Appun (aus dem Nachlasse des bekanntlich vor etwa 2 Jahren verstorbenen berühmten Reisenden. Sehr gute zoologische Beobachtungsresultate und Charakteristiken). — Die Corruption in den vereinigten Staaten (Nicht die republikanische Staatsform als solche sei für das viele Schlechte verantwortlich zu machen, was die inneren Zustände der Union jetzt aufweisen; wiewohl das faktische dieser Zustände nicht eben zu Gunsten der Republik als einer besonders trefflichen Staatsform spreche. Die eröffneten Einblicke in die Defraudationsstatistik und Verbrechensstatistik der dermaligen amerik. Beamtenwelt und Bevölkerung, in das üppigliderliche Treiben James Fisks und seiner Genossen in dem berüchtigten „Erie-Ring", 2c. 2c. sind allerdings lehrreich genug). —

Nr. 16. — Die Presse und ihre Entwicklung. (Sehr gehaltvolle culturgeschichtliche Studien zur Entwicklungsgeschichte des Journalismus von den römischen Acta diurna an bis zu den großen Zeitungen der Gegenwart, als deren wahre Königin, was weitreichenden Einfluß, Großartigkeit der Einrichtungen und reiche Mittel betrifft, die „Times" dargestellt wird. Der durch mehrere Nrn. durchgehende Artikel ist mit großer Sachkenntniß und unter Benutzung der besten Vorarbeiten geschrieben. Von seinen fünf Hauptabtheilungen handelt Nr. I vorzugsweise von der Entwicklung der Presse in Frankreich; Nr. II von der in England; Nr. III von der in den übrigen europ. Ländern außer Deutschland; Nr. IV von der in Nordamerika; Nr. V von der deutschen, wenigstens mit Bezug auf einige besondere Verhältnisse und Aufgaben derselben). — Fritsche's (eines deutsch-russ. Astronomen und Meteorologen) Reise durch die östl. Mongolei (im Sommer 1873, ausgeführt auf einem bisher ganz unbekannten Wege von Peking nach der altrussischen Festung Starro-Zuruchaitu am Argunflusse, nördl. von Peking).

Nr. 17—18. — Die Gebirgsbewohner Daghestân's (ein merkwürdiges Mischvolk, aus Elementen beinahe aller Rassen und Stämme Europa's und Asiens gebildet, ansäßig am östl. Ausgange des Kaukasus, zwischen den Steppen der Nogai-Tataren im Norden und der Halbinsel Apsheron im Osten. Ihre eigenthümlich wilden Sitten (Menschenräuberei, Blutrache 2c. 2c.) schildert der Verf. im Anschlusse an des amerik. Reisenden und Ethnologen George Kennan Mittheilungen im Bulletin of the american geogr. Society, Sess. 1873—74). — Eine Partie nach Santo Leopoldo (im südl. Brasilien). — Mikroskopische Mineralogie (die Hauptergebnisse der betr. Forschungen geschildert im Anschlusse an H. Rosenbusch: „Mikroskopische Physiographie der petrographisch wichtigen Mineralien" Stuttgart 1873, und an Ferd. Zirkel: „Die mikroskop. Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine", Leipz. 1873). — Kuhn's Reise in Chiwa und Bokhara (eine gleich nach der Einnahme Chiwa's durch General Kauffmann im vorigen Sommer unternommene Reise zur Erforschung hauptsächl. der ethnographisch-statistischen und linguistischen Verhältnisse der betr. Länder, ausgeführt und vor der Petersburger Geogr. Gesellschaft in einem besondern Vortrage beschrieben von dem Orientalisten A. L. Kuhn). — Ein heroisches Heilmittel des alten Rom und neuen Berlin. Von W. Groß (das Trinken des warmen Bluts von Thieren, besonders von frisch geschlachteten Kälbern — vom Ref. keineswegs ungünstig beurtheilt, doch so, daß er dabei zur Vorsicht mahnt, besonders falls der Patient

an schwachem oder krankem Magen leidet). — Die Basken (Sie bilden „die merkwürdigste Völkerinsel, welche vielleicht irgendwo auf der Welt besteht, einen Volksstamm, der für die vorhistorische Ethnologie beiläufig dieselbe Rolle spielt, wie die heutigen Beuteltiere und Pachydermen für die Erdgeschichte". Schon der Umstand, daß die Basken oder Euskara-Leute (Euskaldunak) alle übrigen europ. Stämme als „Erdaldunak", „angekommene Menschen", advenae, bezeichnen, spricht für ihr überaus hohes Alter. Die sehr interess. Mittheilungen des Aufsatzes fußen auf des Holländers Dr. Hartogh Heys van Zouteveen Darstellung im „Album der Natur"). — Der Ertrag der Großfischerei, von Karl Dambeck.

Nr. 19—20. — Die Inkas-Indianer und das Aymara. Von Ernst Moßbach. (I: Historischer Rückblick und kurze Schilderung der gegenwärtigen socialen und sittl. Zustände der Aymara-Indianer). — Der Gewitterproceß nach moderner Auffassung. Von A. Mühry. — Prof. Kollmann's Untersuchungen der altgermanischen Gräber am Starnberger See. — Die Religionssekten in England (unbedeutender, weder in statistischen Angaben über die numerische Stärke, noch in dogmatischer Charakterisirung der verschiednen engl. Kirchenparteien irgendwie genau). — Ueber Klimatologie (auf Grund des „Lehrb. der Klimatologie" von Lorenz und Rothe, (Wien, Braumüller 1874). — Pädagog. Abenteuer in den Verein-Staaten. Von J. Gambs. — Halévys Entzifferung der libyschen Schrift. — Nachrichten von Leichhardts Expedition in Australien (Ein Hr. Andr. Hume will jetzt endlich Sichers über das Ende des seit April 1848 verschollenen Reisenden L. Leichhardt ermittelt haben, neml. daß derselbe das Opfer einer Meuterei seiner damaligen Gefährten geworden sei).

Globus Bd. XXV. Nr. 10—20.

Nr. 10. — Unter den Laosvölkern am oberen Mekong. IV (Schluß des Berichts über die Garnier-Lagrée'sche Expedition. Empfang der Reisenden in Luang Prabang. Schilderung dieser Stadt, nebst historischer Skizze. Besuch des Grabes des Naturforschers Mouhot). — Das Volk der Kissamas im Angola (auf Grund eines Reiseberichts des Schotten Ch. Hamilton, aus d. J. 1870). — Eine Pilgerfahrt nach der Gypsgrotte Amarnath in Kashmir (Berühmtes Siwa-Heiligthum.) An der Spitze der hier geschilderten Wallfahrt oder Procession steht kein Geringerer als ein Sohn des Maharadscha von Kashmir. Lehrreiche Schilderungen vom fanat. Treiben, gem. Schmutz, der Unwissenheit ꝛc. der mittheilnehmenden Yogi's). — Karl Rath: Schilderungen aus der brasil. Provinz San Paulo. — Die hohen Berggipfel im Territorium Colorado. (Die Region der s. g. „Parks" — Südpark, Mittelp., Nordp. — bildet ein überaus großartiges Alpenland. Vom Berge Lincoln aus hatte die wissenschaftliche Expedition der HH. Hayden, J. G. Gardner ꝛc. „einen Ausblick auf etwa 200 Berge, deren jeder mindestens 13000 engl. F. hoch ist", viele aber (angeblich zwei und zwanzig:) zwischen 14000 und 14500 F. Höhe haben).

Nr. 11—12. — Neue Reisen auf Neuguinea (Die wichtigste neuere Expedition zur Erforschung der großen Papua-Insel ist diejenige Ad. Bernh. Meyers vom J. 1872—73, beschrieben in den Mittheilungen der k. k. geogr. Gesellschaft zu Wien, Bd. XVI, Nr. 11—12. Uebersichtliche Skizze dieser hauptsächlich in der s. g. Geelvinck-Bay und deren Umgebungen sich haltenden Reise und ihrer Ergebnisse. Dann Uebersicht über die früheren Reisen von Schouten, Dampier, Baugainville, Dumont d'Urville, u. s. f. Auf die der A. B. Meyer'schen kurz vorhergegangenen Reisen von Cerruti, Beccari und Miklucho Maclay (1870—72) wird hier nicht näher eingegangen). Die deutsche Expedition in der libyschen Wüste. Ein Brief von Gerh. Rohlfs (datirt „Gasr. in Dachel, 11. Jan. 1874). — Hermann Bambéry's Jugendwanderungen (Autobiographische Mittheilungen des berühmten Orient-Reisenden, und zwar die Anfangszeit seiner gefahrvollen Reisen unter Türken und Persern schildernd, von seiner Abreise von Constantinopel im J. 1861 an, bis zu seiner Ankunft in Teheran und seinem ersten Betreten der Bucharei. Die Skizze schließt sich an die unlängst im „Daheim" veröffentlichte an, welche die Jugendgeschichte Bambéry's und seinen Aufenthalt in Constantinopel behandelte. Von besonderem Interesse ist, was der Reisende zur Rechtfertigung seiner grundsätzlichen Verstellung gegenüber den fanatischen Muselmännern sagt; Accomodation an deren bigotte Sitten, Grundsätze und Ausdrucksweisen erklärt er für die unerläßliche Grundbedingung jedweden Reiseerfolgs von Europäern in diesen Ländern). — Die Eingeborenen am Lake Hope in Süd-Australien. — Die Vegetationsgeschichte der Erde. Von Dr. Thomé (Mit e. Karte der 24 verschiednen Reichen oder Zonen der Landflora des Erdballs). — Zustände der afrikanischen Westküste. — Limmat und Reuß. Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde.

Nr. 13—15. — Wanderungen an der Westküste von Afrika (besonders an der Elfenbein- oder Zahn-Küste, sowie an der Goldküste. Mit Mittheilungen über Fetischwesen, Menschenjagden und Menschenopfer ꝛc., auch über die bisherige Geschichte der europäischen Niederlassungen an diesen Küsten, der wiederholten Kriege mit den Ashantis, ꝛc. ꝛc. Auf Grund des Reiseberichts des Franzosen de Langle). — Der Jakuter Volksstamm in Sibirien. Von Albin Kohn. — Das vorarische Volk der Brahui in Beludschistan (Auf Grund der Reise des engl. Arztes Dr. Bellew „vom Indus zum Tigris", 1872. Mit einigen bildlichen Darstellungen der merkwürdigen Steinbauten dieses Fischervolks, das als Nachkommenschaft der zu Alexanders des Gr. Zeit die betr. Küstengegenden be-

wohnenden indischen Aethiopen bezeichnet wird). — Ueber Handels- und Verkehrssprachen in Nordamerika. — Eine Erinnerung an Heinrich v. Maltzan (Mittheilungen Karl Andree's über seinen persönlichen Verkehr mit dem berühmten, am 22. Febr. d. J. durch Selbstmord zu Pisa verstorbenen berühmten Arabienreisenden. Besonders anziehend ist geschildert, wie v. M. einst zu Dresden in As'. Beisein das bekannte Pilgergewand der Araber, den Ihram, angelegt und ganz im Tone eines Mekkapilgers, „Labik, Labbaika! Hier bin ich, Allah, zu dir flüchtete ich" 2c. ausgerufen habe — um seinem staunenden Freunde einen anschaulichen Beleg dafür, wie völlig er sich in Sprache, Aussehen und Haltung der Muselmänner eingelebt hatte, zu geben. Mit einem Porträt v. Maltzan's in Holzschnitt).

Nr. 16—17. — Schlagintweit Hochasien (Empf. Besprechung von Bd. II und III des berühmten H. v. Schlagintweit'schen Reisewerks: „Reisen in Indien und Hochasien", Jena 1871—72). — Neue Entdeckungsreisen in Australien (I. Ernst Giles und Carmichael's Reise im Sommer 1872; II. Gosse's Expedition, im Sommer 1873; III. Egerton Warburton's und IV. Elphinstone Dalrymple's Expeditionen — beide erst in jüngster Zeit ausgeführt und ihren Resultaten nach noch ungenügend bekannt). — Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas. — Ein Besuch beim Khedive in Kairo (Aus H. v. Maltzans „Reisen in Südarabien", Bd. I, Braunschweig, 1873). — Wilh. Lejean's Streifzüge in Südosteuropa (Skizzen aus dem Reisewerke desselben französ. Forschers, dessen bulgarische Studien früher unter der Ueberschr. „Aus dem Illyrischen Dreieck" auszugsweise mitgetheilt worden waren. Die gegenwärtigen Mittheilungen beziehen sich auf Philippopolis, Prilip, Monastir, das nördl. Albanien, Scutari 2c.). — Nationalität und Kirche im östlichen Congreßpolen. Von C. Petzel in Breslau. — Die Städtenamen in den Ver. Staaten von Nordamerika (eine „bunte Musterkarte", ja „ein wahres babylon. Wirrsal, zusammengestoppelt aus allen Nationen und allen Civilisationen"!).

Nr. 18—20. — Die Zigeuner (Aufzählung der 13 Gruppen, in welche diese „kosmopolitischen Vagabunden" von Franz Miklosich in seiner 1873 erschienenen gediegnen Monographie eingetheilt werden). — Douglas Forsyths Gesandtschaftsreise nach Kaschgar (mit einer interess. Schilderung der unglaublich vielen und nahrhaften Gerichte, welche die von Forsyth geleitete brit. Gesandtschaft gelegentlich eines Festmahls beim Gouverneur von Kaschgar genießen mußte. Das dem Atalik Ghazi und seinen Regierungsbeamten betreffs ihrer Civilisationsstufe ausgestellte Zeugniß des Reisenden lautet übrigens im Ganzen nicht ungünstig). — Im Hinterindischen Archipelagus (Auszüge und schöne Abbildungen aus Alfr. Russel Wallaces bekanntem Reisewerke, desgleichen aus Bickmore's, Cockerells und Andrer Reisender Beschreibungen der hinterind. Inselwelt 2c. 2c.). — Die Götter der wilden Indianer in Brasilin (Dr. Cantr. de Magalhaes zu Rio Janeiro, der Gewährsmann des Referenten, bestreitet, daß die brasil. Indianer etwa auch Teufelsdienst übten, wie span. und portug. Missionare behauptet hätten. Er führt eine Reihe von ihnen verehrter Gottheiten ohne eigentlich diabolischen Charakter auf). — Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit. Von F. Kanitz (folgt ganz und gar der bekannten Lubbockschen Classification dieser Denkmäler, als entweder der paläolithischen oder der neolithischen, oder der Bronze- oder der Eisenzeit entstammender Artefacte der ältesten Menschheit). — F. Host's Reise an die Quellen des Vermejo und des Picolmayo (im nördl. Argentinien und in Bolivia).

Inhalt.

Seite

I. Aufsätze allgemein- wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts: Immanuel Kant und J. Swedenborgs Visionen. Von Prof. Dr. Hoffmann 1
Die neue hessische Kirchenverfassung (Schluß.) 10
Zur Charakteristik der heutigen dänischen Predigt. Von Dr. C. H. Kalkar . . . 15
II. Recensionen: Encyclopädie. Meyers Conversations-Lexicon 26
Theologie. Luthardt, die Eigenthümlichkeit der vier Evangelien — Theologisch-homiletisches Bibelwerk — Gebhardt, der Lehrbegriff der Apokalypse — Plitt, die Apologie der Augustana — Sauer, Geschichte der christlichen Kirche — Nottrott, die Goßner'sche Mission unter den Kolhs — Luthardt, Kompendium der Dogmatik — Neueste Literatur. 27
Praktische Theologie. Predigten. Kübel, Umriß der Pastoraltheologie — Eberle, Luthers Psalmen-Auslegung — Herold, Passah-Andachten — Decke, die goldenen Worte des Neuen Testaments — Kunel, Predigten — Steffan, Ein Blick in die letzte Adventszeit — Bauer, Von der nimmer aufhörenden Liebe — K. F. Harttmann's Beichtreden — Geißler, Evangelische Predigt-Studien — Stieß, Bilder und Klänge aus Zion — Schott, Psalmen — Neueste Literatur 40
Philosophie. Bratuschek, die Bedeutung der platonischen Philosophie — Steinhart, Platons Leben — Teichmüller, Aristotelische Forschungen — Neueste Literatur . . 45
Politik, Kirchenpolitik. Harries, Ueber die Aussichten des Altkatholicismus und seiner Unionsbestrebungen — Graf Reichenbach, die Unfehlbarkeit des Papstes — Mühe, Zwölf Fragen über Civil-Ehe — Die Generalsynode von 1873 und die Augsburger Adresse — Neueste Literatur 49
Geschichte. Schaefer, Abriß der Quellenkunde der griechischen Geschichte bis auf Polybios — Gohr, Elementarbuch der Weltgeschichte — Bacmeister, das Leben des Julius Agricola. — Stoll, Erzählungen aus der Geschichte — Neueste Literatur . . . 51
Biographie. Elvers, Victor Aimé Huber — Frank, Aus dem Leben christlicher Frauen — Neueste Literatur 54
Ethnographie, Geographie, Reisen. Poschel, Völkerkunde — Aubel, Hermann und Karl, Ein Polarsommer — Meyer's Reisebücher — Neueste Literatur . . . 58
Pädagogik. Pfeiffer, Die Volksschule des 19. Jahrhds. — Curtman's Lesebuch — Dietlein, die Poesie in der Volksschule — Zinzow, Geist und Bildung des römischen Volkes — Frick, Vier Entlassungsreden — Neueste Literatur 65
Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Jürgens, Neues etymologisches Fremdwörterbuch — Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre — Klette, Jenaer Literaturztg. — Neueste Literatur 69
Erzählungen, Gedichte. Böhm, der Landsknecht mit dem einäugigen Wamms — Montgomery, Unverstanden — Meister, Sammlung deutscher Gedichte — Seidel, Blätter im Winde — Muth, Haidenröslein — Muth, Wintergarten — Fries, Wege des Herrn — Stöber, Schuld und Gnade — Lampert, des Thürmers Töchterlein von Rothenburg — Martin im Grund, diesseits und jenseits der Alpen — Neueste Literatur 73
III. Referate aus Zeitschriften: Das Ausland, Nro. 10—20, 1874 — Globus, Bd. XXV. Nro. 10—20. 77

Luthers Werke, Bibelausgaben von Werth, sowie ältere und neuere protestantische Theologie im Allgemeinen, kauft stets
T. O. Weigel in Leipzig.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Herman Grimm, Fünfzehn Essays.

(Zweite vermehrte Auflage der „Neuen Essays".) Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Bande sind nunmehr die geschichtlichen und literargeschichtlichen Essays vereinigt. Von den hier aufgeführten sind sieben in den früheren Bänden nicht enthalten.

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Luise Seidler. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander v. Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Gervinus. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Berlin.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz & Goßmann.